

Christian Heermann

Geheimwaffe Fliegende Untertassen

Gauner - Gaukler - Gangster

**Ein Kriminalreport
über Geschäfte und Verbrechen
mit der Dummheit**

Scanned by wintex

Non olet

Die Herrschaft von Kaiser Nero endete im Jahre 68 unserer Zeitrechnung. Um den vakanten Thron entbrannten heftige Kämpfe, im alten Rom tobte der Bürgerkrieg. In diesem „Vierkaiserjahr“ setzte sich schließlich Vespasian durch, der von 69 bis 79 die Krone tragen konnte.

Obwohl sich die römische Sklavenhaltergesellschaft noch auf dem Höhepunkt befand, mehrten sich die Zeichen wirtschaftlicher Stagnation. Es gab keine freien Produzenten mehr, die Sklavenarbeit dominierte. Damit aber waren für eine Weiterentwicklung der Produktivkräfte kaum noch Anreize vorhanden, was wiederum die Position Roms auf den auswärtigen Märkten verschlechterte. Konkurrenten verbuchten zunehmende Erfolge, und selbst die römischen Provinzen konnten wohlfeilere Ware anbieten.

Nun wollte aber die herrschende Sklavenhalteraristokratie keinesfalls auf das bisher gewohnte Wohlleben mit fremdländischen Luxusgegenständen und exotischen Gewürzen verzichten. Da diesen Einfuhren immer weniger Waren entgegengesetzt werden konnten, flossen Gelder und Edelmetalle aus Rom ab.

Die Handelsbilanz verschlechterte sich, und auch die Herabsetzung des Feingehaltes der Münzen konnte daran nichts ändern. So versuchte Kaiser Vespasian, die chronische Finanznot durch neue Steuern zu mindern. Als er dabei auf die Idee verfiel, sogar den menschlichen Urin — die Grundlage mancher Medikamente im alten Rom — mit einer Staatsabgabe zu veranlagern, war das selbst seinem Sohn zuviel. Titus, der spätere Kaiser, tadelte seinen Vater.

Als nun Vespasian das erste Geld aus der Urin-Steuer erhalten hatte; rief er Sohn Titus zu sich, hielt ihm die Münzen unter die Nase und fragte: „Riecht das Geld, mein Sohn?“

„Non olet — es riecht nicht“, mußte Titus wahrheitsgemäß bekennen.

„Und dennoch stammt es aus dem Urin“, triumphierte Vater Vespasian.

Aus diesem Dialog, so ist es überliefert, entstand die Sentenz „Geld riecht nicht“, wobei die drastischere Fassung vom nichtstinkenden Geld die historische Wahrheit wesentlich besser trifft.

Geld regiert die Welt der Klassengesellschaft, und zu keiner Zeit scherten sich die Herrschenden um den Geruch der Quellen, aus denen sie schöpften. Immer eignete sich eine Minderheit an, was die Mehrheit der Menschen durch ihrer Hände Arbeit und die ihres Geistes schuf. Solcher Diebstahl blieb über die Jahrhunderte legalisiert, nur wurden seine Methoden subtiler und brutaler zugleich.

Dieser Lebensmechanismus der Klassengesellschaft brachte gesetzmäßig jene Kriminalität mit sich, für die es keine Toleranz innerhalb der geheiligten Ordnungen gab. Für manche Kategorien von Verbrechen verschoben sich allmählich die Grenzen oder verwischten sich sogar, und Friedrich Engels mußte schließlich feststellen, daß „in der entwickelten kapitalistischen Produktionsweise kein Mensch daraus schlau wird, wo eigentlich der ehrliche Gewinn aufhört und wo der Betrug beginnt“.

In diesem Buch wollen wir von Menschen erzählen, die mit Phantasie und Einfallsreichtum an dieser Grenze ihre Geschäfte machten. Gauner, Gaukler und Gangster, Hochstapler, Abenteurer und Scharlatane — von bescheidenem Zuschnitt und von gespenstischen Dimensionen — nutzten Möglichkeiten und Situationen, um sich auf noch erlaubte oder bereits verbotene Art und Weise zu bereichern.

Der Autor bekennt, daß ihm Vorreden oder Nachworte zu Büchern, denen eine Aufgabe der Unterhaltung nicht als letzter Zweck zugeschrieben wird, verpönt sind. Dennoch wurde dieser Prolog vorangestellt, weil wir dem Leser eine Versicherung schuldig zu sein glauben:

Manches an den geschilderten Fällen erscheint schier unglaubhaft. Aber das Buch berichtet nur Tatsachen. Insonderheit wurden die aufgenommenen Zitate, die eine deutlichere Sprache als jeder Kommentar liefern, mit besonderer Sorgfalt überprüft. Wo immer es möglich war, und das konnte in den meisten Fällen erreicht werden, zitierten wir aus Originalquellen.

Prinz Harry und Prinzessin Martha

Der Entschluß im Keller

„Bedaure, junger Mann, wir kaufen nichts.“

Das Gesicht des Dieners drückte Gleichgültigkeit aus, als er das Portal zuschnappen ließ. Seufzend wandte sich der Zigarettenhändler ab und lief die wenigen Stufen hinunter.

Der eisigkalte Schneesturm zerrte am dünnen Mantel des jungen Mannes. Dieser hielt die Tasche mit den Zigaretten und Zigarrenpackungen eng an sich gepreßt und eilte nun mit raschen Schritten über den freien Platz zum nächsten prunkvollen Gebäude. Die klammen Finger erfaßten die bronzene Löwentatzenimitation, im Innern des palastähnlichen Hauses schepperte eine Glocke.

Minuten vergingen; dann wagte es der Mann ein zweites Mal, die kalte Löwentatze anzuheben. Nach einigem Warten öffnete sich lautlos ein Flügel der Tür. Ein blasierter Diener in dunkler Livree musterte unmutig den Verursacher der Störung.

„Sie verzeihen gnädigst“, begann der Mann mit der Tasche, „mein Name ist Domela. Ich bin Vertreter eines Tabakwarengeschäftes.“

„Können Sie nicht lesen?“ fiel ihm der Livrierte barsch ins Wort und zeigte auf eine kleine Tafel neben der Tür: „Betteln und Hausieren untersagt, steht dort!“

„Aber ich komme als beauftragter Vertreter einer Firma, und . . .“

Der junge Mann konnte den Satz nicht beenden, die Tür war ihm vor der Nase zugeschlagen worden. „Verdammtes Adelspack“, fluchte er leise vor sich hin, „und die Diener sind genauso hochnäsiger und geiziger als ihre Herrschaften.“

Noch immer tobte der Sturm durch die Straßen, Schnee- verwehungen häuften sich auf den Fußwegen, mindestens knöchelhoch lag auch an anderen Stellen das glitzernde Weiß. „Schluß für heute“, sagte sich der Zigarettenvertreter, als er bemerkte, daß die Nässe überall in seine zerschlissenen Halbschuhe gedrungen war. Es dauerte nicht lange, bis er seine Unterkunft in einer kleinen Nebenstraße von Potsdam erreicht hatte.

Das spärlich möblierte Zimmer in einer Kellerwohnung bot lediglich Schutz vor den ärgsten Unbilden der Natur. Ein Ofen fehlte, die Wände waren feucht. Stellenweise hatten sich Eiskristalle gebildet. Rasch legte der Mann die nassen Kleidungsstücke ab und hängte sie über einen Stuhl. Ihm graute vor der Gewißheit, daß die Sachen bis zum nächsten Morgen kaum etwas trocknen würden.

Nunmehr blieb ihm nichts anderes mehr übrig, als unter die Decke seiner Lagerstatt zu schlüpfen. Er griff in die Strohmattatze hinein und angelte sich eine Flasche heraus, die noch einen schäbigen Rest „Getreide-Doppelkorn“ enthielt.

Zwei kleine Schlucke, dann war die Flasche leer. Im selben Moment klopfte es an der Tür, und ohne den „Herein“-Ruf abzuwarten, betrat eine aus allen Fugen geratene Endfünfzigerin das Zimmer.

„Na, wie ist das heute, Domela?“ keifte sie ohne Gruß los. „Wir haben schon den Dritten. Was ist nun mit der Miete?“

„Ich bitte Sie noch um einen Tag Geduld. Heute hatte ich überhaupt kein Glück.“

Der Mann bemühte sich, unauffällig die Flasche unter die Decke zu bugsieren. Doch die Dicke bemerkte sein Bemühen.

„Nachmittags um viere im Bett liegen und saufen“, kreischte sie weiter, „dabei kann niemand Geld verdienen. Ha, ha, und das heißt dann, kein Glück gehabt. Na schön, ich warte noch einen Tag. Wenn du morgen nicht bezahlst, fliegst du hier 'raus.“ Ihr Blick fiel auf den Stuhl mit den nassen Sachen: „Das haben wir besonders gern. Saufen, keine Miete und dann noch die Möbel ruinieren.“

Dann drehte sie sich plötzlich um, schrie nochmals: „Bis morgen!“ und knallte die Tür ins Schloß.

Lange starrte der Mann zur Decke. „Was nun?“ fragte er sich und grübelte weiter: „Als Harry Domela kann ich hier in Potsdam keine Geschäfte machen. Überall Adel, Militärs, Höflinge . . . Mensch, ich bin doch nicht blöd. Ich markiere einfach einen von denen, die sich 'ne Krone ins Schnupftuch stecken lassen.“

Nach diesem Einfall besserte sich seine Laune schlagartig. Trotz brummenden Magens und der noch relativ frühen Stunde verfiel er bald in einen tiefen Schlummer.

Am nächsten Morgen machte sich Harry Domela wieder auf seine Tour durch Potsdams Straßen. Er war wegen des

hereingebrochenen Winters ganz auf die Stadt angewiesen und konnte mit dem Fahrrad nicht mehr durchs märkische Land fahren. Dort hatte er zuvor in den Dörfern ziemlich gute Umsätze gemacht. Die Provisionen flössen zwar spärlich, ermöglichten aber ein bescheidenes Leben. In der Stadt hingegen kaufte fast niemand etwas von dem Händler, der von Haus zu Haus zog. Das sollte sich ändern. Domela versuchte es gleich bei einem der zahlreichen gräflichen Herrenhäuser von Potsdam. Dem Diener gegenüber trat er selbstsicher auf.

„Melden Sie bitte Ihrer Herrschaft den Grafen von der Recke!“

Die Aufnahme war glänzend. Domela alias von der Recke wurde sofort ins Haus gebeten und der Familie vorgestellt.

„Von der Recke? Von der Recke? Ihr Name kommt mir sehr bekannt vor, lieber Graf, sinnierte der Hausherr.

„Glaube ich gern“, erwiderte Domela, „alteingesessene Familie im Kurland, jetzt in alle Winde zerstreut. Wurden von den Letten ausgewiesen.“

„Welch schlimmes Schicksal, welcher Jammer“, ereiferte sich die Gräfin.

„Ist in der Tat schlimm“, bestätigte der Zigarettenvertreter und setzte in einem Tonfall fort, mit dem er genau den adligen Jargon traf: „Bin gezwungen zu arbeiten. Zigarettenbranche. Hätte sich Vater nie träumen lassen.“

Harry Domela war gebildet und verfügte über gute Manieren. Das Spiel als Graf fiel ihm nicht schwer. Sein erster Auftritt zog sich über Stunden hin. Der Hausherr führte ihm seine Sammlung japanischer Kunstschatze vor, und Domela konnte auch hier mitreden.

„Mein lieber junger Graf, ich bin begeistert“, krächte der Potsdamer Edelmann. „Nur selten finde ich jemanden, mit dem ich über Japan plaudern kann. Sie bleiben selbstverständlich zum Dinner da.“

Vage deutete Domela auf seine Tasche.

„Ach was, lieber Freund, das kaufe ich Ihnen ab. Dann besprechen wir, welche Familien Sie in Potsdam noch besuchen. Mit meiner Empfehlung. Werde doch einen Grafen nicht im Stich lassen. Wir müssen zusammenhalten in dieser Republik. Ein Jammer, diese Zeiten!“

Das Tor war aufgestoßen. Domela eilte von einer blaublütigen Familie Potsdams zur nächsten, überall willkommen und bemitleidet ob seines Schicksals. Seine Tabakwarenum-

sätze erreichten Höhen, von denen er zuvor nicht einmal zu träumen wagte. Der Winter 1925 zu 1926 hatte für Harry Domela seine Schrecken verloren.

„Immer mehr Einladungen konnte ich entgegennehmen“, erinnerte er sich später, „immer besser lernte ich die Potsdamer Adelsgesellschaft kennen: sie war und blieb eine Welt von gestern ... Dabei schienen sie mir doch alle zu wissen, daß die Zeit über sie und ihren verstaubten Krempel hinweggegangen war. Ihrem apathischen Verhalten zur Gegenwart entsprach die müde Stimmung, die über dieser Stadt lastete. Die Luft über Potsdam war schwer und lähmend. Eine sterbende und doch anmutende Welt; beschränkte, hochfahrende und dennoch dank ihrer Formen anziehende Menschen ... Jedenfalls für mich.“

Bei den „Baltikumern“

Wer war dieser Harry Domela, der in Potsdam ein so brillantes Debüt als Hochstapler hatte?

Vor langer Zeit — „vielleicht vor ein paar hundert Jahren“, wie Domela glaubte — waren seine Vorfahren nach Rußland ausgewandert und hatten sich in der Nähe von Riga niedergelassen. Dort wurde er 1904 geboren und wuchs in einer Familie auf, die als einigermaßen wohlhabend gelten konnte. Der Vater betrieb eine Getreidemühle, starb aber bald.

Als nach Ausbruch des ersten Weltkrieges kaiserlich-deutsche Truppen das Kurland besetzten, wurde der Sohn von der Mutter getrennt und kam in ein Kinderasyl nach Riga, das ihm als „die Hölle auf Erden“ in Erinnerung blieb.

Nach dem Sieg der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution war die junge Sowjetmacht gezwungen, den Raubfrieden von Brest-Litowsk zu unterzeichnen, denn nur auf diese Weise konnte sie sich eine Atempause zu ihrer Festigung schaffen. Große Gebiete, darunter das Baltikum, wurden von Sowjetrußland abgetrennt.

In diesen baltischen Ländern waren deutsche Truppen stationiert, die zum großen Teil auf Befehl der Entente auch nach Beendigung des ersten Weltkrieges dort verblieben. Sie fanden sich zum reaktionären Freikorps der „Baltikumer“ zusammen. Unter dem Kommando nationalistischer, meist junkerlicher Offiziere kämpften sie gegen die Sowjetmacht

und brachten Terror und Schrecken über die baltischen Länder. Harry Domela, 14 Jahre alt und erst vor wenigen Wochen aus dem Kinderasyl entlassen, wurde von den „Baltikumern“ rekrutiert.

In den Reihen dieser Landsknechte, die — so Domela — „eigentlich aber gar nicht wußten, wofür sie sich schlugen“, konnte er die Manieren der adligen Offiziere beobachten. Die Chargierten überboten sich mit Prahlereien über ihre vermeintlichen Heldentaten.

„Hier habe ich das Lügen und Aufschneiden gelernt“, bekannte Domela später in seiner Autobiographie. Er empfand „Freude am Vagabundieren, Freude am Abenteuerleben“, und er fühlte sich wohl in den Reihen dieses Freikorps, das mordend und sengend durchs Land zog. 1920 wurde seine Einheit nach Jüterbog verlegt und formal aufgelöst. Domela erhielt die Order, sich in der Garnison in Neuruppin zu melden: Der Freikorpssöldner verwandelte sich in einen Reichswehrsoldaten und gehörte jenen Truppen an, die nach dem Kapp-Putsch den blutigen Terror gegen die Arbeiterbewegung im Ruhrgebiet fortsetzten.

Als für die herrschende Klasse die größte Gefahr abgewendet war, sah sich die Reichswehr in der Lage, die für sie geltenden gesetzlichen Vorschriften wieder genauer zu beachten. Der erst sechzehnjährige Harry Domela erhielt seinen Abschied aus den Streitkräften der Weimarer Republik.

„Nun kam für mich wieder eine trostlose Zeit“, kommentierte er dieses Ereignis, obwohl der Auftakt zunächst verheißungsvoll erscheinen mochte. Als Lakai einer jungen Baronin konnte er noch seine Studien in der Welt des Adels vervollkommen. Aber dann lösten sich Stationen der Hoffnungslosigkeit in rascher Folge ab: Landarbeiter in der Mark, Ziegelbrenner im Havelland, Saisonarbeiter zur Zuckerkampagne in der Börde, Kistenschlepper in Erfurt; schwerste körperliche Arbeit überall, der sich der schwächliche Domela kaum gewachsen zeigte. Von der Fabrik führte der Weg meist in die Kneipe und mit Vollrausch später ins Bett oder auch gleich wieder zurück zur Fabrik. Ob so oder so, fit sein für die Arbeit mußte er, und das gelang oft nur mit Hilfe vieler Kübel Wasser.

Schließlich kam die Straße. Auf dem Arbeitsamt in Berlin sah Domela nur Schulterzucken. Er übernachtete in den Wartesälen 4. Klasse und lief tagsüber als Bettler durch die Straßen. Vierzehn Tage lang bekam er regelmäßige Mahlzeit-

ten, als er eine Gefängnisstrafe wegen des Diebstahls einiger Löffel verbüßen mußte.

Harry Domela stand vor dem Hotel „Adlon“ und starrte ins Vestibül. Eine Welt von Licht und Wohlleben strahlte ihm entgegen. Dann machte er sich auf den Weg in die Fröbelstraße, eine Querstraße der Prenzlauer Allee. Sein Ziel: „Städtisches Obdachlosenasyll“. Wer rechtzeitig dort ankam, durfte die Nacht kostenlos auf einem Eisengestell mit Drahtgeflecht verbringen und bekam einen Brotkanten geschenkt.

Durch einen Zufall erfuhr Domela, daß ein Tabakwarengeschäft in Potsdam einen Reisevertreter suchte. Mitte 1925 trat er diese Stellung an, aber er blieb nach wie vor nur Zaungast der „Golden Twenties“. Als ihm schließlich wieder die Straße drohte, mauserte sich Harry Domela zum Grafen von der Recke. Und für seine Metamorphose hatte er genau den richtigen Ort gewählt.

In Potsdam war Preußens Glanz und Gloria zwar leicht verblichen; die Blaublütigen gaben in der Stadt aber nach wie vor den Ton an, sie träumten von dem alten Geist und schwärmten von vergangener Kaiserherrlichkeit. Feudaler Klassensolidarismus gehörte zum Ehrenkodex; man bedauerte zumindest jene Barone, Grafen oder gar Durchlauchten, die durch den Gang der Geschichte gezwungen waren, auf profane Weise für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Es gab auch manche direkte Unterstützung, die sich allerdings in bescheidenen Grenzen hielt. Bei einer Einladung zum Dinner oder Souper verschenkte man keine Reichtümer.

Nur geht auch an der Havel ein Krug nur so lange zu Wasser, bis er bricht. Für den Grafen von der Recke wurde zum Verhängnis, daß er sich vor seinem gräflichen Debüt schon an manchem kronenverzierten Portal Potsdams schlicht und einfach als Harry Domela vorgestellt hatte. Doch zuvor kam noch ein großer Auftritt. Die Gattin des Oberbürgermeisters von Berlin gab sich die Ehre, den Grafen zu empfangen.

Wenig später erhielt die Polizei in Potsdam einen Tip, daß von der Recke gar nicht von der Recke wäre. Die Richtigkeit dieser Behauptung festzustellen, das fiel nicht schwer. Harry Domela wurde verhaftet.

Einige der genasführten Hochwohlgeborenen forderten wutentbrannt die Bestrafung des Bösewichts, der es gewagt hatte, in die Creme der Gesellschaft, für die sie sich hielten, einzudringen. Die meisten jedoch schluckten stillschweigend ihre Empörung. Sie wollten zum Schaden nicht noch den

Spott heraufbeschwören. Auch das Gericht kehrte die Affäre rasch unter den Teppich. Harry Domela bekam drei Monate Gefängnis, die er in Berlin verbüßen mußte. Dadurch, so glaubte man in Potsdam, könnte die ganze Sache am ehesten der Vergessenheit anheimfallen.

Diese Rechnung wäre aufgegangen, hätte Harry Domela nicht sein Spiel mit höherem Einsatz fortgesetzt.

Im Frühsommer 1926 öffneten sich für ihn die Gefängnistore. Von einer Fürsorgerin hatte er sich überreden lassen, als Knecht auf einem Bauerngut bei Brandenburg zu arbeiten, obwohl er auf Grund seiner schwächlichen physischen Konstitution bei solchen Versuchen schon einige Male gescheitert war.

Domela quälte sich über den Sommer hinweg. Die „Fürsorgerin“, so mußte er bald erkennen, war nichts anderes als eine auf eigenen Profit bedachte Geschäftsfrau, die den Bauern entlassene Strafgefangene als billige Arbeitskräfte zuführte. Hinzu kam noch, daß sich gerade sein Gutsherr als ausgesprochen fieser Typ erwies: das Beleidigen und Schikaniazen der Knechte zählte zu dessen bevorzugten Spaß. So trat ein, was nicht ausbleiben konnte. Harry Domela verließ das Gut und schlug sich nach Hamburg durch.

Die Absicht, in Argentinien sein Glück zu suchen, gab er bald wieder auf, nachdem er einige entmutigende Schilderungen über die Not vieler Auswanderer gehört hatte.

Mit Gelegenheitsarbeiten wie Teppichklopfen, Hilfe bei Umzügen oder Gärtnern in Villengrundstücken hielt er sich über Wasser. Ab und zu besuchte er einen Spielsalon, und es gelang ihm tatsächlich, seinen Einsatz ein paarmal zu verdoppeln. Rechtzeitig jedoch machte er Schluß, bevor ihn der Spielteufel ganz in die Gewalt gezogen hatte. Sein verdientes und erspieltes Geld wollte er besser anlegen, ihm war die Idee zu einem neuen Coup gekommen.

Gast der Saxo-Borussen

Als Adliger hat man überall Erfolg, sagt sich Domela, und eine solche Panne wie in Potsdam darf nicht wieder passieren. Und wie läßt sich das erreichen? Man nütze dazu die Erfahrung, daß größere Lügen stets glaubhafter wirken als kleinere. Also kletterte man auf der adligen Stufenleiter einige

Sprossen nach oben. Graf sein ist zwar schon recht gut, als Prinz jedoch dürfte man besser einschlagen. Und schon fällt ihm auch der passende Name ein.

Wieder begann die Chamäleon-Prozedur, Harry Domela verwandelte sich in den Prinzen Lieven, den man fortan nur noch mit „Durchlaucht“ ansprechen durfte. Er kaufte sich eine Fahrkarte, und im Nacht-Expreß Hamburg—Basel durchdachte er sein Vorhaben im Detail. Als er schließlich in Heidelberg ausstieg und dann den Bahnhof verließ, war der Plan fertig.

Ein milder Herbstmorgen begrüßt den frischgebackenen Prinzen. Langsam löst sich der durchsichtige Nebel auf, die ersten Sonnenstrahlen spielen im bunten Herbstlaub. Ein prächtiges Panorama bietet sich von der Terrasse der Burgruine aus dem Beschauer. Das glitzernde Band des Neckars liegt eingebettet in flammendem Rot von Buchen- und Eichenwäldern. Grau schimmern die Dächer der enggeschachtelten Stadt, hin und wieder von roten Farbtupfen durchbrochen.

Gleichsam symbolisch hatten Durchlaucht von Lieven den Besuch in Heidelberg mit einer Wanderung zum Burgberg begonnen, um dann in die Stadt hinabzusteigen.

Als sich der Prinz nach den Saxo-Borussen erkundigte, war er keinesfalls erstaunt, daß man ihm nicht den Weg zur Universität beschrieb, sondern zwei Kneipen nannte. Entweder im Bierlokal „Zum Seppel“ oder in der Weinstube „Sonne“ könne er die Korpsstudenten finden, je nachdem, welches Getränk den künftigen Akademikern im Moment am besten geeignet erschien, um ihren Durst zu löschen. In der „Sonne“ hatte der Prinz Glück; von den Korpsstudenten war keiner anwesend. So konnte er sich der Wirtin vorstellen, wieder verschwinden und nach einiger Zeit erneut auftauchen. Die Saxo-Borussen erwarteten ihn schon mit Spannung. Das erhöhte die Glaubwürdigkeit beträchtlich.

„Gestatten, gnä' Frau, Prinz Lieven, Leutnant im 4. Reiterregiment Potsdam“, begann Harry seinen Auftritt. „Sind die Herren von den Saxo-Borussen schon hier?“

Die Wirtin strahlte vor Freude darüber, einen leibhaftigen Prinzen vor sich zu haben.

„Bedaure sehr, Durchlaucht, die Herren sind noch auf dem Katerbummel. Sie hatten gestern eine schwere Kneipe.“

„Schade, aber die Herren werden ja wiederkommen. Bin für einige Tage in Heidelberg, gnä' Frau. Will mir das Korps

etwas ansehen. Jüngerer Bruder wird nächstes Semester hier studieren. Will bei den Saxo-Borussen aktiv werden. Deshalb mein Interesse. Wer ist denn jetzt erster Chargierter?"

„Durchlaucht meinen den Grafen von Rotdorn-Troß. Der Herr ist sehr erkältet, aber am Abend kommt er immer her."

„Richten Sie bitte den Herren meine Hochachtung aus, gnä' Frau. Komme am Abend wieder."

Die „Sonnen"-Wirtin leistete gute Vorarbeit, und sie war sehr erfreut, als Durchlaucht nach einigen Stunden wieder Glanz in ihr Lokal brachten.

„Meine Herren, der Prinz ist soeben eingetroffen", rief sie ins Nebenzimmer.

Dort sprangen alle auf, als Harry den Raum betrat. Einer der Korpsstudenten eilte zur Tür und entbot den Gruß der Saxo-Borussen; er führte seine rechte Hand zum Hinterkopf.

Dann fragte er mit artiger Verbeugung: „Durchlaucht von Lieven?"

„Gewiß", antwortete Harry betont knapp.

„Von Heiburg", stellte sich der andere vor, „Fuchsmajor Saxo-Borussiae. Wir sind sehr glücklich über die Ehre, Durchlaucht bei uns begrüßen zu dürfen. Graf Rotdorn-Troß muß ich für heute bedauerlicherweise entschuldigen; die gestrige Kneipe ist ihm nicht gut bekommen. Darf ich mit Kommilitonen bekannt machen ..."

Der Prinz erzählte anschließend sein Märchen vom Bruder und galt dann als offizieller Gast der gleichermaßen berühmtesten wie berüchtigsten schlagenden Verbindung an der Heidelberger Alma mater. Seine täglichen Pflichten begannen mit der Teilnahme am Mittagstisch im Korpshaus und endeten nachts mit irgendeiner wüsten Sauferei.

„Auf zum Kotzen!"

Harry Domela war mit der Absicht nach Heidelberg gefahren, das „lustige Studentenleben", von dem er bisher nur gehört hätte, kennenzulernen. „Ich wollte einmal so recht fröhlich sein", schrieb er später. „Ich wollte unter jungen Menschen die ganze Misere meines bisherigen Lebens vergessen, und wenn es auch nur ein paar herrliche, unvergeßliche Tage werden sollten."

Obwohl er eine Zeitlang selbst dem Alkohol verfallen war, fühlte er sich vom Leben der Korpsstudenten aber bald abgestoßen. „Auf zum Kotzen!“ hieß einer ihrer „Trinksprüche“, denn die adligen Studenten sofften nicht nur, um besoffen zu sein. Wenn diese Parole erklang, dann wurde ermittelt, wer am schönsten kotzen konnte. Die jungen Herren erhoben sich von ihren Plätzen, ein Liter Bier war in der Eile noch rasch erlaubt — auf ex! —, und dann marschierten sie in ein eigens für diesen Zweck bestimmtes Zimmer der Kneipe.

Dort begann das Zeremoniell mit dem Befehl: „Eins, zwei, drei, fertig! Los!“

Nun galt es. Jeder steckte zwei Finger in Mund oder Gurgel. Wer am schnellsten kotzte und die größte Menge von sich gab, war Sieger.

An einem der zahlreichen Kneipabende hatte Domela alias von Lieven einen alten Herren des Korps zum Tischnachbarn. Der Graubart verfiel in höchstes Entzücken, als er erfuhr, daß der Prinz als Leutnant im 4. Reichswehr-Reiterregiment in Potsdam stehe: „Toller Zufall, Durchlaucht. Werden ja meinen Neffen, Grafen von Arnheim, kennen. Ist auch beim R.-R. 4.“

Nun folgten Fragen auf Fragen, eine peinlicher als die andere. Durch seine in Potsdam gesammelten Kenntnisse konnte Domela zwar manches beantworten, immer häufiger mußte der alte Herr aber auch darüber staunen, was sich alles gerade in allerletzter Zeit im Potsdamer Offizierskorps geändert hatte: „Nein, davon hat mir mein Neffe nichts erzählt, Durchlaucht! Graf Versen ist also nicht mehr Schwadronschef? Und den Namen des Regimentsadjutanten habe ich noch nie gehört. So viele Versetzungen auf einmal! Das hätte es unter Seiner Majestät niemals gegeben. Wo haben Durchlaucht denn vorher gestanden, wenn ich mir die Frage erlauben dürfte?“

„In Rathenow, R.-R. 3“, erwiderte Domela knapp, immer stärker auf Distanz bedacht.

„R.-R. 3“, krächte der alte Herr mit noch größerer Freude, „das waren doch die Husaren. Kenne ich ausgezeichnet. Habe einst selbst dort gedient. Jetzt steht mein Bruder in Rathenow. Ist wesentlich jünger als ich. Werden ihm ja schon begegnet sein. Über das R.-R. 3 müssen wir mal ausführlich plaudern, Durchlaucht! Vielleicht morgen abend. Ich bitte jetzt, mich verabschieden zu dürfen.“

„Bitte sehr!“

„Auf Wiedersehen, Durchlaucht! Bis morgen also.“

„Auf Wiedersehen!“

Alles andere jedoch als ein Wiedersehen mit dem graubärtigen Alten wünschte sich Harry Domela, der gerade noch um eine Bloßstellung herumgekommen war.

Er beschloß, aus Heidelberg abzureisen, zumal auch der allabendliche Rhythmus Saufen-Kotzen-Saufen keinerlei Anziehungskraft mehr für ihn besaß.

Hoheit, aber inkognito

Am nächsten Morgen gab es den Prinzen von Lieven nicht mehr. Ein Harry Domela reiste im Schnellzug nach Frankfurt und dann weiter nach Erfurt. Auch dieses Mal brachte die Fahrt Anregungen für den nächsten Akt, der nunmehr in der Blumenstadt über die Bühne gehen sollte.

In Heidelberg wäre ja beinahe wieder eine Panne eingetreten. Was habe ich dieses Mal falsch gemacht? fragte sich Domela. Er grübelte über die jüngsten Ereignisse, und bald hatte er es herausgefunden: Nur die nötige Distanz sichert den Erfolg!

Die Distanz aber ist eine Frage des Ranges im Adelsgeschlecht. Zu jedermann am weitesten wird sie, sitzt man ganz oben. Der größte Schwindel dürfte der beste Garant für den Erfolg sein. Nicht irgendeinen Prinzen, mit dem sich die lausigen Grafen fast auf du und du fühlen und den sie auszufragen wagen, muß man markieren, sondern *den* Prinzen; jenen, der den Adelskalender anführt! Und das natürlich in der gleichen Altersstufe!

Für die neue Metamorphose kam Harry Domela noch eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Manne zugute, dessen Rolle er nunmehr spielen wollte.

Als der junge Mann die Schritte vom Hauptbahnhof über den kleinen Platz zum Hotel „Erfurter Hof“ lenkte, hatte er die erneute Chamäleon-Prozedur schon hinter sich gebracht: dem Schnellzug war Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit Wilhelm, Prinz von Preußen, entstiegen.

Mit der notwendigen Würde näherte sich Harry dem Hotel. Er hatte sich ganz auf die Wilhelm-Rolle eingestellt, dachte an Großpapa und Exkaiser Wilhelm II., der im niederländischen Doorn im Exil lebte, und auch an Papa, an

den Kronprinzen Wilhelm, über dessen Aufenthaltsort er allerdings noch nichts wußte.

Um alles echt wirken zu lassen, hatte er sich noch einen besonderen Gag einfallen lassen. Der Kronprinzensohn reiste inkognito, und scheinbar widerwillig wollte er sich erst später als Kaiserliche Hoheit zu erkennen geben. So erhielt das Gästebuch zunächst den schwungvollen Eintrag „Baron von Korff“.

Nun kam es darauf an, den Übergang vom Baron zur Hoheit zu vollziehen. Die Gelegenheit dazu bot sich rascher als erwartet. Beim Stadtbummel las Domela über einem kleinen Geschäft den Namen „Gottlieb Portofei“, und er erinnerte sich sofort: einen solchen außergewöhnlichen Namen führte sein Freund, mit dem er vor ein paar Jahren hier in Erfurt gearbeitet hatte.

Portofei war tatsächlich sein Freund; durch Heirat mittlerweile zum kleinen Geschäftsmann „aufgestiegen“.

Das Wiedersehen wurde ausgiebig gefeiert, und schließlich deutete Domela sein Vorhaben an. Ohne Zögern erklärte sich Portofei zum Mitspielen bereit, zumal dabei kein Risiko für ihn erwuchs. Beide verabredeten sich zu einer bestimmten Zeit für das Hotel-Restaurant und nahmen dort an getrennten Tischen Platz. Portofei sprach dann aufgeregt einen Kellner an: dieser Mann da drüben am Tisch, das sei doch Wilhelm, Prinz von Preußen!

Das Gerücht verbreitete sich rasch. Domela saß betont gelangweilt in der Hotelhalle und beobachtete — innerlich schmunzelnd —, wie schnell die Saat aufging. Dann gab sich der Hoteldirektor die Ehre, den Gast persönlich zu begrüßen. Eine Plauderei entspann sich: über Erfurt, über das Hotel, die Gäste.

„Wir hatten schon viele prominente Persönlichkeiten in unserem Hause“, versicherte der Direktor. „Alle haben sich in das ‚Goldene Buch‘ des Hotels eingetragen. Falls es Herrn Baron interessiert, würde ich mich freuen, es Herrn Baron einmal zeigen zu dürfen.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Direktor. Würde mir die Unterschriften gern einmal ansehen.“

Der Hoteldirektor führte dann den Folianten vor, Blatt für Blatt, auf jedem ein bekannter Name.

„Sehen Sie hier, Herr Baron, den letzten Eintrag; erst ein paar Tage alt: Wilhelm Marx, Reichskanzler. Hier daneben müßte sich eine Persönlichkeit eintragen, die die Stellung des

Der zweiundzwanzigjährige Harry Domela (rechts) hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem preußischen Prinzen Wilhelm (links).



Reichskanzlers noch übertrifft, die einen Namen mit noch vollerm Klang hat. Wir hatten dabei an Herrn Baron gedacht."

„Marx — Korff?" fragte Domela. „Die Stellung eines Baron Korff ist doch nicht mit der des Kanzlers vergleichbar."

Der Direktor zögerte etwas, dann gab er sich sehr diskret: „Wer könnte denn sonst in Frage kommen außer Eurer Kaiserlichen Hoheit?"

„Glauben Sie etwa, daß ich . . ."

„Wir haben Eure Kaiserliche Hoheit doch sofort erkannt!"

„Sie haben gut beobachtet, Herr Direktor", erwiderte Domela, griff zum Stift und schrieb mit betonter Forsche: Wilhelm, Prinz von Preußen.

„Ich habe Ihnen diesen Gefallen gern getan, lieber Direktor", sagte Domela gönnerhaft, „aber ich habe eine große Bitte: ich wünsche unerkannt zu bleiben. Auch künftig also bitte nur Baron Korff!"

„Der Wunsch Eurer Kaiserlichen Hoheit ist für mich Be-

fehl. Ich bitte Eure Kaiserliche Hoheit aber herzlich, Eure Kaiserliche Hoheit mit dem Eurer Kaiserlichen Hoheit zustehenden Titel anreden zu dürfen, wenn niemand zugegen ist."

„Wenn es Ihnen Freude bereitet, lieber Direktor, gern. Aber dann auch mit dem richtigen Titel: ‚Königliche Hoheit'.“

„Ich danke Ihnen, Königliche Hoheit. Ich darf noch dem Wunsch Ausdruck geben, daß es Eurer Königlichen Hoheit in unserem Hause behagen möge. Wir werden jede Mühe aufwenden, von unserer Seite alles dazu beizutragen.“

Auf diese Weise hatte sich der Hochstapler als absolut glaubwürdig eingeführt. Trotz seiner Bitte, unerkannt bleiben zu wollen, verbreitete sich die Kunde natürlich rasch. Aber auch das war genau kalkuliert. „In Thüringen gibt's noch königstreue Leute“, hatte man ihm vorher versichert, und daß der Direktor die Anwesenheit des Preußenprinzen als Werbung für sein Hotel nutzen würde, daran durfte man wohl kaum zweifeln. Der Erfolg zeigte sich bald, und Domela wurde dadurch in seiner Rolle noch mehr bestärkt.

Salut auf dem Bahnhof

„Am nächsten Morgen“, so erinnerte er sich später, „saß die Hotelhalle voll von Menschen. Überall hörte ich Getuschel: ‚Da ist er!‘ Ehrfürchtige Blicke ruhten auf mir. Es gab mir förmlich einen Knacks. Ich kam mir selbst so ganz anders vor. Alles fiel von mir ab, was ich von dem harmlosen Harry Domela an mir hatte. Ich meinte, es wüchse mir eine ganz neue Haut. Ich fühlte mich so isoliert, so groß, und glaubte, über allem, was da an Menschenzeug herumkroch, einherzugehen. So war ich Prinz, jeder Zoll ein Fürst, und gab mich mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit.“

Nach einigen Tagen unterbrach Domela sein Spiel in Erfurt. Er reiste nach Berlin, um sich neu einzukleiden. Seine Barschaften waren nur gering, aber gerade deshalb wollte er sie so profitträchtig wie nur möglich anlegen. Mit einer entsprechenden Ausstattung, das hoffte er, könnte man schon noch eine Zeitlang die monarchietreuen Erfurter an der Nase herumführen.

Diese Berlin-Reise Domelas brachte erneut interessante Aufschlüsse über den Geist, der unter den Beamten der Wei-

marer Republik herrschte. Der alte Wilhelminische Staatsapparat hatte die Novemberrevolution nahezu unbeschädigt überstanden; eines der Zeichen dafür, daß 1918 nicht einmal die Aufgaben einer bürgerlich-demokratischen Revolution zu Ende geführt wurden. Am alten junkerlich-monarchistischen Geist hatte sich auch bis zum Herbst 1926 in weiten Kreisen des Berufsbeamtentums nur wenig geändert; und viele Staatsdiener der Republik sahen im ältesten Sohn des Kronprinzen den Anwärter auf den deutschen Kaiserthron. Irgendwann, so hofften sie oder glaubten es zumindest, würde es wieder eine Krönungsfeier geben.

Bei der Ankunft in Berlin stellte Domela plötzlich mit Schrecken fest, daß seine Geldbörse verschwunden war. Er lief zum Fundbüro. Ein subalternen Beamter reichte mürrisch einen Zettel über die Balustrade.

„Füllen Sie den Wisch aus“, lautete die barsche Anweisung.

Domela schrieb und unterzeichnete mit „Wilhelm, Prinz von Preußen, zur Zeit Habsburger Hof, Berlin“. Dann reichte er den Schein zurück und fragte: „Wird es lange dauern, bis ich Bescheid erhalte?“

„Das werden Sie schon sehen“, schnauzte der miesgrämige Alte und wollte den Zettel weglegen. Da fiel sein Blick auf die Unterschrift.

Sofort straffte sich sein ganzer Körper, er riß die Hände an die Hosennaht, knallte die Hacken zusammen.

„Königliche Hoheit wollen gnädigst verzeihen. Ich werde sofort alles Nötige veranlassen. Haben Königliche Hoheit irgendwelche Anhaltspunkte, wo Königliche Hoheit das Portemonnaie verloren haben könnten?“

„In Halle hatte ich es zuletzt benutzt, als ich auf dem Bahnsteig ein paar Zeitungen kaufte.“

„Ich lasse sofort eine Leitung nach Halle frei machen. Königliche Hoheit können dann selbst den Bahnhofsvorsteher anweisen, wo gesucht werden soll.“

Der Beamte griff zum Telefonhörer: „Dringendes Gespräch nach Halle! Aber sofort! Selbstverständlich dienstlich! Gespräch für Seine Kaiserliche Hoheit.“

Nach Sekunden war eine Leitung frei, der Beamte gab eine kurze Instruktion nach Halle, dann konnte Domela sprechen. „Hier Prinz Wilhelm von Preußen!“

Aus der Hörmuschel war deutlich kurzes Hackenknallen zu vernehmen, danach: „Hier Hauptbahnhof Halle! Bahnhofsvorsteher!“

Domela erklärte den Vorfall.

„Werden uns allergrößte Mühe geben, Eurer Königlichen Hoheit wieder zum Eigentum zu verhelfen.“

Vom Anhalter Bahnhof begab sich Domela dann zum „Habsburger Hof, jenem Hotel, das die ostelbischen Junker und märkischen Adligen bei ihren Besuchen in der Metropole als Absteigequartier bevorzugten. Daß er geradezu in die Höhle des Löwen geraten war, stellte er allerdings erst fest, als er sich schon als Prinz Wilhelm von Preußen eingetragen hatte. Mitten in dieser Welt des Adels konnte jederzeit die Entlarvung erfolgen. Domela blieb deshalb nur eine Nacht in dem Hotel und besorgte dann seine Einkäufe. Die Geldbörse hatte sich übrigens in einer Tasche wiedergefunden.

Einem Oberamtmann auf dem Anhalter Bahnhof, den er am Vortag noch kennengelernt hatte, ließ er mitteilen, daß er am Abend den Schnellzug nach Erfurt zu benutzen wünsche.

Kurz vor Zugabfahrt erschien Harry auf dem Bahnsteig. Der Aufsichtsbeamte an der Sperre salutierte und geleitete ihn dann zu einem Wagen 1. Klasse. Dort stand der Oberbahnhofsvorsteher zum Empfang bereit, die Hand mit militärischem Gruß stramm an der Mütze haltend. „Guten Abend, Königliche Hoheit!“

Harry grüßte und winkte leutselig ab; der Beamte der Republik durfte sich rühren.

„Wir haben Eurer Königlichen Hoheit ein Abteil reserviert“, sagte der Mann untertänig und fuhr dann fort: „Dem Bahnhofsvorsteher in Halle haben wir die Durchreise Eurer Königlichen Hoheit mitgeteilt. Er wird am Zuge sein und Eurer Königlichen Hoheit Rapport über die Nachforschungen erstatten.“

„Danke für die viele Mühe“, erwiderte Harry, „der Verlust war kaum der Rede wert.“ Huldvoll und mit majestätischen Gesten winkte er beim Einsteigen den zahlreichen Beamten zu, die sich inzwischen eingefunden hatten. Der Zug setzte sich in Bewegung, und im gleichen Moment grüßten alle Uniformierten. Seiner Würde entsprechend, zog sich Harry bald vom Fenster zurück. Langsam ließ er sich in die Polster fallen und murmelte leise etwas von einer „netten Republik“ vor sich hin.

Die Hallenser Reichsbahner führten das gleiche pseudomilitärische Zeremoniell wie ihre Berliner Kollegen auf. Der Bahnhofsvorsteher bedauerte außerordentlich: „...viele Mühe ... leider noch nicht gefunden ...“

Domela dankte, winkte dann lässig ab. „... sollen nicht mehr suchen ... nur Lappalie ...“

In Erfurt gab es eine Überraschung. Als Harry das Hotel vestibül betrat, eilte der Direktor auf ihn zu: „Wir sind über die Rückkehr Eurer Königlichen Hoheit sehr erfreut. Darf ich Ihnen den Herrn Kommerzienrat, den Besitzer unseres Hauses, vorstellen?“

Der Großunternehmer, der mehrere Hotels sein eigen nannte, war extra zur Begrüßung nach Erfurt gekommen, um den hohen Gast zu empfangen. Beim festlichen Souper fragte er Harry: „Wollen sich Eure Königliche Hoheit nicht ein paar Tage ausruhen? Ich würde mich glücklich schätzen, Eure Königliche Hoheit in mein Schloßhotel nach Gotha einladen zu dürfen. Dort können Sie sehr zurückgezogen wohnen.“

Harry sagte mit leichtem Zögern zu, und der Herr Kommerzienrat gab an diesem Abend noch manche Komplimente von sich. „Viele sehen in Ihnen unseren künftigen Kaiser und König. Wer weiß, wozu Eure Königliche Hoheit einmal noch berufen sind. Die Monarchie in Deutschland wird sein, wenn sie von den quellenden Volkskräften getragen ist. Für unser unglückliches Volk wird bald die Zeit der Selbstbesinnung anbrechen. Dann steht der Herrscherthron wie ein Fels im Meer!“

Im Gothaer Hotel wurde der vermeintliche Hohenzollernspröß in die „Fürstenzimmer“ geführt: vier Räume — „wirklich eines Fürsten würdig“, empfand Domela —, dazu Freiterrasse und Marmorbath. Ausruhen oder zurückgezogen leben konnte er in diesem feudalen Appartement allerdings kaum. Der Intendant des Landestheaters Gotha stellte allabendlich die herzogliche Hofloge zur Verfügung. Außerdem wollte der Kommerzienrat den Prinzen unbedingt auch als Gast auf der Kreuzburg, seinem Privatschloß in der Nähe der Wartburg, sehen. Danach hatte ein sozialdemokratischer Bürgermeister zum Umtrunk eingeladen. Als Harry zur Zeit des „Fünf-Uhr-Tees“ in das Schloßhotel zurückkehrte, intonierte die Kapelle ihm zu Ehren den „Hohenfriedberger Marsch“. Dichtgedrängt standen die Spießbürger in der Hotelhalle, um Seine Königliche Hoheit einmal aus der Nähe bewundern zu können.

Acht Hasen schoß der Prinz

Das Jahr 1926 neigte sich allmählich seinem Ende zu, es war Dezember geworden, und Harry Domela erkannte, daß auch die Tage seiner Prinzenkarriere in Thüringen gezählt waren. Obwohl er keine größeren Ausgaben bestreiten mußte — er reiste, logierte und speiste überall als Ehrengast —, so hatte eine Reihe kleinerer Verpflichtungen — hier ein Strauß Blumen, dort eine Bonbonniere — seine wenigen Geldmittel aufgezehrt. Ein Prinz ohne jeden Pfennig in der Tasche aber ist kaum denkbar.

Noch andere Glöckchen begannen zu klingen und kündeten von drohender Gefahr: die Presse nahm Kenntnis von der Anwesenheit Seiner Königlichen Hoheit in Thüringen.

Mit einer kurzen Meldung machte die „Erfurter Tribüne“ den Anfang. Dann folgte der „Volksbote“ mit einigen bissigen Notizen über den Prinzenrummel. Thüringens größte Zeitung jener Zeit, „Mitteldeutsche Nachrichten“, konterte und legte sich für den „liebenswerten Gast“ ins Zeug. Das war sehr bedenklich, denn das Blatt war bis nach Berlin verbreitet. Die „Leipziger Neueste Nachrichten“ und die „B.Z. am Mittag“ schlugen in die gleiche Kerbe wie die „M.N.“ und machten Domelas Lage noch prekärer. Er entschied sich aber dafür, die wenigen ihm verbleibenden Tage voll auszukosten und dann plötzlich unterzutauchen.

In einem Anflug von Tollkühnheit nahm er in Gotha eine Einladung als Ehrengast des reaktionären monarchistischen „Deutschen Bundes“ an. Fast der gesamte Adel der Gegend hatte sich versammelt und brachte dem Kronprinzensohn Ovationen dar. Es mußte schon beinahe als Wunder gelten, daß es hier nicht zum Eklat kam, daß niemand den echten Prinzen kannte. An diesem Abend hagelte es geradezu neue Einladungen. Harry machte vage Zusagen. Lediglich dem Oberlandesforstmeister versprach er, an der nächsten Treibjagd teilzunehmen.

Bei den „Baltikumern“ hatte Domela einigermaßen das Schießen gelernt. So fand er auch während der Jagd bald zu alter Sicherheit zurück, nachdem nur die ersten Kugeln ihr Ziel verfehlten. „Königliche Hoheit schießen ja glänzend“, ereiferte sich ein alter Kammerherr aus Gotha, „Donner noch mal, da sieht man noch die Jagdleidenschaft der Hohenzollern!“

„Wilhelm, Prinz von Preußen — acht Hasen“, konnte Harry zum Abschluß ins Jagdbuch eintragen.

Schon am folgenden Tag bemühte sich Gothas Stadtoberhaupt um Seine Königliche Hoheit. Dem Empfang im Rathaus sollten Besichtigungen des Gaswerkes und des Elektrizitätswerkes folgen.

Domela saß in der Hotelhalle und wartete auf den Wagen des Bürgermeisters. Da eilte der Direktor mit strahlender Miene auf ihn zu und schwenkte einen Zettel. „Eine freudige Mitteilung für Eure Königliche Hoheit. Die Besichtigungen werden heute wohl ausfallen. Hier, lesen Sie bitte selbst das Telegramm!“

„... bitte heute nachmittag ruhiges zimmer reservieren stop von berg“, las Harry, Eisiger Schrecken fuhr durch seine Glieder, aber sofort gewann er die Sicherheit zurück. Er zündete eine Zigarette an, um dadurch Zeit zum Ordnen der Gedanken zu finden. Denn jetzt wurde die Situation ernst. Soviel wußte er: von Berg, das war der Name des Verwalters des königlichen Vermögens.

„Wo werden Sie meinen Besucher unterbringen?“ fragte Harry ruhig.

„Ich habe einen Raum direkt neben den Fürstenzimmern Eurer Königlichen Hoheit reserviert“, erwiderte der Direktor, „es gibt sogar eine separate Verbindung.“

„Wunderbar, lieber Direktor. Da will ich mich rasch noch etwas auf den Besuch aus unserer Hofhaltung vorbereiten. Können Sie mir mal hundert Mark vorschießen?“

„Selbstverständlich, Eure Königliche Hoheit“, antwortete der Hotelier und zückte seine Brieftasche. „Hier sind einhundertundzwanzig Mark. Bedienen Sie sich bitte!“

„Besten Dank, lieber Direktor. Meine Reiseschatulle ist etwas knapp geworden. Da kommt unser Vermögensverwalter gerade im rechten Augenblick. Heute abend bekommen Sie das Geld zurück.“

„Das eilt doch nicht, Königliche Hoheit“, liebedienerte der Hoteldirektor.

Jetzt versuchte Domela rasch aus dem Hotel zu kommen. Er hatte Glück, mehr sogar als erwartet, denn er entdeckte plötzlich das in der Nähe parkende Hotelauto, das den Gästen zur Verfügung stand. Der Chauffeur bekam die Anweisung, ihn sofort und möglichst schnell nach Erfurt zur Reichswehrgarnison zu fahren. Damit lief der Plan, den sich der Hochstapler zur Rückverwandlung ausgedacht hatte, in seiner ersten Etappe an.

Während der Wagen von Gotha nach Erfurt holperte, stellte sich heraus, daß die überstürzte Flucht zu diesem Zeitpunkt unnötig war. Der Hoteldirektor und Domela hatten sich geirrt, beide waren einem Trugschluß zum Opfer gefallen. Jener Herr von Berg entpuppte sich als ein Bankdirektor aus Frankfurt. Mit dem königlichen Vermögensverwalter hatte er nur den Namen gemeinsam.

„Sehr peinlich, Herr Oberst!“

In der Erfurter Garnison stellte sich Domela als Wilhelm, Prinz von Preußen, vor. Der Reichswehrkommandant ließ um wenige Minuten Geduld bitten, denn er wollte dem Prinzen schon zeigen, daß er ein ganzer Kerl war. Flugs legte er alle Orden an, die ihm unter seinem früheren Kriegsherrn, Kaiser Wilhelm II., verliehen worden waren. Dann ließ er bitten.

„Sehr erfreut“, schnarrte er hackenknallend los, „Eure Königliche Hoheit in meiner Garnison begrüßen zu dürfen. Haben schon in Zeitungen von Anwesenheit Eurer Königlichen Hoheit in hiesiger Gegend gelesen.“

„Wegen dieser Zeitungen komme ich zu Ihnen, Oberst.“

„Stehe ganz zu Diensten Eurer Königlichen Hoheit!“

„Mir sind diese Zeitungsmeldungen peinlich, Oberst. Manche Blätter deuteten sogar an, ich sei hier in Thüringen, um Kontakte zur Reichswehr zu knüpfen. Daran ist natürlich kein Wort wahr!“

„Selbstverständlich, Königliche Hoheit. Habe Berichte ebenfalls mit Verwunderung gelesen.“

„Nun, ich möchte weiter nichts, als mich in dieser Gegend ungestört zur Erholung aufhalten. Deshalb bitte ich Sie, Oberst, Ihren Einfluß geltend zu machen, damit die Zeitungen am besten gar nichts mehr über meinen Aufenthalt hier bringen. Und lassen Sie den Redaktionen mitteilen, daß ich keinerlei Kontakte zur Reichswehr gesucht habe. Die Schreiberlinge sollen an meine Person keine Gedanken mehr verschwenden.“

„Werde sofort ganzen Einfluß aufbieten, damit die Zeitungen schweigen. Eure Königliche Hoheit sollen mit mir zufrieden sein.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, Oberst.“

Der Reichswehrkommandant begleitete seinen Gast zum Auto. Die Offiziere der Republik bildeten Spalier und verabschiedeten den vermeintlichen Hohenzollernprinzen mit militärischer Ehrenbezeugung.

Harry kletterte in den Fond und ordnete die Weiterreise nach Weimar an. Auch der dortige Reichswehrkommandant erklärte sich bereit, die Zeitungen zum Schweigen zu veranlassen. Auf diese Weise nutzte Harry Domela eine Kette von Zusammenhängen im Machtgefüge der Weimarer Republik.

In der auf den Reichspräsidenten vereidigten Reichswehr kommandierten die mit Adel und Junkertum versippten kaiserlichen Generäle und Offiziere, die in ihrer Mehrzahl die Republik haßten und liebend gern die Geschäfte ihrer Klasse besorgten. Als allgewaltig erwies sich der Einfluß, den die Reichswehr nehmen konnte; Wünsche an die bürgerliche Presse bedurften nur geringer Mühen, um sie durchzusetzen.

So pokerte Harry Domela mit Reichswehr und schweigenden Zeitungen, um sich einen Vorsprung von ein paar Tagen zu sichern. In Weimar schickte er seinen Chauffeur zurück und nahm anschließend Abschied von seinem Prinzendasein. Er besuchte einige vornehme Lokale, in denen er in den zurückliegenden Wochen als „Königliche Hoheit“ gefeiert worden war. Im „Goldenen Anker“ legte man ihm noch das Goldene Buch vor. Zum letzten Male unterzeichnete Harry Domela hier als „Wilhelm, Prinz von Preußen“. Das geschah am 8. Dezember 1926.

Am frühen Morgen des 9. Dezember reiste er mit dem Zug, dieses Mal in der 4. Klasse, zurück nach Erfurt und Gotha und ohne Zwischenaufenthalt weiter ins Rheinland, nach Köln, dann nach Koblenz.

Kripo greift ein

Kurz darauf brach der Sturm los. Für die Kriminalpolizei galt Harry Domela als der meistgesuchte Mann. Die Zeitungen überschlugen sich mit Berichten, denn so etwas hatte es noch nicht gegeben: Wochenlang markierte ein unbekannter Jüngling den Hohenzollernprinzen, und die Adelswelt, Militärs, Beamte und biedere Bürger schätzten sich glücklich, ihm untertänigst dienen zu dürfen.

Landauf, landab wurde gelacht — allerdings nur bei den

Unbeteiligten. Harry Domela selbst wußte bald nicht mehr aus noch ein. So entschloß er sich für jenen Weg, den viele Hoffnungslose wählten: Er meldete sich zur Fremdenlegion.

Kriminalbeamte beobachteten jede Kolonne und erkannten den falschen Prinzen, als die Truppe gerade nach Metz abtransportiert werden sollte. So wurde das Untersuchungsgefängnis in Köln zur nächsten Station für Domela.

Am 11. Juli 1927 begann vor der Kölner Strafkammer der Prozeß. Die Anklage lautete auf Betrug und Zechprellerei. Dem Gericht lagen nur wenige Anzeigen vor, weil die Beteiligten besser schwiegen, wollten sie sich nicht blamieren.

Geschädigte gab es nicht. Im Gegenteil! Die Hoheit in den Thüringer Hotels hatte als Magnet gewirkt und viele Gäste angezogen, was sich in den Kassen durch beträchtliche Mehreinnahmen niederschlug.

Harry Domela gestand, daß er eigentlich Victor Ziska heiße, den in seinen Ohren wohlklingenden Namen aber schon vor langer Zeit angenommen habe. Er schilderte sein aussichtsloses Leben. Ohne sein Wollen war er ins Heer der Vagabunden gedrängt worden. Eine sagenhafte Leichtgläubigkeit der noch immer zahlreichen Monarchisten habe ihn bei seinen Auftritten geradezu beflügelt.

In seiner Expertise beschrieb der medizinische Sachverständige den Angeklagten als ruhelosen Menschen mit Drang zum Abenteuer, er bescheinigte ihm aber auch das erfolglos gebliebene Bemühen, ein geordnetes Dasein führen zu wollen.

Dem Gericht erschienen solche Feststellungen durchaus willkommen, war man doch bemüht, die Angelegenheit rasch vergessen zu machen. Dazu mußte alles vermieden werden, was Domela den Anstrich eines Märtyrers hätte geben können. Deshalb kam der falsche Prinz mit sieben Monaten Gefängnis relativ glimpflich davon.

Sein Name geriet aber nicht so schnell in Vergessenheit, wie man das erhoffte. Mit dem Buch „Der falsche Prinz — Mein Leben und meine Abenteuer“, das nach 1927 in mehreren Auflagen und auch in französischer Übersetzung erschien, setzte er sich selbst ein Denkmal. In Berlin und in Leipzig versuchte er sich als Schauspieler, und in einem Film, der seine Prinzen-Karriere schilderte, spielte er die Hauptrolle. Eine Zeitlang betrieb er in der Rostocker Straße in Berlin selbst ein Kino.

Die schweren Jahre der Weltwirtschaftskrise, aber auch

sein ruheloses Wesen ließen seine Unternehmen nicht gedeihen. Als dann die Hitlerfaschisten die Macht übernahmen, verließ er Deutschland.

Er ging ins Exil nach Spanien. Dort trat er später in die republikanische Armee ein und kämpfte gegen die Franco-Putschisten. So hatte ihn sein eigenes Erleben wohl doch noch zu tieferen Einsichten der politischen Entwicklung und gesellschaftlichen Zusammenhänge geführt.

Im spanischen Bürgerkrieg geriet er schließlich in faschistische Gefangenschaft. Sein weiteres Schicksal liegt im dunklen.

Später wurde bekannt, daß er auf dem Friedhof „Notre-Dame“ in der Hauptstadt des Großherzogtums Luxemburg seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Auf gleicher Begräbnisstätte ruht auch Wilhelm Voigt, der im Oktober 1906 als „Hauptmann von Köpenick“ Schlagzeilen gemacht hatte.

Nachahmung

Thüringens Städte schienen in den zwanziger Jahren ein lohnendes Pflaster für Hochstapler abgegeben zu haben. Man sollte es kaum glauben, als Harry Domela sein Schauspiel als „Prinz von Preußen“ in Erfurt begann, gab es in der gleichen Stadt auch eine „Prinzessin von Preußen“, die sich als solche allerdings erst nach dem bombastischen Spektakulum um den falschen Hohenzollernsproß erkannte. Und im benachbarten Jena residierte seit dem Neujahrstag 1924 der mehrfach vorbestrafte Landwirtschaftsgehilfe Heinrich Sauermann als „Seine Hohe Ehrwürdigkeit, Onarch der Weltkirchenbewegung, Prinz-Erz- und Urpatriarch Heinz Ferdinand L, Freiherr, Doktor und Professor“.

Domela war von allen der weitaus bekannteste, zugleich aber auch harmloseste Hochstapler. Ganze 120 Reichsmark hatte er sich erschwindelt, alles Weitere fiel ihm als Gunstbezeugung zu. Anders bei Prinzessin und Onarch, die auf ausgeklügelten kriminellen Touren reisten, denen es weniger um das Bewundertwerden als vielmehr um einen kräftigen Reibach ging.

Wer die Küchenfee Martha Barth aus dem Erfurter Wirtshaus „Zum Auerhahn“ sah, dem kamen keine Gedanken an eine gütige Fee oder gar an eine Prinzessin von erhabener

Schönheit, an Figuren also, wie sie allenthalben durch die bunte Welt der Märchen geistern. Martha war eine Frau von vierzig Jahren, klein und füllig, keine besonderen weiblichen Reize zeichneten sie aus. Die Männer gingen an ihr vorbei, ohne sie zu beachten. Das Leben hätte ihr nicht mehr geboten als einige Blicke in jene Welt, von der sie wähnte, daß dort das Glück zu Hause sei. Bitternis beherrschte seit langem das Denken und Fühlen der Martha Barth. Sie machte Ansprüche auf Höheres geltend, denn ihrer Geburt nach war sie von halbem Adel.

Auf die Welt kam sie im Jahre 1888 als Produkt eines jener Dutzendfälle ohne Happy-End. In Bad Berka hatte ein jungerlicher Forstbeamter einer „bürgerlichen“ Maria Axt so lange Liebesschwüre zugeflüstert, bis sie mit ihm ins Bett ging. Als neun Monate später die kleine Martha geboren wurde, zeigte sich der Vater als ein Mann von echtem Adel: Er hätte gar nicht mit der Maria! Das seien bloß bössartige Erfindungen, um ihn zu einer „nichtstandesgemäßen Verbindung“ zu zwingen.

Später heiratete dann die Mutter einen Eisenbahner, und so gelangte Martha zu dem Namen Barth. Sie wuchs heran, und als Vierzehnjährige öffneten sich ihr die Tore zur blaublutigen Aristokratie. Als Dienstmädchen und Kammerzofe bewegte sich Martha weit über zwei Jahrzehnte hinweg in jenen Kreisen, die sie bewunderte und denen sie gern selbst angehört hätte. Dieser Wunsch blieb unerfüllt; schließlich konnte sie nicht einmal mehr eine ihr zusagende Stellung finden — junge Kammerkätzchen standen höher im Kurs —, und so mußte sich Martha als Küchenmädchen in einem Wirtshaus verdingen.

In diese Welt zwischen Kochtöpfen und Kaffeekannen hatte sie manches aus ihrer schönen alten Zeit hinübergerettet. Das Glanzstück dabei stellte zweifelsohne eine große Hoftoilette mit glitzerndem Diadem dar — abgelegte Sachen früherer Herrschaften. Und man mußte schon sehr genau hinschauen: Das Diadem konnte einen Nichtfachmann durchaus irritieren. Täuschend ähnlich erweckte das Talmi den Eindruck von Gold und Perlen, eine exquisite Imitation, von der Noblesse ohne Schwund an Selbstbewußtsein dort getragen, wo man vor Dieben nicht sicher war.

Zum nostalgischen Erbe gehörte noch ein dickes Bündel von Fotografien: Martha zu Pferde im modischen Reitdreß, Martha im erlesenen Gesellschaftskleid, Martha im elegan-

ten Badekostüm am Heringsdorfer Strand und Martha in zahlreichen weiteren exklusiven Situationen, dabei oft zusammen mit irgendwelchen anderen Menschen.

Hoftoilette, Diadem und Fotos bildeten das Startkapital für die kurze Hochstaplerkarriere der Martha Barth. Um diese Utensilien rankte sie ein Märchen, das sie Leuten erzählte, denen der alte Kaiserglanz noch etwas bedeutete. Unfreiwillig dürfte Harry Domela, dessen Gastspiel sie persönlich erlebt hatte, dabei Pate gestanden haben.

Martha Barth verwandelte sich in Margarete, Prinzessin Von Preußen. Und das gab sie dann zum besten:

Leidenschaft mit Wilhelm

„Meine Mutter war die Schwester unseres Kaisers Wilhelm II., die Königin Sophie von Griechenland. In ihrer Jugend hatte sie eine Liaison mit einem Prinzen — meinem Vater —, der aber ungenannt bleiben muß.

Als König Konstantin von Griechenland meine Mutter heiratete, legitimierte er mich als natürliche Tochter. Da sich aber mein Verhältnis zum Stiefvater nicht günstig entwickelte, wollte er mich bald aus dem Haus haben. So mußte ich schon mit vierzehn Jahren den späteren Bulgarenkönig Boris III. heiraten. Das konnte natürlich nicht gut gehen, und schon nach kurzer Zeit wurden wir wieder geschieden.

Danach kam ich nach Deutschland. Mein Vetter, der Kronprinz Wilhelm, verliebte sich schon beim ersten Kennenlernen in mich. Auch ich war ihm sofort zugetan, und es folgte eine herrliche Zeit leidenschaftlicher Liebe. Unser gemeinsames Kind wurde zu einer Amme, zu einer Frau Barth, gegeben und wuchs dort auf. Da mein Verhältnis mit dem Kronprinzen nicht bekannt werden durfte, wurde die Amme als meine Mutter ausgegeben. Und ich hatte deshalb auch versprochen, eine Zeitlang als ‚Bürgerliche‘ zu leben. Aus diesem Grunde führe ich im Moment noch den Namen Barth. Das ändert sich aber in Kürze. Ich muß lediglich noch auf die Auszahlung der Erbschaft meines Stiefvaters, des Königs Konstantin I., warten, der neunzehnhundertdreißig verstorben ist. Wenn diese Nachlaßgeschichte geregelt ist, dann darf ich wieder als Margarete, Prinzessin von Preußen, auftreten.“

Wenn Martha Barth dieses Märchen vortrug, dann immer mit entsprechenden Illustrationen: „Hier auf diesem Foto am Rande mein erster Mann Boris, und das hier ist König Konstantin. Auf dem nächsten meine Mutter, die Königin Sophie. Nun ein Foto von unserer Badereise nach Rhodos. Was jetzt kommt, stammt aus meiner glücklichen Zeit — ich und mein Wilhelm, der Kronprinz .. ." Auch um Hoftoilette und Diadem wußte Martha rührende Geschichten zu erzählen.

Die im Leben benachteiligte Frau sonnte sich in der Bewunderung, die man ihr zollte. Sie fand immer wieder Menschen, die ihren Kitschroman glaubten — und ihn ihr sogar abkauften. In genau sechsundzwanzig Fällen gelang es ihr, Erfurter Bürgern Geld aus der Tasche zu ziehen. Die kaisertreuen Dummköpfe betrachteten es als Ehrenpflicht, die vom Schicksal so hartgetroffene Prinzessin zu unterstützen. Nach Auszahlung der Erbschaft, so hoffte man, würden sie dafür reichlich belohnt werden. Und es waren beileibe keine Pappenstiele, mit denen sich Ihre Hoheit, die Prinzessin Margarete, zufrieden gaben. Runde 10 000 Reichsmark ergaunerte sie allein in einem dieser sechsundzwanzig Fälle.

Die Herolds gaben alles

Helene und Auguste Herold besaßen in Erfurt einen kleinen Hutladen. Die beiden Schwestern waren zusammen alt geworden und näherten sich jenem Stadium, in dem die Unterhaltung mit ihnen schon auf vereinfachte Weise geführt werden mußte. Einfalt prägte das Denken der beiden Jungfern, und sie galten allgemein als recht kindisch. Mit beträchtlichem Stolz erzählten sie, daß es in ihrem Leben keinen Mann gegeben hatte, bis auf einen. Aber der gehörte ihnen gemeinsam; er hatte ihre Reinheit nicht befleckt und ihnen sogar die Unschuld gelassen. Das war kein anderer als ihr lieber alter Kaiser Wilhelm.

Wenn die beiden Fräuleins abends im warmen Stübchen hockten und die Hüte garnierten, Schleier, Strohlumen und Federn aufsteckten, dann fanden sie immer bald zu ihrem Lieblingsthema: Wie schön waren doch die Zeiten, als die gute Majestät noch regierte. Das Geld hatte Wert, Goldmark gab es, und man konnte schon etwas sparen. Wie schlimm

wurde es dann, als die Roten und die Sozis den gütigen Kaiser aus Berlin wejagten. Solcher Frevel mußte den Fluch des Himmels auf sich laden, und alle wurden dafür bestraft, auch die Jungfern Herold. Als sie ihr mühsam Erspartes aus dem Strumpf holten, wollte ihnen der Bäcker dafür nicht einmal mehr ein halbes Brot verkaufen.

„Wir hätten das mit unserem lieben Kaiser nicht zulassen sollen, Helene“, jammerte die eine.

„Man hätte etwas tun müssen“, lamentierte die andere.

„Wären wir doch damals nach Berlin gefahren“, klagte Auguste.

„Wir hätten das dort sagen müssen, was für ein guter Mann unser Kaiser ist“, ereiferte sich Helene.

„Dann hätten sie ihn auch nicht weggeschickt.“ Darin waren sich beide einig.

Wie eine Fügung des Himmels betrachteten es die Schwester, als das Schicksal eines Tages eine Prinzessin in ihren Laden führte. „Ich habe es mit dem ersten Blick gesehen. So etwas Hoheitsvolles, wie aus einer anderen Welt“, rief Auguste entzückt, als Martha Barth wieder gegangen war.

„Und ein solches Los muß die bezaubernde Prinzessin auf dieser schlimmen Welt erleiden“, wehklagte Helene. Von der tragischen Odyssee glaubten die Jungfern jede Silbe.

Bald war Margarete alias Martha regelmäßiger Gast im Hinterstübchen des Putzladens. In den gräßlichsten Farben schilderte sie die bittere Not, die sowohl den Kronprinzen Wilhelm wie auch ihren kaiserlichen Onkel heimgesucht habe.

Die Schwestern Herold halfen, wo sie nur konnten. Zuerst schenkten sie der Prinzessin eine große Wäscheaussteuer, und nach und nach wechselten 10 000 Mark den Besitzer. Da der Hut- und Putzhandel eine solche erkleckliche Summe nicht abwarf, schleppten Helene und Auguste Schmuck und Wertsachen ins Leihhaus, um das kronprinzliche und kaiserliche Elend wenigstens etwas mildern zu helfen.

Ihre „Verwandten“ waren über solche Hilfe sehr erfreut und bedankten sich herzlich, wie Martha berichten konnte; Kronprinz und Kaiser ließen durch sie huldvolle Grüße an die Schwestern Herold bestellen. Helene und Auguste opferten daraufhin freudig ihre letzten paar Mark. Damit hatten sie ihr kleines Putzgeschäft endgültig ruiniert. Sie mußten Konkurs anmelden.

Ernüchterung vorm Pferdestall

Just zu dieser Zeit erzählte ihnen die Prinzessin, daß sie am folgenden Tage nach Potsdam fahren würde, um ihre „Verwandten“ zu besuchen.

„Weißt du was, Auguste“, schlug Helene am Abend ihrer Schwester vor, „wir nehmen den nächsten Zug und fahren unserer Prinzessin hinterher.“

„O fein, liebe Helene, dann werden wir eingeladen und können uns einmal ein richtiges Königshaus ansehen.“

„Das wäre schön. Aber wir haben doch kein Geld mehr.“

„Da muß ich dir etwas verraten. Für die allergrößte Not habe ich noch hundert Mark aufgehoben. Davon nehmen wir das Fahrgeld.“

„Du hast Geheimnisse vor mir, liebe Schwester“, drohte Helene schelmisch mit dem Finger, „aber du warst ja schon immer die Vernünftigere von uns beiden. So können wir also fahren. Wunderbar!“

In Potsdam tippelten die beiden nach Schloß Cecilienhof. Argwöhnisch musterte der Lakai die beiden Damen mit den großen, reichverzierten Hüten.

„Sie wünschen, Mesdames?“

Auguste faßte sich ein Herz und sagte: „Wir wollen die Prinzessin Margarete besuchen, wir sind ihre Freundinnen aus Erfurt.“

„In unserem Palais gibt es keine Prinzessin Margarete“, erwiderte der Diener.

„Aber sie ist doch heute früh von Erfurt hierhergefahren!“

„Und das ist doch hier die Kronprinzliche Hofhaltung?“ fragte Helene.

„Natürlich ist das die Hofhaltung Seiner Königlichen Hoheit, Mesdames. Aber in ganz Potsdam haben wir keine Prinzessin Margarete.“

„Die Prinzessin von Preußen meinen wir, die jetzt Martha Barth heißt und im ‚Auerhahn‘ kocht“, sagte Auguste ärgerlich.

„Wir haben das Geld für den Kronprinzen doch gern gegeben“, fügte Helene leise hinzu.

„Mesdames, da sind Sie sicherlich einem Schwindel aufgesessen. Die letzte Prinzessin, die Margarete hieß, ist achtzehnhundertfünfzig gestorben.“

Die beiden Schwestern schauten sich betroffen an. Sie erzählten Einzelheiten aus dem schönen Märchen, das seit Mo-

naten ihren Lebensinhalt bestimmt hatte. Der Diener konnte ihnen jedoch nur empfehlen, auf einer Polizeiwache die ganze Geschichte nochmals zu erzählen.

Stundenlang irrten die Geschwister Herold durch Potsdams Straßen, hin- und hergerissen zwischen Verzweiflung und neuer Hoffnung. Plötzlich zupfte die eine Schwester die andere am Arm.

„Schau nach da drüben! Das ist sie doch!“

„Wo?“

„Nun dort, an diesem Stall. Sie verabschiedet sich gerade.“

Sie warteten, bis ihre Prinzessin verschwunden war. Dann liefen sie zu dem Pferdestall und fragten einen Reitknecht: „War die Dame, die eben hier herauskam, Prinzessin Margarete?“

Der junge Mann lachte. „Ach i wo! Das war doch keine Prinzessin. Das war die Martha, eine ehemalige Kollegin von uns. Früher hat sie hier gekocht, und jetzt schwingt sie in Erfurt den Rührlöffel. Sie hat uns nur mal wieder besucht.“

Jetzt wurde es den Schwestern endgültig klar, daß ihre Freundin keine Prinzessin, sondern eine ausgekochte Schwindlerin war. Die Kriminalbeamten in Erfurt hatten viel Mühe, aus dem Gemisch von Tränen und Verwünschungen so einigermaßen den Tathergang herauszulösen.

Martha Barth wurde verhaftet. Nach und nach liefen Anzeigen von weiteren fünfundzwanzig Geschädigten ein. In keinem weiteren Falle aber handelte es sich um vier- oder gar fünfstellige Schadenssummen. Die Untersuchungen zogen sich über Monate hin. Im Jahre 1928 sprach das Schöffengericht in Erfurt eine zweijährige Gefängnisstrafe gegen Martha Barth aus.

Geschäfte mit der Kyffhäusersage

Kaiser Kolups Flammentod

Die Jahre zwischen 1256 und 1273 gingen in die deutsche Geschichte als Interregnum ein. Es war, um mit Schiller zu sprechen, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“; schrecklich vor allem deshalb, weil die eigensüchtigen Territorialfürsten ihre Macht nach Belieben ausbauten und die ohnehin schon schlimmen sozialen Zustände noch weiter verschärften.

So erschien die zurückliegende Herrschaft von Kaiser Friedrich II. mehr und mehr im verklärten Licht. Der hochgebildete Staufer war eine faszinierende Persönlichkeit gewesen, und im Volk, das unter schrecklicher Willkür litt, hatte er sich durch manche Händel mit dem Papsttum beachtliches Ansehen erworben. Der Ketzerkaiser war sogar zweimal mit dem päpstlichen Bann belegt worden, was aber seine Toleranz in religiösen Fragen eher gefördert als geschmälert hatte: Christen, Juden und Mohammedaner galten für ihn als gleichberechtigt.

Obwohl Friedrich II. vor allem in Italien und auf Sizilien seinen Machtinteressen nachgegangen war, leuchtete die Gloriole des Staufers auch in den Ländern nördlich der Alpen, und hier knüpften sich noch immer Sehnsüchte und Wünsche des Volkes an die Person des einstigen Kaisers. Aus dem Glauben, daß eine starke Zentralgewalt soziale Gerechtigkeit bringen und kirchliche Willkür beseitigen könne, ging schließlich eine Legende hervor.

Kaiser Friedrich II., so wurde gemunkelt, sei im Jahre 1250 gar nicht im fernen Sizilien gestorben. Er halte sich nach dem Streit mit dem Papst nur irgendwo verborgen. Eines Tages käme er zurück, würde wieder Krone und Zepter tragen, und alle Not habe dann ein Ende. So entstand eine der wenigen deutschen Sagen mit sozialem Gehalt — die zuerst berühmte und nach Verfälschung und schlimmem Mißbrauch später auch berüchtigte Kaisersage.

Unabhängig von ihrer Entstehung oder Erfindung haben Sagen und Legenden, die ein Kommen verheißen, um Not zu bannen, seit Jahrhunderten Abenteurer und Hochstapler auf den Plan gerufen. Sie gaben sich für den Erwarteten aus oder

machten, weil solche Präsenz nur kurzlebige Erfolge bringen konnte, noch weit häufiger ihre Geschäfte als Kündler und Propheten bevorstehender Ereignisse. Die Okkultkriminalität trieb dabei immer neue Blüten. Als besonders langlebig sollte sich die Kaisersage erweisen.

Das Interregnum war beendet, und Rudolf I. von Habsburg trug bereits zehn Jahre lang die Königskrone, als der große Staufer Auferstehung feierte. Plötzlich war er da; unbekannt blieb, woher er 1283 kam. „Von mittlerer Statur und edlen Zügen; auf seinem Haupte den Schnee des Alters und doch Kraft und Feuer leuchtend aus seinem Angesicht, seinem Gange, allen seinen Bewegungen“, so wurde der rüstige Greis geschildert. Auch das Alter schien ungefähr zu stimmen, denn Friedrich II. wäre immerhin 89 Jahre alt gewesen.

Zuerst stellte er sich in Köln vor: „Ich bin Kaiser Friedrich und verlange den alten Gehorsam!“

Mit so dünnen Worten war natürlich nichts zu erreichen. Die Häscher ergriffen den Fremden und schleppten ihn zum Stadtrichter, der rasch das Urteil verkündete: „Er ist ein seltsamer Kauz. Wir wollen dem Schalksnarren huldigen, als ob er ein Kaiser wäre. Rufet die ehrsamten Christenmenschen der Stadt und bringet den närrischen Alten zum Warenmarkt. Dort soll er den Thron besteigen und die Krone tragen.“

Die Stadt Köln zählte einst zu den verlässlichsten Stützen der Hohenstaufen-Herrschaft. So war das Bild des letzten großen Kaisers aus diesem Geschlecht noch manchem Bürger gegenwärtig. „Das ist ein Betrüger, das ist nimmermehr der Kaiser“, riefen sie, als die Büttel den Greis mit dem Silberbart zum Warenmarkt geschleppt brachten.

Dort war inzwischen eine Leiter aufgestellt worden: „Steiget auf den Thron, Majestät!“ befahl der richterliche Lakai, und dem Alten verblieb angesichts der dichtgedrängten Schar lachender und spottender Menschen keine andere Wahl, als zu gehorchen. Ein behender Kölner kletterte hinterher und setzte ihm eine Krone aus Goldflitter auf das schneeweiße Haupt.

Es wäre wohl bei diesem Possenspiel geblieben, wenn nicht der greise Mann immer wieder beteuert hätte, wirklich der Staufer-Kaiser zu sein. „Ihr verkennet mich“, lamentierte er unaufhörlich, „ich bin Kaiser Friedrich! Lasset ab von dem üblen Spiel. Seid mir Untertan, und ich will euch vergeben!“

Die Nächststehenden spuckten der „Majestät“ ins Gesicht, zerrten am langen Bart und holten den Geschmähten schließlich von der Leiter herunter. „Wir werden ihn saßen“, verkündete die Menge, worauf der vermeintliche Friedrich in eine Dungsgrube gejagt wurde.

Aber das war nicht im Sinne des richterlichen Spruches, den Hochstapler nur der Lächerlichkeit preiszugeben. So griffen die Büttel ein, befreiten den japsenden alten Mann aus der mißlichen Lage und jagten ihn schließlich aus der Stadt, nicht ohne ihm noch hinterherzurufen, künftig solche Narreteien zu unterlassen.

Was in dem so schmähhch Vertriebenen vorging, wissen wir nicht. Vielleicht glaubte er an die Realität seiner Hirnspinnste. Oder sah er in der Rolle eines Imperator phantasticus das Mittel, bisherigen dürrn neun Jahrzehnten noch einen feudalen Lebensabend anzuschließen? Vermutet wurde auch, daß er ein verkappter Emissär aus dem Lande der Friesen gewesen sei: Er habe die deutsche Kaiserkrone erringen sollen, damit sich sein Volk gegen die Schmach rächen könne, die ihm in jener Zeit im verzweifelten Ringen um Freiheit und Selbständigkeit widerfahren war. Aber alle Vermutungen sind müßig, denn die Herkunft des Mannes liegt im mittelalterlichen Dunkel.

Tile Kolup — unter diesem Namen ging der „falsche Friedrich“ in zahlreiche Geschichtsbücher ein — sorgte nach seinem Kölner Debüt noch für einiges Aufsehen. Das beinahe tödliche Ende hatte seinen Willen, so scheint es, sogar gestärkt. Er wanderte in die nahe gelegene Stadt Neuß, wo er seinen nächsten Versuch als Friedrich II. mit wesentlich größerem Geschick inszenierte.

Sehr selbstsicher stellte sich Tile Kolup den Stadtvätern als heimgekehrter Kaiser vor und erzählte eine lange Geschichte: Im Dom zu Palermo wäre 1250 die Leiche eines anderen aufgebahrt und beigesetzt worden, während er unerkannt in ein Kloster fliehen konnte. Jahrelang habe er dort als Laienbruder gelebt, um die Schergen des Papstes zu täuschen. Dann sei er auf eine große Pilgerfahrt gegangen, zuerst ins Heilige Land, dann nach Frankreich, und schließlich sei er nun nach Neuß gekommen. Jetzt nämlich sei die Zeit reif, um von dieser Stadt aus die alte Herrschaft zu erneuern.

In dieses Märchen hatte der falsche Kaiser zahlreiche Episoden aus dem Leben des echten Kaisers eingeflochten, die

**Tile Kolup, der falsche Friedrich II. von Hohenstaufen.
Phantasiebild aus dem 17. Jahrhundert (nach Rocoles).**



nur einem engsten Kreis bekannt sein konnten. Und letzte Zweifel schwanden, als Kolup seinen größten Trumpf ausspielte: Er diktierte zahlreiche Briefe an seine „Enkel“ und an andere „Verwandte“, in denen er die Rückkehr anzeigte. Dann schließlich siegelte er die Schreiben mit einem Ring, den entweder Friedrich II. einst selbst benutzt hatte oder der zumindest täuschend ähnlich imitiert war.

Klammheimlich holten die Stadtväter alte Edikte aus der Stauferzeit hervor und verglichen die Siegel.

„Er ist es tatsächlich“, flüsterten sie, denn sie schämten sich ob ihrer anfänglichen Wankelmütigkeit. Aber nun konnten sie lauthals frohlocken: „Welch wunderbare Fügung und welche Ehre für unsere Stadt.“

So bereiteten sie vor, was Neuß als künftiges Zentrum des neuen Kaiserreiches herausheben sollte aus allen Städten. Kolup bekam zunächst eine pompöse Hofkanzlei und die Bediensteten, die er brauchte. Auch die Rechte, Steuern einzuziehen und Gericht zu halten, gingen sofort an ihn über. Dann trafen die Antworten auf seine Briefe ein.

Heinrich der Wunderliche von Braunschweig hatte als erster seine Freude kundgetan. Vor den Toren von Neuß erschienen Gesandte des Herzogs, die mit feierlichem Pomp zur Hofkanzlei geleitet wurden. Dort überreichten sie die wertvollen Gaben des wunderlichen Landesfürsten. Auch Herzog Friedrich von Schwaben und die Landgrafen von Thüringen zögerten nicht mit ihren Huldigungen. Dem konnten die braven Bürger von Neuß nicht nachstehen. Tile Kolup erhielt, was sein Herz begehrte.

Das nämlich erschien verschwindend gering gegenüber den hohen Steuern, die König Rudolf von den rheinischen Städten forderte. So unterwarfen sich Neuß und noch andere Gemeinden gern dem neuen Potentaten, schüttelten solcherart ihre Unzufriedenheit mit dem Habsburger ab und konnten außerdem von „guten alten Zeiten“ träumen.

Im Frühjahr 1285 spitzte sich die Lage dramatisch zu. Die elsässischen Städte rebellierten gegen die Sondersteuer des „Dreißigsten Pfennigs“ und schlossen sich zu einem Bund zusammen, um König Rudolf am gewaltsamen Eintreiben dieser Vermögensabgabe von $3\frac{1}{3}$ Prozent zu hindern.

Als Wetzlar dem Städtebund beitrug, verließ Tile Kolup das gastliche Neuß und zog in die westfälische Stadt. Durch die ehrenvolle Aufnahme ermuntert, verkündete er die Absicht, die Fürsten und Abgesandten der Städte in den Frank-

furter Römer zu rufen, um dort mit feierlicher Krönung seine Wiederkehr zu feiern. Vorerst aber schickte der falsche-Kaiser an den echten König ein Ultimatum: Rudolf solle unverzüglich der Krone entsagen und sich ihm, dem „rechtmäßigen Herrscher“, unterwerfen.

Daraufhin entsandte der Habsburger seine Boten nach Wetzlar. Graf Eberhard von Katzenellenbogen und Gerlach von Breuberg überbrachten die Forderung, sofort die rückständigen Steuern zu zahlen. Andernfalls werde die Stadt erobert und zur Plünderung freigegeben.

Das war nun keine leere Drohung, denn die königlichen Landsknechte rückten auf Wetzlar vor. Arges stand zu befürchten, und die Patrizier baten den „Kaiser“, das drohende Unheil abzuwenden. Dazu aber hatte Tile Kolup weder Macht noch Mittel. So entschlossen sich die Stadtväter in letzter Minute, zu ihrem König zurückzukehren. Rudolf nahm die Unterwerfung an und schickte nur ein paar Landsknechte in die Stadt, um den abenteuerlichen Schwärmer in das Feldlager holen zu lassen.

Obwohl sein Stern gesunken war, gab sich Tile Kolup noch immer selbstbewußt. Das kühne Auftreten zeigte auch hier seine Wirkung, und mancher aus der königlichen Heerschar hielt ihn für Kaiser Friedrich. „So wollen wir ihn ein wenig scharf befragen“, ordnete König Rudolf an, worauf die Folterknechte ihre grausame Pein begannen.

„Haltet ein“, rief der Gequälte schon nach kurzer Zeit. „Ich bin nicht der Kaiser Friedrich. Ich heiße Dietrich Holzschuh.“

Dieser oberdeutsche Name bedeutet in niederdeutscher Schreibweise Tile Kolup, und als solcher ist er in die Chroniken eingegangen.

Die den König begleitenden Fürsten bildeten das Gericht, das über diesen rätselhaften Phantasten befinden sollte. Da nun Tile Kolup beteuerte, lediglich aus großer Verehrung gegenüber dem einstigen Kaiser so gehandelt zu haben, und weil die katholische Kirche den Ketzer Friedrich II. nach wie vor in Fluch und Bann hielt, war das Schicksal des Abenteurers besiegelt, zumal noch Erzbischof Sifridus von Köln den Vorsitz des Gerichtes innehatte: „Ut destruat corpus peccati“ — „auf daß der sündliche Leib aufhöre“ — forderte der päpstliche Vertraute und verkündete das Urteil des Flammentodes wegen „Falschheit und Ketzerei“.

Am frühen Morgen des 7. Juli 1285 zogen der königliche

Vogt und der Schultheiß hoch zu Roß zum Oberen Tor von Wetzlar hinaus. Den Schwarzgekleideten mit den blanken Schwertern in den Händen folgten die Schöffen, viele Patrizier und eine große Menge Schaulustiger. Auf einer Anhöhe war der Scheiterhaufen errichtet worden.

Tile Kolup wurde an den Pfahl gebunden, und bevor die Flammen seinen Körper erfaßten, habe er, so ist es überliefert, den Versammelten noch zugerufen, sie sollten nach Frankfurt gehen, denn dort würde er sie bald wiedersehen.

Seine Freunde warteten zwar vergeblich auf diese Wiederkehr, was aber kein Ende der „falschen Friedrichs“ bedeutete. Nur zwei Jahre nach den Flammen von Wetzlar versuchte ein auferstandener Stauferkaiser in Lübeck sein Glück. Und 1295, als Friedrich II. hundert Jahre alt gewesen wäre, endete ein anderer Abenteurer auf einem Scheiterhaufen in Eßlingen. Keiner jedoch von diesen oder anderen Hochstaplern erreichte je wieder solches Aufsehen wie der mysteriöse Tile Kolup.

Gespenster in Ruinen

Die Kaisersage lebte weiter. Grausames Kriegsgeschehen, Pestwellen, kirchlicher Fanatismus, Hungersnöte und soziale Ungerechtigkeiten lieferten immer wieder neue Nahrung für die trügerische Hoffnung, der auferstehende Kaiser Friedrich würde ein Reich des Friedens und des Wohlstands errichten.

Chroniken und Volksbücher schmückten die Sage poetisch aus. Schließlich wurde aus dem wandernden Kaiser ein schlafender Kaiser, der in einem verfallenen Schlosse seine Zeit abwarten würde. Johannes Rothe, der Stadtschreiber von Eisenach, berichtete 1421 in seiner „Düringischen Weltchronik“ davon, daß sich Friedrich auf Schloß Kyffhausen in Thüringen aufhalte. Nachts wandle er, so wurde vielfach geglaubt, auf dem Kyffhäuser und in den Ruinen der alten Reichsburg, von der noch wenige Jahre vorher einige Teile bewohnt waren. So lokalisierte sich die Kaisersage zur Kyffhäusersage.

Ein weiteres Jahrhundert später beschreibt ein Volksbuch den Sagenkaiser als „Roht-Bahrt“, womit der Wechsel vom bartlosen Friedrich II. zur Person seines Großvaters begann. Jener Friedrich I., bekannt als Barbarossa und berühmter

Kreuzzügler, konnte weit mehr als „deutscher Kaiser“ gelten; er hatte dem Fürstenseparatismus nur wenig Spielraum gelassen. 1806 war das morsche Heilige Römische Reich Deutscher Nation zerfallen. Es folgten Jahre der Napoleonischen Fremdherrschaft und des Ausverkaufs durch liebedienende deutsche Fürsten. Ihre volksfeindliche Macht wurde dann mit dem Wiener Kongreß von 1815 zementiert, der Separatismus der Duodezherrscher feierte Triumphe. Unter dem Eindruck dieses Geschehens schrieb Friedrich Rückert sein bekanntes Lied:

„Der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich,
in unterirdischem Schlosse hält er verzaubert sich.
Er ist niemals gestorben, er lebt darin noch jetzt;
er hat im Schloß verborgen zum Schlaf sich hingesezt.
Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit
"und wird einst wiederkommen mit ihr zu seiner Zeit.
Der Stuhl ist elfenbeinern, darauf der Kaiser sitzt;
der Tisch ist marmelsteinern, worauf sein Haupt er stützt.
Sein Bart ist nicht von Flachse, er ist von Feuersglut,
ist durch den Tisch gewachsen, worauf sein Kinn ausruht.
Er nickt als wie im Traume, sein Aug halb offen zwinkt;
und je nach langem Räume er einem Knaben winkt.
Er spricht im Schlaf zum Knaben: ‚Geh hin vors Schloß, o
Zwerg,
und sieh, ob noch die Raben herfliegen um den Berg.
Und wenn die alten Raben noch fliegen immerdar,
so muß ich auch noch schlafen verzaubert hundert Jahr.“

Damit war eines kommenden „Reiches Herrlichkeit“ prophezeit worden. Wenn das, auch noch unkonkret geschah, so warnte Heinrich Heine doch bereits 1844 vor den Gefahren, die aus solcher Verheißung erwachsen konnten:

„ ‚Herr Rotbart‘ — rief ich laut —, ‚du bist
ein altes Fabelwesen,
geh, leg dich schlafen, wir werden uns
auch ohne dich erlösen!“

Des Dichters mahnende Stimme vermochte nicht, das Unheil zu verhüten. Nach der Reichsgründung von 1871 wurde „Weißbart“ Wilhelm I. als „Erlöser des Rotbarts“ gefeiert. Der jahrhundertelange Traum sei in Erfüllung gegangen, hieß es, obwohl kein utopischer Sagenkaiser mit einem Fabelreich des Friedens und der Gerechtigkeit gekommen war,

sondern nur ein preußisch-deutscher Hohenzoller das Zepter über einem imperialistischen Obrigkeitsstaat schwang. Da nun „am deutschen Wesen die Welt genesen“ sollte, womit schlicht und einfach der Drang des deutschen Imperialismus zum Neuaufteilen der Welt umschrieben wurde, kam zur Verfälschung der einst progressiven Kaisersage ein schlimmerer Mißbrauch hinzu. Die Begriffe Kyffhäuser und Barbarossa mußten erhalten, um nationalistischen Rummel anzuheizen; die Sage mußte Staffage beim Vorbereiten beider Weltkriege liefern.

Der Wandel erfolgte rasch. Noch am Vorabend der Revolution von 1848 galt die Ruine auf dem Kyffhäuser fortschrittlichen Studenten als Symbol ihres demokratischen Kampfes. Sie versammelten sich dort zu Burschenschaftstreffen.

Reichlich drei Jahrzehnte später — 1881 — zogen wieder Studenten zum Kyffhäuser. Auf der Ruine Rothenburg gründeten sie den „Kyffhäuserverband der Vereine Deutscher Studenten“. Diese Kommilitonen erwiesen sich als recht sangesfreudige Zeitgenossen, und deshalb brauchte man nur ihren Melodien zu lauschen, um in Abwandlung eines alten Bibelwortes zu sagen: „An ihren Liedern sollt ihr sie erkennen.“ Denn beispielsweise folgende Strophe gehörte zu ihren „Kyffhäuserliedern“:

„Gib Sieg, o Herr, gib eher nicht den Frieden,
eh' nicht den vollen Sieg du uns beschieden...
Du gabst uns Männer, schenk uns einen Mann,
der Schwertgewinn im Frieden sichern kann, daß
wir in weiten neuen deutschen Gauen Dir zu
Ehren deutsche Tempel bauen.“

Die gleiche Wunschmelodie von „weiten neuen deutschen Gauen“ hallte auch im Juni 1896 durch das alte Gemäuer der Burgruinen, als 20 000 grölende Kriegerkehlen Wilhelm II. begrüßten und die Musikzüge der Traditionsverbände preußische Märsche intonierten. Das Kyffhäuserdenkmal wurde eingeweiht.

Über dem schlafenden steinernen Barbarossa thronte jetzt ein reitender neuneinhalb Meter großer kupferner Wilhelm I. Der deutsche Imperialismus hatte für seine Geschäfte die alte Kaisersage nunmehr auch monumental mit Beschlag belegt.

Das Denkmal war zwar weithin sichtbar, aber der hier verkörperte Geist sollte bis in den letzten dunklen Winkel strahlen. Deshalb schlossen sich die reaktionären Kriegervereine

im Jahre 1900 zum „Kyffhäuser-Bund der Deutschen Landeskriegerverbände" zusammen. Die größte militaristische Massenorganisation zählte 1914 fast drei Millionen Mitglieder.

Am 1. August jenes Jahres ging die Drachensaat auf. „Voll zorniger Kampfbegier folgen dem Kaiserlichen Rufe Millionen deutscher Streiter", konnte der Vorstand des Kyffhäuser-Bundes feststellen. Vier Jahre später aber war man von „des Reiches Herrlichkeit" weiter entfernt denn je zuvor.

Weil nun für den Kriegerklüngel die Parole „Im Felde unbesiegt" galt, stand bald fest, daß ein zweiter Versuch das bringen sollte, was der „Dolchstoß aus der Heimat" verhindert hatte. Der Kyffhäuser-Bund paßte sich deshalb rasch den veränderten Verhältnissen an. Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg wurde schon 1919 zum Ehrenpräsidenten berufen und rückte damit an die Stelle, die vorher Wilhelm II. innehatte. Eine straffe Organisation löste die föderalistische Struktur ab, was sich äußerlich im neuen Namen ausdrückte.

Nunmehr sorgte der „Deutsche Reichskriegerbund „Kyffhäuser" für das Wachhalten des „Kyffhäusergeistes", „damit einmal die Stunde kommt, die Alldeutschland vereinigt zu Schutz und Trutz und Wehr", wie es der Neujahrsaufruf von 1924 verkündete. Deshalb forderten die neuen Leitsätze „Erhaltung des Geistes der Wehrhaftigkeit, Bewahrung der Kraft zu heldischer Tat, zu todeswilliger Opferbereitschaft ..., Kampf für deutsche Ehre ..., Aufrechterhaltung der Verbindung mit unseren deutschen Brüdern im Ausland" und ähnliche sattem bekannt und berühmte „veredelte Gesinnungsworte".

Unter einem „Reichsjugendleiter" wurden bald rund 100 000 Jugendliche im „Kyffhäusergeist" wehrsportlich trainiert. Das alles geschah vor dem Jahre 1933.

„Kyffhäusergeist" und „Barbarossa-Mythos" spielten somit keine geringen Rollen, als die reaktionärsten Gruppen des deutschen Imperialismus langfristig vorbereiteten, was ihr größtes Geschäft werden sollte und dann als größtes Verbrechen der Weltgeschichte endete. Der erste Weltkrieg hatte keine Unterbrechung im Rummel gebracht, der aus der Kaisersage erwachsen war. Und auch hier zeigte es sich, daß die großen Profiteure meist kleine Gauner zur Nachahmung anregten. Mitunter wurden dadurch beachtliche Erfolge für den eigenen Geldbeutel erzielt, wie die folgende Geschichte beweist.

Weishaars Theozologie

Wohlgefällig betrachtete der Mann die kleinen Plakate, die er am Nachmittag aus der Druckerei geholt hatte. Er überflog nochmals den knappen Text. „Die Adresse stimmt.“ Dann rollte er den Packen zusammen und verstaute ihn in einer großen schwarzen Ledertasche.

Wenig später hatte der Mann seine Wohnung verlassen und stieg in den Keller hinab. Aus einem Verschlag holte er sein Fahrrad, trug es auf die Straße und verstaute auf dem Vehikel schließlich die Dinge, die er für seine Tour brauchte: die große Tasche schnallte er am Gepäckträger fest, den Leimtopf hängte er an die Lenkstange.

Nun schwang sich der Mann in den Sattel und trat kräftig in die Pedale. Rasch hatte ihn die Dunkelheit verschluckt, die die nur spärlich beleuchteten Berliner Vorortstraßen beherrschte.

Stunden später kehrte er zurück. Tasche und Leimtopf waren leer, denn er hatte seine Plakate an zahlreiche Litfaßsäulen und Bretterzäune der Hauptstadt geklebt. „Jetzt heißt es“, sagte sich der nächtliche Radfahrer, „erst mal ein oder zwei Tage Geduld aufzubringen.“

Am übernächsten Tage schon konnte er triumphieren. Die ersten Briefe waren gekommen, sechs zwar nur, aber immerhin ein Anfang. Und bei diesem halben Dutzend sollte es tatsächlich nicht bleiben. Im Verlaufe einer Woche trudelten noch ganze Bündel weiterer Schreiben ein.

Alle Absender hatten die zu nächtlicher Stunde geklebten Plakate gelesen, auf denen seltsame Dinge angekündigt wurden:

„*König Ruothbart ist erschienen!* Kaiser Barbarossa hat den Kyffhäuser verlassen. Als neuer König Ruothbart wird er in Berlin eintreffen. Des Reiches Macht und Herrlichkeit erstehen wieder im alten Glanze!
Nähere Auskunft erteilt:

Kurt Pählke,
vormals Meister vom Stuhl des Germanenordens, Berlin SW 61, Postlagerkarte Nr. 39.“

Mit der Anschrift dieses Postamtes konnte der Betrüger einen Wohnsitz in renommierter Gegend vortäuschen.

Jener Pählke hatte vor dem ersten Weltkrieg in Königsberg einen Briefmarkenladen betrieben. Da aber zu jenen Zeiten mit der Sammelleidenschaft noch keine großen Geschäfte zu machen waren — die Flut der „Sondermarken“ setzte erst später ein —, gliederte er seiner Firma eine astrologische Abteilung an. Seine Horoskope waren gefragt, und Pählke wurde eine im damaligen Ostpreußen weithin bekannte Persönlichkeit.

So baute er seine Geschäfte mit der Dummheit weiter aus. Er gründete eine okkulte Loge, führte spiritistische Sitzungen durch und ließ sich „Meister vom Stuhl des Germanenordens“ titulieren.

Die Kriegsereignisse verschlugen ihn dann nach Berlin. Notzeiten lieferten häufig fruchtbaren Nährboden für Aberglauben und Mystizismus, und Pählke glaubte nun nicht zu Unrecht, damit gerade in der Hauptstadt gute Geschäfte machen zu können. In der Nachkriegszeit fand er dann tatsächlich zahlreiche Menschen, die auf seinen Leim krochen und noch Jahre später an seine Märchen glaubten.

Jetzt sichtete der okkulte „Meister“ zunächst seine Posteingänge, um dann die Antworten zu verfassen. Das Erscheinen von „König Ruothbart“ sei so sicher wie das Amen in der Kirche, schrieb er, aber über den Zeitpunkt könne man noch nichts sagen. Zunächst werde man alle, die auf Ruothbart warten, im „Bund der aufrechten Männer“ vereinen, in einer Partei sozusagen, auf die später der neue König aus dem Kyffhäuser seine Macht stützen wolle. Beitrittserklärungen und Beiträge seien an die bekannte Anschrift des „Meisters vom Stuhl des Germanenordens“ zu richten.

Fast alle, die zuerst aus Neugier an Pählke geschrieben hatten, wollten dem „Bund“ beitreten. Im nächsten Rundschreiben zeigte sich der „Meister vom Stuhl“ darüber sehr erfreut. Eine neuerliche Rückfrage im Kyffhäuser habe ergeben, so teilte er weiter mit, daß man „Menschen deutschen Geblüts aus allen Völkern“ aufnehmen dürfe. Die Gebühr dafür betrage einen runden Taler, und der jährliche Mitgliedsbeitrag sei mit zwölf Mark festgesetzt. Wenn jemand sein Horoskop wünsche — bitte schön! —, auch das sei zu haben. Für nur einhundert Mark.

Später wurden die Preise der Inflation angepaßt. Danach forderte Pählke von seinen Anhängern ein halbes Prozent aller ihrer Einnahmen.

Ruothbart habe seiner Partei auch einen neuen Namen

verliehen, ließ er noch wissen: „Bund der Guten". Er selbst dürfe sich „Weishaar" und manchmal sogar Wydhar nennen.

Mit den ersten Einnahmen konnte Pählke-Weishaar schon 1921 zwei Broschüren drucken lassen, in denen er unter anderem die „Bedeutung des Bundes der Guten für die Menschheit im kommenden Jahrtausend" erläuterte.

Alles war, so hatte Weishaar mit okkultem Weitblick herausgefunden, eine „Frage der Rasse".

Man müsse die „Abstände der einzelnen Rassen von einer gemeinsamen Basis abmessen". Er habe dazu die „Theozoo-logie" entwickelt, und diese Theorie sei richtig, denn die „gemeinsame Basis" heiße Orang-Utan: „Am weitesten entfernt hat sich davon die arische Rasse, eine Stufe tiefer steht der Araber, zwei Stufen tiefer folgt der Chineser und noch zwei Stufen tiefer der Malaie, der nur fünf Stufen von dem Orang-Utan entfernt ist. Wo die Neger einzureihen sind — entweder vor den Chinesen oder nach den Chinesen —, müssen weitere Versuche aufklären."

Nicht alle vermochten der faschistischen Stufenleiter des „Guten" Weishaar zu folgen. Das waren solche, wie er herausgefunden hatte, die „nur wissenschaftlich arbeiteten, zu-meist den Dokortitel führten und schon deshalb allen ehrlichen deutschen Menschen verdächtig erscheinen" mußten. Derartige Leute wollte er nicht in seinem Bund haben. „Deshalb mögen", forderte er, „alle ausgesprochenen ‚Anti'-Leute, wie Antialkoholiker, dem Bunde lieber fernbleiben."

Elektronik der alten Germanen

Pählke hatte seine Blicke rund um den Globus schweifen lassen und wahrhaft Bombastisches gesehen: „Die Entwicklung der Menschheit bewegt sich jetzt in der Richtung der Entdichtung des Stoffes zum Geist. Diese Entdichtung offenbart sich in weniger dichten Körperformen der Menschen. Körperlich zeigt sie sich u. a. in weißer Haut, hellen Augen und mehr oder minder blonder Behaarung. Die Entdichtung des Körpers geht Hand in Hand mit einer größeren Durchlässigkeit und Aufnahmefähigkeit für feinere geistige, odische Strahlungen. Mithin ist die blonde Menschenrasse als die bisher höchste Erscheinungsform des Menschen anzusprechen."

Am dichtesten würden die „entdichteten Blonden“ in Deutschland sitzen — er selbst, Pähle-Weishaar, sei übrigens davon das beste Exemplar, was mancherlei Konsequenzen mit sich bringe.

Aus solcher Konzentration, aber auch schon aus dem Wort „Deutsch“ lasse sich nämlich nur ein Schluß ableiten: „Die Deutschen sind das auserwählte Volk.“

Warum? Weil das die Wahrheit ist, über die man sich freuen müsse, und er selbst habe diese „Frage von größter Wichtigkeit für uns Deutsche gelöst“.

Hier sei die Antwort:

Unsere Vorfahren waren ganz schlaue Leute. Sie konnten nämlich schon zählen. Deshalb hatten sie „auch für verschiedene Zahlen üpper zwölf hinaus besondere Zahlnamen mit mystischem Hintergrund“. Statt dreißig sagten sie „thiod“.

Daraus sei nun zweierlei hervorgegangen: „thiod — diut — diet — deutsch“ auf der einen und „thiod — deus — theos — Gott“ auf der anderen Seite. „So erkennen wir deutlich“, schlußfolgerte der große Sprachforscher, „daß ‚deutsch‘ den vollkommenen Menschen bezeichnen soll. In einer gereinigten und verfestigten germanisch-deutschen Rassenerscheinung und Seelenanlage haben wir also den Eckstein zur Entfaltung des Gottmenschen. Jetzt wissen wir, welches Volk das *auserwählte* war. Nicht die Juden sind es, sondern die blonden ario-germanischen *Deutschen*. Deutsche von heute, bemüht Euch, würdig zu werden dieser hehren Aufgabe.“

Unsere Vorfahren waren sogar noch schlauer. „Immerhin haben wir noch genug Überlieferungen“, hatte Weishaar auch herausgefunden, „die erkennen lassen, daß die Alten die Elektrizität, die Wirkung des Dampfes, das Schießpulver, . das Fernrohr, das Mikroskop, den Fernsprecher ohne Draht, die Photographie, biegsames Glas, dauerhafte Farben und vieles andere kannten, daß sie in der Chemie weiter waren als wir, in der Astronomie sicherlich.“

Diese photographierenden, mikroskopierenden und telegraphierenden Urgermanen waren noch von reiner Rasse. Aber dann kamen die Juden. Sie nahmen den Germanen das elektronische und feinmechanisch-optische Spielzeug weg und warfen es ins Wasser. Dann vermischten sich die Juden mit den Germanen und sorgten somit für den technischen Rückschritt.

Weil der senile Weishaar das alles entdeckt hatte, konnte

er den Juden auch keinen Platz in seiner faschistischen Rassenstufenleiter zuweisen. Für ihn, das gottähnliche Wesen, waren das gar keine richtigen Menschen.

Dann geschah diese schreckliche sprachliche Entgleisung. Ein Hauptstädter war der Sache nicht ganz sicher und fragte den Pählke: „Sie also sind det von dem Bund der Juten?“ Worauf Weishaar von eisigem Schrecken durchzuckt wurde. Zu welchen Verwechslungen (konnte es kommen, wenn da jemand ein bißchen berlinerte!

Deshalb mußte er seinen Anhängern flugs mitteilen, daß die Partei wieder einen neuen Namen bekommen habe. Aus dem „Bund der Guten“ wurde jetzt ein „Bund der Guoten“, was außerdem noch für melodischen Wohlklang in den Ohren eines Ario-Germanen sorgte.

Nach wie vor gelte aber die bewährte Regel, schrieb er weiter: „Der Bund beteiligt sich nicht am politischen Treiben der Gegenwart und verfolgt auch keine parteipolitischen Ziele.“

Es gehe lediglich um ein „neues, goldenes, glückliches Zeitalter“ für die Rasse der Blondenen und Weishaarigen. Dafür jedoch brauche man „Land, mehr Land!“

Wie alle Faschisten wußte auch Pählke, wo das zu suchen sei: „Hat nicht Europa, zumal der Osten, noch Überfluß an unbebautem jungfräulichem, gesundem oder weniger bebautem Boden. Mögen unsere Nachbarn doch zusammenrücken, wie wir es in der Straßenbahn tun müssen für andere. Leicht könnte deutsche Unterweisung und Technik dem russischen Muschik als Dank doppelte Ernten verschaffen.“

Zu solchen Aufgaben hat die Gottheit die Deutschen als das auserwählte Volk bestimmt. Wie lange wollen wir uns der Aufgabe noch entziehen, an deutschem Wesen die Welt genesen zu lassen. Gott schickt uns die Not, damit wir uns auf unsere Pflicht besinnen. Wir sollen herausgeekelt werden aus dem zu engen Raum.

Wollen unsere Nachbarn nicht, nun, so mag der von alters gefürchtete furor teutonicus (deutscher Grimmzorn) erwachen. Dann gehen schlimmstenfalls noch einmal zwei Millionen nach Walhall und harren der Wiederkehr auf freie Erde, und der Deutschen Reich hat sich verdoppelt.“

„Das neue Europa, wie es wird“, hieß jenes Schriftchen, das der „Gute-Guote“ Weishaar mit derart kernig-teutonischen Aussichten beendete — mit farbigen Details, die Anfang der zwanziger Jahre noch nicht einmal jener präsentierte, der später des Reiches Verdoppelung versuchte.

Die wundersame Zirbeldrüse

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Bei einem Besuch in der Barbarossahöhle habe man festgestellt, so teilte Pählke seinen Anhängern mit, daß sich König Ruothbart gar nicht mehr unter dem Kyffhäuser verborgen hält. Er sei schon in Berlin, und das schon seit Monaten, denn er selbst, er, der bisher unter dem falschen Namen Kurt Pählke gelebt habe, er persönlich sei „König Ruothbart“. Selbst habe er es bis gestern nicht gewußt, aber manchmal schon durch ein leichtes Stechen in der Zirbeldrüse geahnt.

Nun breche sie bald an, des „Reiches Herrlichkeit“. Vater Pählke wird Kaiser von Europa. Der Kontinent wird neu gegliedert, und zwar in mehrere „Deutschländer“, die jeweils von einem König Pählke junior regiert werden.

Andere kämen dafür leider nicht in Frage, weil sie rassistisch ungeeignet seien. Denn Familie Pählke sei die Keimzelle einer neuen Menschenrasse: eigentlich schon keine richtigen Menschen mehr, eher so eine Zwischenstufe zwischen Gott und Mensch, die ersten „Gottmenschen“ sozusagen.

Er verfüge aber über die geheimnisvolle Kraft, so verkündete er weiter, die Mitglieder des „Bundes der Guoten“ rassistisch zu veredeln. Er werde die Gehirne in „Edelhirne“ verwandeln und damit „Guoten-Edelmenschen“ schaffen. Jeder erhalte dann noch einen sechsten Sinn, den er in der Zirbeldrüse lokalisieren werde. Den Beginn seiner „Rassezucht“ teile er später rechtzeitig mit.

Als Gegenleistung verlange er wenig, vorläufig nur die Mittel für seinen Lebensunterhalt, also Geldspenden und Lebensmittelpakete. Das werde später fürstlich belohnt, wenn der jetzt noch im Verborgenen lebende „König Ruothbart“ zum „Kaiser von Europa“ ausgerufen worden sei.

Besonders verdienstvollen „Guoten“ wurde ein weiteres Sonderrecht in Aussicht gestellt — eine zweite Frau. Auswahl und Eignungsprüfung zur „Rassezucht“ wollte sich aber Weishaar selbst vorbehalten. „Nach altem Guotenbrauch“ beanspruchte er ein „Recht der ersten Nacht“, um bei bestandener Prüfung dann „nach altem Guotenzeremoniell die Trauung zur Linken“ zu vollziehen.

Ihm selbst stand das höchste Privileg zu. „Nach alter guotischer Überlieferung“ konnte er das Recht beanspruchen, vier Dutzend Frauen gleichzeitig zu haben, „vierundzwanzig zur Rechten und vierundzwanzig zur Linken“. Aber das

wollte er erst nach seiner Krönung zum „Kaiser von Europa“ auskosten. Vorläufig begnügte er sich mit zwei Damen. Frau Pählke mußte Tisch und Bett mit einer anderen Monarchin in spe teilen, die sich Pählke selbst „zur Linken angetraut“ hatte.

Von Berlin konnte „König Ruothbart“ seine Residenz wieder nach Ostpreußen verlegen. Dort spielte er den Herrn von Schloß Sillginnen. Ein Junker hatte ihm, als er in den „Bund der Guoten“ aufgenommen werden wollte, den feudalen Sitz zur Verfügung gestellt.

Und so unwahrscheinlich das auch klingen mag, es ist Tatsache, daß der „Bund der Guoten“ über zehn Jahre existierte und um 1930 weit über 2000 Mitglieder zählte, die alle auf die Veredlung der Zirbeldrüse hofften.

Dann hatte die Pracht ein vorläufiges Ende, und das kam nicht — wie oft in solchen Fällen — von den beiden Frauen, mit denen Pählke zusammen lebte. Irgendeiner der Guoten fühlte sich plötzlich selbst berufen, „Kaiser von Europa“ zu werden. In der königlichen Residenz brach eine Revolte aus. Da durch die wilde Pistolenknallerei nicht entschieden werden konnte, wer nun der echte „auferstandene Ruothbart“ war, griff die Polizei ein.

Pählke wurde verhaftet, auf seinen Geisteszustand untersucht und für normal, aber enorm geschäftstüchtig befunden. So unterbrach eine Gefängnisstrafe vorerst die Laufbahn des „Gottmenschen“, dem über 2000 Erdenmenschen in grenzenloser Dummheit Teile ihres Vermögens geopfert hatten.

Hakenkreuz-Astrologie

Es kam der 30. Januar 1933, und die „Rassezucht“ wurde zur Staatsdoktrin. Ein anderer Abenteurer mißbrauchte nunmehr die Sage von Kyffhäuser und Barbarossa und schickte sich an, das zu verwirklichen, wovon der senile Weishaar gefaselt hatte.

Für den rechtskräftig verurteilten okkulten Bereicherungstäter öffneten sich die Gefängnistore; Pählke durfte auf Schloß Sillginnen zurückkehren. Am 15. Mai 1933 verkündete er in Wort und Schrift eine „Botschaft des Guotenführers“.

Trotz seiner geistigen Versippung mit dem großen „Füh-

Zulassungsgesuch.

Ich bitte Herrn Kurt Voelke-Weißhaar, mich in seinen
Glaubenskreis Guotischer Kristen
als Freund seiner Weltanschauung zulassen zu wollen und stelle
mich ihm mit den nachfolgenden Angaben vor:
Ich heiße (Vor- und Name deutlich schreiben):

Stand oder Beruf: _____
 selbständig oder angestellt?
Geburtsdatum (Tag, Monat, Jahr): _____
Stunde der Geburt (Ausfüllung kann auch unterbleiben): _____
Geburtsort (mit Angabe des Kreises und der Provinz): _____

Ich wohne: Ort: _____
Straße: _____ Hausnummer: _____
Postort: _____ Kreis: _____ Provinz: _____
Ich bin — ledig — verheiratet — verwitwet — geschieden (Zutref-
fendes unterstreichen).
Ich verfolge deutschblütiger (arisch-germanischer) Abstammung zu
sein. Unter meinen Vorfahren befindet sich meines Wissens
kein Hebräer oder Farbiger. Meine Ehefrau — mein Ehe-
mann — ist ebenfalls deutschblütiger Abstammung.
Ich habe: Söhne: _____ Töchter: _____
Religionsbekenntnis: _____
Ich gehöre folgender Partei (Bund) an: _____
Ich spende gleichzeitig für die Förderung des Guotischen Kristen-
tums zur freien Verfügung des Führers: _____ RM _____ Pf
(Vollständige: Guoten-Berlag Verlag-Hildebrand Schürmer, Ragnitz/Dörz.
Königsberg Nr. 29 451. Als Kennwort auf Zahlartenabschrift wolte
man angeben: G. N. G. N.)
Die Grundsätze für die Zugehörigkeit zum guotisch-kristlichen Lehr-
kreise Weißhaars sind mir bekannt.
Ort, Datum: _____

Unterschrift.

Unterschrift _____

rer" wollte er als kleiner „Führer“ auch in der neuen Zeit, von der allorts gesprochen wurde, weiterhin seine eigenen Geschäfte machen. Und so teilte er mit: „Gottes Gnade hat mir die Augen dafür geöffnet, daß die christliche Lehre, wie sie uns von alten Zeiten her überkommen ist, eine Menge verborgener Wahrheiten enthält, die infolge einer falschen Geistesrichtung der Verkünder des alten Christentums bisher nicht erkannt werden konnten.“

Pählke nun, als erster mit dem „vollen Verständnis für die Sprachbildung“ gesegnet, hatte endlich alle Geheimnisse gelüftet. Daran wollte er auch andere teilhaben lassen, und so gründete er nunmehr einen „Glaubenskreis Guotischer Kristen“ mit zackigem Reglement: „Der Guoten-Führer Kurt Pählke-Weishaar wünscht sich nur deutschblütige (arisch-germanische) Menschen zu Schülern und Geistesfreunden seiner guotisch-kristlichen Weltanschauung. Diese Männer und Frauen schätzen in Kurt Pählke-Weishaar ihren geistigen Führer.“

Alle Zuwendungen werden dem Führer persönlich gemacht. Er entscheidet über ihre Verwendung nach freiem Ermessen. Dazu sei bemerkt, daß Weishaar wirtschaftlich unabhängig ist.

Wer sich außerstande erkennt, dem Führer geistig zu folgen, kann jederzeit wieder fernbleiben.“

War es auch nur eine kleine Schar, die zum Glaubenskreis fand, so wollte der „größte Führer aller Zeiten“ dennoch keinen „geistigen Führer“ als Miniatur neben sich wissen. 1935 wurde deshalb Pählkes neuer Verein verboten.

Davor konnten ihn auch nicht seine Entdeckungen zum Hakenkreuz bewahren, die allen anderen verborgen geblieben waren. Für den alten „Meister vom Stuhle des Germanenordens“ galt die Astrologie zu allen Zeiten als „Urwissenschaft und Urreligion“.

„Nunmehr will ich den Beweis erbringen“, teilte er mit, „daß das Hakenkreuz ebenfalls auf das Sternenweistum (Astrologie) zurückzuführen ist. Eine zur Verfügung gestellte Stanze (Kusche), die hier abgedruckt ist, veranschaulicht das ausgezeichnet und einwandfrei.“

„Quod erat demonstrandum“ konnte sodann der verzückte Leser feststellen, wenn er noch kurz seinen Blick über eine astrologische Himmelsfigur gleiten ließ, die der Ario-Germane Wydhar mit einem fetten Hakenkreuz übermalt hatte. Neugierigen, die nunmehr Appetit auf das „Sternenweistum“

bekommen hatten, vielleicht sogar ein persönliches Horoskop wünschten, konnte ebenfalls geholfen werden. Direkt unter dem Hakenkreuz informierte Pählke über die astrologische Zentrale „Uranus“, die solche Dienstleistungen vermittelte. Nach seiner Rückkehr von Berlin nach Ostpreußen hatte er in der Hauptstadt noch dieses Zweigunternehmen zurückgelassen. Nur wenige Eingeweihte wußten davon, daß Pählke der Besitzer auch dieser okkulten Filiale war.

Wenngleich der alte Weishaar seit 1935 keine Jünger mehr um sich scharen durfte, wurden ihm die kleinen Geschäftechen nicht verwehrt. Er blieb ja auf der Linie. Ein Verlag in Ragnit in Ostpreußen — eine weitere Firma seines Besitztums — mußte lediglich das Wort „Guoten“ aus dem Türschild streichen.

Dann hatte der faschistische Sternengucker seine Ruhe und konnte in aller Muße ein ziemlich dickes Buch schreiben, das 1936 erschien.

„Die Evangelien nicht veraltet“, prunkte als Titel in gediegener Goldprägung auf dem Einband. Diese Worte verkündeten die Wahrheit, denn Neues hatte Pählke-Weishaar nicht zu vermelden. Seine Lehren — nunmehr „Evangelien“ — waren aktuell geblieben in diesem „neuen Weltzeitalter“, erfüllt vom „neuen Geist“ und beherrscht von einer „erneuerten Rasse“. So durfte der Teutone Wydhar ganz tief in die Klamottenkiste greifen und alles nochmals aufwärmen — auch seine sprachlichen Bocksprünge, mit denen er die Deutschen zu Göttern gemacht hatte. Er beendete deshalb seine okkulten faschistischen Tiraden mit dem Satz: „Versteht das Gottesvolk seinen Namen aber erst in seiner vollen Bedeutung, dann können wir das Größte erhoffen.“

Größe von Strauß

„Wir brauchen nicht umzulernen“, frohlockte General Rudolf von Horn, der 1933 Präsident des Kyffhäuser-Bundes war. Denn nunmehr saß der „lang ersehnte Retter Deutschlands“ in der Reichskanzlei und schickte sich an, das „Dritte Reich der Deutschen“ zu zimmern.

Besondere Aufgaben waren dabei der SS zugedacht. Die Elite der Massenschlächter sollte als „Orden“ gelten, als „rassische Oberschicht des germanischen Volkes“ mit „zahlreichster

Nachzucht..., um in 20 bis 30 Jahren wirklich die Führerschicht für ganz Europa stellen zu können". Das jedenfalls war der Wunschtraum von Reichsführer SS Heinrich Himmler.

Eine Mindestkörpergröße von 1,80 Meter und ein „arisch einwandfreier“ Stammbaum bis 1750 zurück mußten vorgewiesen werden, um sich an der Nachwuchszucht beteiligen zu dürfen. Das Sippenhauptamt der SS überwachte die Zeugung einer „rassebiologisch hochwertigen Auslese“, und als Sitz hatte die Herrenmenschen-Begattungskontrollbehörde die Gebäude am Kyffhäuser-Denkmal ausgewählt. Das aber war genauso wenig ein Zufall wie der Name „Barbarossa“ für den verbrecherischen Plan zum Überfall auf die Sowjetunion, der das Ende der „Herrlichkeit des Reiches“ einleitete und die geplante Dauer von „tausend Jahren“ auf zwölf Jahre verkürzte.

Fünfundfünfzig Millionen Menschen bezahlten dafür mit ihrem Leben. Angesichts der grauerregenden Bilanz des Jahres 1945 hätte es nach menschlichem Ermessen nunmehr für alle Zeiten auch mit dem Mißbrauch der Kyffhäusersage vorbei sein müssen. Doch weit gefehlt!

Nur sechs Jahre später — 1951 — wurde in der BRD das vom Alliierten Kontrollrat verfügte Verbot des Kyffhäuser-Bundes aufgehoben. Die Organisation, jetzt unter dem Namen „Deutscher Soldatenbund Kyffhäuser“, bekam sogar ihr Vermögen zurück. Schon bald danach trainierten wieder „Kyffhäuser-Jugendgruppen“ für einen dritten Versuch, weil es beim zweiten Male zwar keinen „Dolchstoß“, dafür aber einen „General Winter“ gegeben hatte.

Franz Josef Strauß, weiland „Bundesminister für Verteidigung“, schrieb 1959 an den Verein, der Mitschuld trägt an beiden Weltkriegen: „Ich freue mich über die gute und erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen ‚Kyffhäuser-Bund‘ und Bundeswehr und bin sicher, daß sich diese Entwicklung auch künftig fortsetzen wird. Für Ihre bisherige kameradschaftliche Hilfe darf ich Ihnen und Ihren Mitarbeitern besonders danken. Ihrer Arbeit wünsche ich weiterhin guten Erfolg.“

Handel mit Hüten und Kronen

Dritter Souveräner Arana

Im Februar 1929 verurteilte das Schöffengericht in Jena den Onarchen der Weltkirchenbewegung, Obersten Bischof und Erzsuperintendenten, Seine Hohe Ehrwürdigkeit Heinz Ferdinand L, zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und acht Monaten.

Neben dem Kirchenfürsten, der bereits unter seinem bürgerlichen Namen Prof. Dr. Sauermann eine bekannte Persönlichkeit gewesen war, saß ein Generaldirektor Dr. Becker aus Halle auf der Anklagebank. Er kam mit einer Geldbuße von 100 Reichsmark recht glimpflich davon, und zwei weitere Mitbeschuldigte wurden sogar freigesprochen.

Zahlreiche Prozeßbeobachter zeigten sich nach diesem Spruch überrascht, denn Straftaten und Strafmaße standen in keinem rechten Verhältnis zueinander: man hatte härtere Urteile erwartet. Jene Zuschauer aber, die nicht ganz mit der komplizierten Materie vertraut waren und nicht alle Einzelheiten der tagelangen Verhandlungen verfolgen konnten, führten die richterliche Milde wohl auf den hohen gesellschaftlichen Rang zurück, der den Angeklagten offenbar bisher zukam und der sich nicht zuletzt in ihren zahlreichen akademischen Graden und anderen Ehrentiteln ausdrückte.

Um so mehr verwundern mußte nun das Schicksal, das die Richter dem Mann zubilligen wollten, der es von allen am weitesten gebracht hatte. Die Funktionen, Titel und Ehrenprädikate von Prof. Dr. med. Dr. med. dent. Dr. med. vet. et phil. Frederick Freytag vollständig aufzuführen, wollen wir uns ersparen. Präsident der Aran University in South Dakota, Professor an der Lincoln Western University in den USA, Patron der Universität des Maharadscha von Vizianagram in Indien, Universitätsdozent in Bern, ehemaliger K. K. Primärarzt, Mitglied zahlreicher Akademien und internationaler Institute, Commissioner of Utah, Großmeister aller aranischen Orden und Dritter Souveräner Arana sind nur einige Beispiele.

Hinzu kam die vornehme Herkunft aus dem Geschlecht der Grafen von Foix, einer Seitenlinie der Bourbonen, die

manche Genealogen schon für erloschen gehalten hatten. Den Titel Prinz führte der Medizinprofessor aber nur beiläufig. Mehr Wert legte er auf seine akademischen Würden.

Ein vielseitiger Gelehrter also von Rang und Namen im wahrsten Sinne des Wortes, und nun sollte dem weltweiten Wirken ein Ende gesetzt werden. Denn die Richter verfügten die Einweisung des Professors und vierfachen Doktors — „nicht honoris causa, sondern echt erworben“, wie er versicherte — in eine psychiatrische Anstalt. Sie zogen damit den Schlußstrich unter Bemühungen, die wahrlich segensreich und erfolgversprechend begonnen hatten.

Für zwei der Angeklagten brachte der Prozeß von Jena nicht die erste Bekanntschaft mit den Gerichtsschranken. So verhandelte in Sachen Freytag bereits 1917 das Amtsgericht in Magdeburg. Der Tierarzt Friedrich Freytag wurde beschuldigt, seine beruflichen Pflichten sträflich vernachlässigt zu haben.

Schon vorher hatte er durch eine krankhafte, überspannte Phantasie oft die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, und den Fragen der Magdeburger Richter begegnete er wiederum nur mit recht eigenartigen Ausschweifungen. Ein psychiatrisches Gutachten wurde bestellt, und danach verfügte das Gericht eine „Entmündigung des ehemaligen Tierarztes Friedrich Freytag wegen Geistesschwäche“.

Allzu schwach jedoch schien es um den Geist dieses Mannes nicht bestellt gewesen zu sein, denn bald bescherte ihm (seine Phantasie die Ideen für einträgliche Geschäfte, und nur wiederum kurze Zeit später stand er an der Spitze einer Gaunerbande, die Filialen in etwa zehn Städten einrichtete.

Friedrich Freytag, der seinen Vornamen fortan in der anglierten Form Frederick führte, hatte genau kalkuliert, mit welchen Angeboten er manchen Leuten das Geld aus der Tasche locken konnte. Adelsprädikate blieben auch nach dem Verschwinden der Monarchie gefragt, und akademische Grade waren sogar im Kurs gestiegen. Urkunden und Diplome mußten, um glaubhaft zu wirken, von einer möglichst bombastischen Körperschaft verliehen werden. Dafür nutzte er die schon im frühen 19. Jahrhundert unter Wissenschaftlern vieler Länder entstandenen Bestrebungen aus, in irgendeiner Form zu internationaler Zusammenarbeit und Verständigung zu gelangen. Er begann seine Aktion mit Anzeigen, die ab 1919 in zahlreichen deutschen Zeitungen erschienen:

[illegible]

„An alle Wissenschaftler und geistig tätigen Zeitgenossen!
Der Souveräne Aran-Staat sucht ehrenamtliche Mitglieder
(gegen Adels-, Doktor-, Ordensauszeichnungen) zur Grün-
dung von Weltverbänden für Universitäten, Akademie,
Kunsthochschule, Religionsgemeinschaft. Zuschriften von
Gebildeten an Seine Hohe Exzellenz Professor Dr. Frederick
Freytag, Wiesbaden, Bismarckring 7."

Wer nun Näheres über die Geheimnisse des rätselhaften
Aran-Staates erfahren wollte, bekam eine Broschüre mit dem
Titel „Einführung in den Aran" zugesandt. Seine Hohe Ex-
zellenz hatten das Schriftchen selbst verfaßt, und auf der er-
sten Seite prangten zunächst einmal alle Titel, die sich der
Souveräne Arana selbst verliehen hatte. Das erste Dutzend
Zeilen war damit gefüllt.

Leider setzte sich die vermutete hohe Gelehrsamkeit dann in
einem ziemlich konfusem Stile fort, so daß der Leser nicht auf
Antrieb in die Gedankenwelt des Aran einzudringen ver-
mochte. Von etwas mehr Glück konnten hingegen jene reden,
deren Anfragen von einem Komplizen beantwortet wurden.
Freytag sah sich nämlich bald außerstande, die Briefflut allein
zu bewältigen.

In der „Aran-Zeitung — Offizielles Organ des Souveränen
Aran unter dem Lordprotektorat Seiner Kaiserlichen Hoheit
Prinz Hossein Khan von Persien" machte ein „Titularrat R.
Birnbaum, Baron und Doktor des Aran an der Universal
University in Siegmars bei Chemnitz" die Sache einigermaßen
verständlich.

„Der Aran", so wurde erläutert, „strebt den engen Zusam-
menschuß aller geistig interessierten Zeitgenossen an. Er ist
erst in letzter Linie Verein, in der Hauptsache aber Souve-
rärer Staat mit Territorialbesitz und weitgehenden eigenen
Machtvollkommenheiten, der das Netz seiner Verbindungen
und Beziehungen nach allen Ländern der Erde ausspannt, der
über Tausende von Anhängern verfügt und immer weiter
wächst, dessen Wirken die Behörden, Staaten und Regierungen
anerkennen und der vor allem keinerlei privaten Berei-
cherungszwecken dienstbar gemacht ist."

Eine solche Versicherung durfte bei keinem Bereiche-
rungstäter fehlen, und genau daran konnte man die Krimi-
nellen dieses Typs meist erkennen.

Abschließend winkte Baron Birnbaum mit dem Lohn. Wer
zu den „nur allernötigsten Unkosten" beiträgt, schwingt sich

1921 setzte der Souveräne Arana eigenes Notgeld zu 1/2, 1 und 2 Mark in Umlauf. Numismatiker katalogisierten die Emission als „Phantasieausgabe des geisteskranken Dr. Freytag“.



auf zum „Edelmenschen“, was die dumpf dahinbrütenden Phlegmas dann an den Titeln der Emporgestiegenen ablesen können.

„Jeder Mensch, gleich welcher Nation und Religion, der sich aus der Masse nur realistisch und roh-materiell denkender Zeitgenossen erheben will“, orakelte der Titularrat, „wird stolz darauf sein, Araner zu werden. Er wird, wenn er der Titel-, Adels- und Ordensauszeichnungen des souveränen Aran-Staates für würdig befunden wird, mit Stolz sich der Gewißheit hingeben können, nach seinen Kräften einer Verproletarisierung alles Geistigen entgegengearbeitet zu haben.“

In „Aran-Berichten“, die der Aurora-Verlag in Dresden-Weinböhla verbreitete, und Briefen teilten Prinz Freytag und Baron Birnbaum dann weitere Modalitäten der Titelvergabe mit.

Als Präsident der von ihnen gegründeten Aran University in South Dakota — in diesem US-Bundesstaat war davon allerdings nichts bekannt — hatten Seine Hohe Exzellenz das Recht, Doktorhüte zu verleihen. Die „Prüfungsgebühr“ betrug 100 Dollar — eine für damalige Inflationsverhältnisse beachtliche Summe —, die jedoch gerade durch ihre Höhe die Glaubwürdigkeit des Unternehmens stärkte.

Verlangt wurden außerdem Nachweise zu Abitur und Universitätsstudium und das Einreichen einer Dissertation. „Der Aran ist sehr tolerant“, erläuterte Prinz Freytag jene „Nebensächlichkeiten“ etwas genauer, „und ich erkenne alles an, was man wünscht, was Zweck hat. Man soll es mir nur mitteilen. Es wird auch in anderen Wissenschaften gestattet, entsprechende Titel zu verleihen, z. B. Dr. of music und Dr. of Journalistik.“

Der Dritte Arana konnte, weil er ein Souverän war, alle Bedingungen ändern und mildern oder sogar auf sie verzichten, aber keine Toleranz kannte er bei der Prüfungsgebühr: 100 Dollar, keinen Cent weniger und erst recht kein Äquivalent in Milliarden Papiermark.

Wesentlich flexibler waren dagegen die Preise, die die „Staatskanzlei des Prinzen zu Wiesbaden“ für die Prädikate des aranischen Adels berechnete. Jeder Geldbeutel fand das für ihn geeignete, denn das Angebot war so breit angelegt wie ein Versandhauskatalog.

Da gab es zunächst die große Schar der „Räte“, die vom einfachen „Titularrat“ über den „Kollegienrat“ bis zum

„Wirklichen Geheimen Rat" reichte, der für einen Zuschlag von 50 Dollar sogar noch das Recht der Anrede als „Hohe Exzellenz" erwerben durfte.

Dann kam der Adel, in strenger Hierarchie gegliedert und mit genau festgelegten Rechten für jeden Rang. Die unterste Stufe war natürlich am billigsten, und ein Zahlungsschwacher, der sich dafür entscheiden mußte, gewann nur einen geringfügigen Vorteil: Er wurde „Armalist" — was nicht mehr bedeutete, als daß er seine Briefbogen mit einem Wappen schmücken durfte, das eine Krone enthielt. „Maximal drei-zackig" war dafür erlaubt.

Für ein erkleckliches Sümmchen mehr wurde aus einem Herrn Schulze schon ein Herr de Schulze oder ein Herr von Schulze mit vierzackiger Krone. Dann ging es weiter aufwärts mit Preisen und Zacken. Der mittlere Adel gliederte sich nach französischer Rangstufe in Chevalier oder Seigneur, Baron, Vicomte und Graf mit Kronen von fünf bis acht Zacken.

Nun kam der ganz große Sprung, denn die neun- bis zwölfzackigen Kronen blieben dem aranischen Hochadel vorbehalten. Die Granden gliederten sich in Pfalzgrafen, Marquis, Herzöge und Prinzen. Zu ihren Privilegien zählten der Anspruch auf die Anrede „Euer Ehren" und das Recht, nach eigenem Ermessen selbst den Titel eines „Hoflieferanten" vergeben zu können. Ob Verleihung oder Verkauf, das blieb ihnen freigestellt.

Nicht minder exakt waren die Uniformen abgestuft, die die Araner bei festlichen Anlässen tragen durften. In den Entwürfen für Mütze, Jackett, Weste, Schlips und Hose — mit generalsmäßigen Seitenstreifen — kehrten stets die Grundtöne rot, weiß und blau wieder, denn das waren die Farben des Aranstaates. Die Ordensschnalle mußte links getragen werden, auf der rechten Brustseite prankte die Adelskrone. Weil die Zackenzahlen noch nicht alle Rangstufen eindeutig ausdrückten, machten das die verschiedenfarbigen Kragenspiegel ersichtlich.

Für die noch nicht zum Adel aufgestiegenen „Wirklichen Geheimen Räte" bildeten solche Kragenspiegel mit silbernen Palmenblättern die einzige Zierde am Jackett.

Internationale Tibet-Kommission

Ein volles Jahrzehnt lang machte die Gaunerbande Seiner Hohen Exzellenz Prinz Freytag mit solchem Humbug prächtige Geschäfte. Leider konnten keine Zahlen zu den verliehenen Titeln und Würden ermittelt oder auch nur geschätzt werden, denn das wurde nie gerichtsnotorisch. Auf alle Fälle aber erwies sich das Unternehmen als sehr gewinnträchtig, was sich in der zunehmenden Zahl der Mitarbeiter und Filialen ausdrückte.

Nicht zuletzt verdankte Freytag die finanziellen Erfolge auch seinem „Widerwillen gegen die Inflation“. In jenen Jahren nahm er nur Zahlungen in Dollar entgegen, wobei die Dummheit etlicher Kunden alle Grenzen übertraf. Wenn nämlich in der aranischen „Staatskanzlei“ angeblich das Wechselgeld fehlte, begnügte sich mancher „Baron“ oder „Graf, der soeben sein protzig stilisiertes Diplom empfangen hatte, auch mit einem Ausgleich durch „Amtliches Notgeld des Aran auf Goldmarkbasis“. Diese fünffarbigen Scheine mit bombastischen Wappen sollten bis zum 1. April 1922 eingelöst werden.

So erschien die Phantasie des Prinzen Frederick schier unerschöpflich, wenn es um neue Geldquellen ging.

Der Aran war ein Staat, und dazu gehörte ein Territorium. In diesem Falle waren es sogar zwei: Edar und Gollan, in den „wärmeren Teilen“ der Antarktis gelegen. Einziger Nachteil, der ihrer Besiedlung entgegenstand, war die noch ungenügende Erforschung.

„Da vom Völkerbund die aranischen Proklamationen nicht bestritten wurden, daß der erwähnte Territorialbesitz aranisch sei, hat allein der Aran das Recht, diese Gebiete nach einheitlichen aranischen Grundsätzen zu erforschen und die Ergebnisse wissenschaftlich zu verwerten“, schrieb Freytag an seine Anhänger und forderte die „Pol-, Asienforscher und Forschungsfreunde“ auf, einem „Aranischen Forscherverein“ beizutreten. Da der erhoffte Erfolg ausblieb, verlegte er das Terra incognita in bekanntere Regionen. Er gründete eine „Internationale Tibet-Kommission“. Der Dalai Lama habe den Aran eingeladen, in Lhasa die Lehren Buddhas zu studieren, teilte er mit, und diese Reise müsse man nun vorbereiten, wissenschaftlich wie finanziell!

Konsul Karl von Haiti

Durch mehrere Druckschriften erfuhren die Araner von ihrer ständig wachsenden internationalen Reputation. Außer dem Völkerbund hätten über einhundert Länder den Aran-Staat anerkannt. Titularrat Curt Otto teilte 1923 in der „Aran-Zeitung Nr. 2“ mit: „Als zweiter Vorsitzender der Aran-Vereins (e.V.) Wiesbaden bekunde ich nach Einsicht in die Akten und Urkunden von Herrn Prof. Dr. Freytag, daß er mit ziemlicher Gewandtheit die Anerkennung des Arans durchdrückte.“

Raffiniert genug hatte Prinz Frederick diesen Durchbruch jetzt eingefädelt, nachdem 1919 ein erster Versuch noch keinen Erfolg brachte.

„Das Interesse für Idealismus ist noch nicht geweckt“, teilte er damals im „Ersten Aran-Bericht“ mit, „denn Antworten aus Liechtenstein, Österreich, Birkenfeld, Danzig stehen noch aus. Die Schweiz hat abgelehnt, uns irgendein Privileg zu geben. Die Schweiz kennt bekanntlich auch das Papsttum offiziell nicht. Bei Lage der Sache kann man von mir nicht erwarten, daß ich mich weiter um die Zentralmächte bemühe. Es steht denselben frei, sich um den Aran zu bemühen. Die freundliche Aufnahme meiner Anschreiben an die Konsulate der ruhmreichen Alliierten veranlaßte mich, nach Wiesbaden zu ziehen, um von hier aus ungestört mit den Kabinetten zu verhandeln.“

Aus Wiesbaden kam dann die Kunde von einer „Rundfrage an 2000 ausgesuchte Konsulate, Hochschulbibliotheken und neutrale Länder über die Durchschnittsmeinung zum Aran“.

„Diese ist“, schrieb der Prinz im kleinen Büchlein mit dem Titel „Ausgewählte Kritiken — aus Tausenden“, „fast glänzend. Mit Ausnahme einer direkten Kritik von Studienreferendar Knoche war alles Lob, fast zuviel Lob. Dr. of Aran Körner hat uns für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen.“

Dann verschickte der allzeit verhinderte Laureat, der in einem jener zahlreichen Aran-Traktate sogar als Nobelpreisträger für Medizin des Jahres 1912 gefeiert wurde, Briefe in alle Welt. Er informierte die Regierungen, daß er sie anerkenne, dabei aber vom Prinzip der Gegenseitigkeit ausgehe. Als die Antworten ausblieben, war die Sache für ihn klar: „Die Regierungen haben nichts gegen den Aran-Staat einzuwenden, was einer Anerkennung gleichkommt.“ Mit besonderer

Dankbarkeit wurde noch vermerkt, daß auch die „Gouverneure der Fidschiinseln, Nordborneos und der Seychellen" keinerlei Einwände erhoben hätten; konnte man doch daraus ableiten, wie weit das Ansehen des Aran schon gedrungen war!

Und als unwiderruflich mußte der Vorstoß auf das internationale Parkett gelten, als die Republik Haiti eine direkte diplomatische Anerkennung ausgesprochen hatte und sogar einen Botschafter beim Aran akkreditieren ließ. Prinz Don Carlos, Konsul von Haiti in Magdeburg, übernahm dieses Amt zusätzlich.

Ob der von US-Ledernacken in Port-au-Prince auf den Präsidentenstuhl gehobene Dartiguenave etwas von diesen Vorgängen wußte, bleibt fraglich. Besagter Don Carlos scheint das aber in eigener Regie geklärt zu haben, denn jener Konsul war niemand anders als Karl Freytag.

Auf irgendeinem Wege, den wir nicht aufspüren konnten, war es diesem Bruder des Souveränen Arana Frederick gelungen, ein Exequatur als Konsul von Haiti zu erlangen.

Vor über einem halben Jahrhundert war so etwas noch leichter als heute, wo beispielsweise in der BRD als Konsuln südamerikanischer und anderer Staaten ausschließlich schwerreiche Millionäre amtieren; wer nicht mehr adlig werden kann, wird wenigstens Konsul.

Magenbitterfabrikant Dr. Carl Underberg als Generalkonsul von Chile, Max Grundig als Konsul von Mexiko, Hotelkönig Egon Steigenberger als Generalkonsul von Panama, Quelle-Chef Gustav Schickedanz als Konsul von Griechenland oder Dr. Hans Gerling, Hauptaktionär der Pleite-Bank Herstatt, als Konsul von Schweden waren oder sind Beispiele dafür. .

Karl Freytag alias Prinz Don Carlos wäre allerdings nicht der einzige Konsul eines Landes auf dieser karibischen Insel gewesen, von dessen Ruhmestaten nichts über den Atlantik drang. Im Jahre 1956 nämlich trennte sich der Nachbarstaat Haitis, die Dominikanische Republik, auf recht unrühmliche Weise von „Konsul" Hans-Herbert Blatzheim. Als Inhaber zahlreicher Kölner Lokale und als Gatte der Filmschauspielerin Magda Schneider war dieser Mann zwar weithin bekannt, die Regierung in Santo Domingo konnte sich jedoch nicht erinnern, jemals ein Exequatur an Blatzheim erteilt zu haben.

Sei es, wie es sei, 1923 wurde für Prof. Dr. mult. Freytag zu

einem großen Jahr. Weit mehr als die große, weltweite Diplomatie trug dazu das Wiedersehen mit einem Ganoven bei, der zum dritten Male eine Entlassung aus dem Gefängnis feiern konnte: Heinrich Sauermann hatte wieder einmal zwei Jahre abgesessen.

Freytag kannte den einstigen ungelerten Landwirtschaftsgehilfen noch aus der Zeit, in der er sich als Tierarzt versucht hatte. Beide einte das Bestreben, daß man mit wenig Aufwand viel Geld machen müsse. Dabei war diese Komplizenschaft nicht so ungleich, wie man auf Grund der doch recht unterschiedlichen Vorbildung vermuten könnte. Mit beachtlicher Intelligenz vermochte Sauermann alle vermeintlichen Mängel zu überspielen, und sein pastorales Gehabe und eine wohlartikulierte Sprechweise ließen ihn als seriösen und auch gebildeten Menschen erscheinen. Das hatte ihn dennoch nicht gegen die Entdeckung bei Betrugereien gefeit. Nun aber sollte das anders werden.

Erstes Buch Sauermann

Die Geschäfte hatten sich gut angelassen, aber Frederick Freytag zeigte sich noch nicht völlig zufrieden. Bei den Kunden standen die Titel von Doktoren und Räten und die Prädikate des unteren Adels höher im Kurs als beispielsweise die Würden der aranischen Granden. Wenn sich die Herren Meier, Lehmann oder Schulze über Nacht in einen Doktor Meier, Geheimrat Lehmann oder Herrn von Schulze verwandelten, so lag das Risiko, daß ihr Schwindel aufflog, wesentlich niedriger als bei der Chamäleonade zum Pfalzgrafen Meier, Herzog Lehmann oder Prinzen Schulze. Solche Bescheidenheit zwang aber den Souveränen Arana, über ein Dutzend Dummgläubige für Doktorkäufe zu finden, ehe er jene Summe verbuchen konnte, die ein einziger „Pfalzgraf“ gebracht hätte.

Also grübelte der Chef der „Aranischen Staatskanzlei“ nach neuen Möglichkeiten, und als er mit Sauermann zusammentraf, waren sie gefunden: Die beiden Betrüger stifteten eine neue Religion.

Auf Gläubige wie Nichtgläubige warf die Inflation ihre Schatten, und an der ganzen Misere, so agierten die Propheten der neuen Reformation, sei die Zersplitterung schuld.

Sechstausend Religionen gäbe es, aber nur einen Gott. Deshalb brauche man eine Universalkirchenbewegung, eine Weltreligion, die alle bisherigen Religionen, christliche wie nicht-christliche, alle Konfessionen und Sekten vereint. „Das Allesverbindende, das ist der Aran-Staat“, hieß das Fazit.

Heinrich Sauer mann bekam gratis jene Titel, die er benötigte, um alle Religionen zu vereinen: Missions-Direktor, Hauptprediger, Freitheologe, Honorar-Professor und Dekan in Britisch-Indien, Doktor, Pfarrer und Baron. In Jena richtete der Hochstapler seine Zentrale ein und gab ihr den unverfänglichen Namen „Missionsbüro der Deutschen Reise-mission“.

Mit Beginn des Jahres 1924 wurde das Unternehmen weithin bekannt. Die Zeitschrift „Sehnsucht und Erfüllung — Missionsblatt der Deutschen Reisemission, seit 1912“ erschien erstmals und eröffnete den Werbefeldzug.

„An unsere hochverehrten Mitglieder, Freunde und Gönner“ appellierte die erste Schlagzeile. Zu den „hohen Idealen unseres Heilands“ wollte Sauer mann die Welt zurückführen, denn „dann können die Worte des Dichters Wirklichkeit werden: am Deutschen Wesen soll die Welt genesen. Unsere Erlösung naht. Für treue Mitarbeit und Spendung außerordentlicher Beiträge herzlichen Dank.“

Zur Religion war somit noch jene Politik hinzugekommen, mit der alle großen und kleinen Gauner jener Jahre ihre Geschäfte machten. Der Wink zur „Spendung“ wurde auf dieser Seite eins der Nummer eins des „Missionsblattes“ dann noch etwas deutlicher gegeben, als der „Hauptprediger“ seine Salbaderei beendete:

„Wir sind im neuen Jahr einen herrlichen Schritt weitergekommen und sind der frohen Gewißheit, daß die Güte Gottes, welche niemals aufhört, die Freigebigkeit unserer hochverehrten Mitglieder, Freunde und Gönner und Hochgesinnte aller Kreise anspornen, auch fernerhin zur Weiterentfaltung des Werkes beizutragen. Gott zum Gruß - Postscheckkonto Erfurt 18 331.“

Der Missions-Direktor Sauer mann.“

Der Wink mit dem göttlichen Postscheckkonto wurde verstanden, und der Missions-Direktor konnte den Handel mit seinen Traktaten erweitern. Eine „Universalkirchenzeitung“ und solche Titel wie „Lehren der Universalkirchenbewegung“, „Aran-Staat“ oder „Das wollte Jesus?“ kamen ins An-

gebot. Eine „Neue Bibel, die elementarsten Wahrheiten fürs geistige und praktische Leben enthaltend, vom Onarchen herausgegeben" kostete lediglich drei Mark, war dafür aber auch nur ganze 130 Seiten stark. Auf diesen Umfang hatte der „Hauptprediger" das Alte und das Neue Testament zu einem „1. Buch Sauermann" zusammengestrichen.

In Wiesbaden erhielt die „Aranische Staatskanzlei" des Prinzen Frederick einen zweiten Firmennamen: „Ausgabestelle der Schriften der Deutschen Reisemission". Noch im Jahre 1924 entstanden weitere „Ausgabestellen" in Jena, Berlin, Halle, Leipzig, Hamburg-Altona, Augsburg, Lübeck, Zweibrücken und in der kleinen thüringischen Gemeinde Hochdorf.

In Lübeck war es das Restaurant der Frau Mathilde Mokkeprang-Frank, in dem außer einem „Wissenschaftlichen vegetarischen Mittagstisch" die Reisemissions-Traktate verkauft wurden. Hinzu kam noch der „Postversand von bestem Vollkornbrot, unübertroffen im Geschmack und Nährwert."

Nicht minder schmackhafte Nahrung, wenn auch nur auf geistigem Gebiet, konnte eine Filiale in der Rheinpfalz anbieten.

Reichtum durch hornlose Ziegen

In Zweibrücken residierte der „Staatssekretär des Aran-Staates, Kollegienrat, Baron, Doktor, Staatspräsident a. D." Ludwig Zoeller.

„Wenn, belehrt durch Universalkirche, Aran-Lehre und Zoellersche Philosophie, eine neue Jugend herangebildet ist, so wird Friede, Glück und Kulturhochstand auf der ganzen weiten Erde herrschen und wird das Goldene Zeitalter und das Reich Gottes für immer gekommen sein", verkündete er mit dem bescheidenen Hinweis auf die von ihm erfundene „Philosophie".

Um der Welt zu ihrem Glück zu verhelfen, hatte Zoeller ein halbes Dutzend dünner Bücher geschrieben — „Der Menschheit gewidmet" —, die man „gegen Voreinsendung des Preises" aus seinem Selbstverlag beziehen konnte. Eile jedoch wäre vonnöten. „Restauflagen! Bald vergriffen!" teilte er in allen Werbeanzeigen mit.

Ganz so rasch, wie er hoffte, ging es aber nun auch wieder

nicht. Sein erstes Schriftchen, das er 1898 unter dem Titel „Djuna“ zusammenstellte, mußte er noch dreißig Jahre später anpreisen. Diese lyrische Kitschpostille enthielt unter anderem auf sechzehn Seiten ein gewaltiges „Musikdrama in einem Aufzug“.

Da liebte die reiche Gräfin Etelka den armen Zigeuner Bela, was wiederum bei dem gräflichen Vater auf keine Gegenliebe stieß und der deshalb kurzen Prozeß machte. Er erdolchte den aufdringlichen Gitano. Diese Meuchelung jedoch brachte das liebeshungrige Töchterchen in Rage, und sie mußte singen:

„Ja, die Glut der wahren Liebe
Überwindet diese Erde.
Darum süßer, lieber Bela,
Ewig ich die deine werde!
(Zieht den Dolch aus seiner Brust und
durchsticht sich).
Der Vorhang fällt rasch. Ende.“

Wesentlich langfristiger konzipiert waren hingegen die „Grundzüge einer neuen Glaubens-, Seelen- und Lebenslehre“, mit denen Zoeller im Jahre 1907 die „Läuterung der Menschheit“ einleiten wollte. Dieser Weg zu neuen, lichten Höhen konnte nur ein Werk von Generationen sein, denn seine 138 „Gebote“ brachten einen umwerfenden Wandel, wenngleich nicht alle Lebensweisheiten à la Zoeller völlig neu erschienen.

„Das Neujahrsfest feiert am ersten Tag des Jahres!“ empfahl er. Auch für das Weihnachtsfest hatte er einen guten Ratschlag bereit: „Die festliche Tanne schmückt mit Lichterglanz und blinkenden Kugeln!“

So gab es fast keinen Bereich, in den Zoeller nicht gründlich hineinleuchtete: „Pfleget den Körper durch tägliche kalte Waschungen und mindestens allwöchentlich durch ein warmes Vollbad! Trinket morgens nach dem Erwachen ein großes Glas frischen Quellwassers! Wer es vermag, schmücke seine Wohnung mit guten Bildern und edlen Geräten!“

Wer traurig ist, soll sich durch „das Murmeln der Quellen oder das Plätschern springender Wasser“ trösten lassen, und beim Geschlechtsverkehr muß der Mann den „Angriff einleiten, denn die Frau ist „zum Erwarten und Empfangen geschaffen“. Nicht nur im Ehebett, sondern auch im Bordell.

„Sogenannte gefallene Frauen“ müssen sein, meinte der

„Philosoph“

Die Welt wäre heute anders, hätte sie nach Zoellers Maximen gehandelt. Für den Aran-Staat jedenfalls avancierte er durch seine 138 Sprüchlein zum „Staats-Philosophen“, zumal auch nicht Albert Einstein, sondern Ludwig Zoeller die Relativitätstheorie entdeckt hatte. Diese war nämlich, wie er im Sauermannschen „Missionsblatt“ zur großen Verblüffung mitteilte, bereits in seinem Buch zwischen den Zeilen zu den „täglichen kalten Waschungen“ versteckt. Als ihm dies aufgegangen war, konnte er es selbst kaum fassen. Immer wieder hasteten seine Blicke über die eben zu Papier gebrachten Worte. Schließlich war er so von sich fasziniert, daß er seinen Artikel mit folgendem Resümee abschloß: „Mit wenigen Worten sagt Zoeller Großes — es ist zu verstehen, daß ihn die Aran-University zum Ehrendoktor ernannte!“

Als es 1928 mit der Aran-Herrlichkeit vorbei war, suchte Zoeller ein neues Wirkungsfeld. Er fand es unter den Arbeitslosen der großen Wirtschaftskrise, denen er 1932 eine ganz neue Philosophie verkündete. „Unfug der Armut“ hieß sein Programm.

Armut ist eine „ganz leicht heilbare Krankheit“, hatte er herausgefunden, denn das war die Therapie: Zunächst „viel Schlaf, und „nach dem Erwachen ein Glas frischen Wassers, weil das den Stuhl anregt.“ Zum Frühstück dann „Ovo-maltine oder Kakao ... und etwas Festes, wie Brot oder Weck.“ Wenn es regnet, muß man den Schirm aufspannen.

„Auch der Arbeitslose ist nicht arm“, schrieb er, und dann kam der zum Schaden sprichwörtliche Spott ganz dick: „Wenn er die Kündigung erhält oder besser noch vorher, wenn es heißt, daß solche zu erwarten ist, kauft er sich einen festen Handzugwagen. Er kann sich damit durch gelegentliche Fahrten für kleinere Geschäfte oder durch gelegentliche Transporte von Koffern gerade Verreisender immer noch einen Geldzuschuß zu seiner Arbeitslosenrente verdienen. Hat er ein Fahrrad, so läßt er sich eventuell einen Blechkasten vorn daran anbringen. Auf alle Fälle kann der Arbeitslose an schönen Tagen in den Wald fahren und dürres Holz, Schwämme und Beerensammeln .. Auch Tannen- und Kiefernzapfen kann er im Spätherbst sammeln und zu Geld machen.“

Auf diese Weise kommt der Arbeitslose — „immerhin ein Kleinrentner“ — zunächst zu Wohlstand. Aber auch der Weg zum Reichtum ist ihm nicht verbaut, denn in den „herrlichen Alleen Zweibrückens“ hat Zoeller solche „geschäftigen und vorwärtsstrebenden Leute“ beobachtet. Sie haben das herabfallende Laub „sofort zusammengereicht, in Säcke gefüllt mit Handwagen als Streu für die Ziegen“ nach Hause gefahren.

Die meisten Arbeitslosen jedoch liefen achtlos über das Laub hinweg, und Zoeller klagte: „...auf einen grünen Zweig durch Kleintierzucht kommen, will man nicht. Man privatisiert, bummelt faul.“

Den Arbeitslosen jedoch, die wirklich nach Reichtum strebten, konnte er noch ein großes Erfolgsgeheimnis verraten: die beste Ziege ist die „hornlose Saanenziege“!

In der Tierwelt kannte sich Zoeller recht gut aus, wie er in einer anderen Broschüre nachwies, die noch Onarch Saueremann herausgegeben hatte. „Erstklassige Bulldoggen und Rennpferde“ sind für Zoeller nämlich Anlaß zur Bewunderung des englischen Volkes, was ihn jedoch nicht hindert, die Frage „Wer trägt Schuld am Weltkrieg?“ mit „England“ zu beantworten.

Die Niederlage von 1918 wäre dem Kaiserreich erspart geblieben, hätte man bei Kriegsbeginn mit allen Zeppelin alle englischen Städte gleichzeitig bombardiert. Aber dann kann Luftkriegsstrategie Zoeller auch mit einem ganz einfachen Rezept für dauerhaften Frieden sorgen: „Bayern, Pfälzer und Rheinländer“ erhalten größere Selbständigkeit, und die wichtigsten Verwaltungsstellen dürfen „nur noch mit rheinischen und pfälzischen Juristen neubesetzt werden!“

Für die allerwichtigste Verwaltungsstelle eignete sich selbstverständlich keiner so gut wie Zoeller selbst, war er doch seiner Herkunft nach ein „pfälzischer Jurist“, der außerdem noch erkannt hatte, wie man einen neuen Weltkrieg verhindern und der Erde das „Goldene Zeitalter und Reich Gottes für immer“ schenken konnte. Man „fördere Anarchie, Universalkirche und Zoellersche Philosophie“! Und keinesfalls vergessen durfte man dazu den reichen Erfahrungsschatz von Ludwig Zoeller, „Staatspräsident a. D.“.

Präsident der Republik Birkenfeld

Zu manchen Wunderlichkeiten, die der Wiener Kongreß 1815 hervorbrachte, gehörte der Anschluß des Fürstentums Birkenfeld an das 700 Kilometer entfernte Großherzogtum Oldenburg. Nun schwanden mit der Novemberrevolution wohl die Zeiten der blaublütigen Potentaten, an der sonderbaren Verwaltungspraxis für die Landstriche im Hunsrück hatte sich jedoch nichts geändert.

Die Beamten aus dem fernen Oldenburg waren hier verhaßt, und auch die wirtschaftlichen Interessen blieben auf die nähere Umgebung ausgerichtet. Rudolf Schmeyer, der Besitzer der Feldspatgrube in Nohfelden, machte seine Geschäfte mit preußischen Abnehmern und belieferte Kunden in Frankreich, Luxemburg und Belgien. Die Arbeiter des Birkenfelder Landes mußten ihr tägliches Brot in den Gruben und Hütten an der Saar oder in den Edelsteinschleifereien in Idar-Oberstein verdienen.

Mit der Ausweitung der Industrie erwies sich die oldenburgische Reglementierung mehr und mehr als Anachronismus. Besonders unzufrieden waren die großen und kleinen Unternehmer, die ihre Steuern an das „Mutterland“ im Norden abführten, auf das Geschehen in ihren Städten und Gemeinden aber kaum Einfluß hatten. Fremde Regierungsbeamte machten die Politik.

Der Ruf „Los von Oldenburg“ wurde lauter. Die französischen Militärbehörden hatten keine Einwände gegen die Trennung, und an einem Julitag des Jahres 1919 berichtete die Birkenfelder Stadtpresse von einer „kühnen Tat deutscher Männer“: „Ein großes und gewaltiges Geschehen, geboren aus dem souveränen Willen des Volkes, hat sich gestern vollzogen, am 14. Juli, nachmittags 2.07 Uhr, wurde von der Freitreppe des Regierungsgebäudes herab die Proklamation der vorläufigen Regierung an die Bevölkerung der Provinz Birkenfeld verlesen und damit feierlich die Loslösung der Provinz Birkenfeld von den übrigen Landesteilen des Freistaates Oldenburg vollzogen.“

Daß es irgendwie einmal zum Ende dieser seltsamen Verbindung kommen mußte, lag auf der Hand, was aber die „kühnen Männer“ aus der Sache machten, schlug ins Groteske um. Sie beließen es nicht bei der Trennung, sondern proklamierten die „Republik Birkenfeld“. Der Auktionator Otto Baltes, ein Vertrauter des Feldspatgrubenbesitzers

Der Idarer Anzeiger war das Unternehmerblatt von Idar-Oberstein. Hier veröffentlichte Staatspräsident Ludwig Zoeller seine „Regierungs-Bekanntmachungen“. Die „Republik Birkenfeld“ existierte vom 14. 7. bis 26. 10. 1919.



Schmeyer, wurde noch am „Tage der Revolution“ zum Chef einer zehnköpfigen Regierung ausgerufen.

Vorher hatten sich etwa hundert Bürger in dem Vorstadtlokal „Kunz“ versammelt und das Dokument unterzeichnet, das dann sieben Minuten nach vierzehn Uhr verlesen wurde. Da jeder zum Namen den Beruf hinzufügte, lassen sich die wirtschaftlichen Interessen, die jene Ereignisse einleiteten, unschwer erkennen. Neben dem Feldspatgrubenbesitzer waren das durchweg Vertreter der „besseren Stände“: Mühlenbesitzer, Zigarrenfabrikant, Bauunternehmer, Bierbrauereibesitzer, Schweinehändler und Landwirt, Kürschnermeister, Kaufmann, Metzgermeister, Gerbereibesitzer, Buchbindermeister, Maschinenfabrikant, dazu ein paarmal der Titel Rentner.

Mit der Wahl der Regierung hatten sich die Unternehmer nun einen Bärenienst erwiesen. An die Spitze einer Republik gehört ein Präsident, meinten die Männer um Baltes. Sie hielten Ausschau und fanden, daß sich dafür nur einer eignet: Ludwig Zoeller, Rechtsanwalt und Schriftsteller aus Zweibrücken. Am 31. August 1919 trat er sein Amt als „Staatspräsident der Republik Birkenfeld“ an.

Noch zusätzlich wollte er den Titel „Exzellenz“ beanspruchen. Mit diesem Verlangen aber kam er auf seiner ersten Regierungssitzung nicht durch.

In Telegrammen an die Reichsregierung in Berlin und an die Nationalversammlung in Weimar verkündete er seine Amtsübernahme, und er ließ wissen, daß die „selbständige Republik Birkenfeld vorerst im Verbände des Deutschen Reiches verbleiben“ wolle. Über spätere Beschlüsse werde er rechtzeitig informieren.

Die Entscheidung sollte am 26. Oktober 1919 fallen. In der „Republik Birkenfeld“ fanden Wahlen statt. Sie endeten für Zoeller und seine Regierung mit einer nicht erwarteten, totalen Schlappe.

Das war freilich nicht einem Verlangen zur Rückkehr nach Oldenburg gleichzusetzen. Dafür existierten andere Alternativen als die selbständige Operetten-Republik unter Zoellers Regentschaft.

Rückschauend gaben die mitspielenden Möchtegerne dem „Staatspräsidenten“ die Hauptschuld für ihren Reinfall. Im Wahlkampf habe er sich tagelang nicht blicken lassen, dringende Amtsgeschäfte in Zweibrücken vorschützend, obwohl dort keine Mandanten mehr seinen Beistand suchten.

Daß Zoeller in seinem Heimatort als „großer Phantast mit grenzenlosem Ehrgeiz" verrufen war, wußten die Birkenfelder Republikgründer anfangs nicht. Aber selbst diese Kenntnis und der Ruf nach einem anderen „Staatspräsidenten" hätten der selbständigen Republik wohl kaum ein längeres Leben beschert.

Drei Tage nach der Wahlniederlage erklärte Zoeller seinen „Rücktritt vom Amt des Präsidenten".

Strafantrag gegen den Obersten Bischof

Nach seiner kurzlebigen pfälzischen Regentschaft schloß sich der „Staatspräsident a. D." dem Aran an. Der Wiesbadener Prinz ernannte ihn zum „Staatssekretär". Seit 1924 stand dann das Dreigespann Freytag-Sauermann-Zoeller an der Spitze der Gaunerbande.

Die „Ausgabestellen der Schriften der Deutschen Reisemission" vertrieben obskure Broschüren über „Aran-Lehre, Universalkirche und Zoellersche Philosophie" und nannten sich gleichzeitig „Büros der Aranischen Staatskanzlei".

Wer Doktor oder Baron werden wollte, hatte es nunmehr bequem. Er konnte sich bei der nächstgelegenen Filiale beraten lassen.

Prof. Dr. Sauermann sorgte bald für noch größere Erleichterungen. Er erfand den ambulanten Titelhandel. Dazu baute er ein Netz von „Sendboten" auf. Seine „Prediger" zogen durch die Lande, verkauften die Schriften der Reisemission und nahmen Wünsche nach Titeln und Würden des Aran entgegen.

Das alles war weit mehr, als Freytag erwartet hatte, und das mußte er seinem Kompagnon auf besondere Weise danken. So scheute er weder Geld noch Mühe, als er 1924 folgenden „Erlaß" in den Annoncenteil zahlreicher Zeitungen aufnehmen ließ:

An alle Araner!

Wir, Frederick Freytag, Souveräner Arana, Präsident der Frederick-Aran-University South Dakota usw. usw.,

nachdem Wir bei den Uns befreundeten Souveränen, Staatsoberhäuptern und Regierungen ein Interesse daran fanden, daß alle Religionen ohne Unterschied des Glaubens

ein gemeinsames Oberhaupt haben, um die geistige Not der Welt zu lindern, daß der Oberste Bischof und Erzsuperintendent der Universalkirchen-Bewegung, Unser lieber Prinzpatriarch H. Sauermann, als Onarch und Urpatriarch aller Kirchen anerkannt wird, weil die Wahrheit seiner Lehre die einzige der sechstausend Religionen ist, die juristisch unangreifbar ist. Sie ist die kommende Weltreligion im Sinne Christis und Tolstojs.

Demzufolge entbieten wir Unsern Gruß an seine Hohe Ehrwürdigkeit den Onarchen Heinz Ferdinand L, Jena.
Zur Beurkundung dessen folgt Unsere Unterschrift und der Beidruck Unseres aranischen Siegels."

Dieser Erlaß erregte wohl allerlei Aufsehen, gab aber keiner Behörde einen Anlaß, jene sonderbaren Vorgänge etwas genauer anzuschauen. In Jena war ja aus dem Hauptprediger immerhin ein „Oberster Bischof geworden.

Kurz darauf führte er noch den Titel eines „Generalvertreters aller aranischen Orden in Deutschland".

In dieser neuen Eigenschaft legte er nunmehr weniger Wert auf den Vertrieb seiner Reisemissionsschriften, sondern kurbelte statt dessen den Handel mit Titeln und Orden im großen Stile an.

Die Inflation war vorüber, und einen „Doktor" verhökerte Sauermann nun schon für 50 Mark. Fünf Jahre lang ging diese Sache gut. Dann stellte ein unzufriedener Kunde Strafantrag.

Langsam setzte sich der in solchen Fällen recht schwerfällige Justizapparat in Bewegung, und vor dem Schöffengericht in Jena kam im Februar 1929 wohl vieles zur Sprache, aber nur wenig unter Anklage. Dem „Onarchen der Wehkirchenbewegung" wurde lediglich angelastet, daß er Gelder der „Deutschen Reisemission" an den Aran-Staat weitergeleitet oder für persönliche Zwecke verbraucht habe. Und allein die drei Vorstrafen gaben den Ausschlag zur neuerlichen Verurteilung des Betrügers.

Ganze 100 Mark mußte der „Generaldirektor" aus Halle berappen, weil er „sich falsche Titel beigelegt hatte und mitwirkte an der Vermittlung solcher gegen Bezahlung". Jener Dr. amerik. Becker war kein Industriekapitän, wie man aus seinem Titel schließen könnte, sondern „Generaldirektor der aranischen Tibetkommission".

„Nicht schuldig" hieß es in den beiden anderen Fällen. Und die übrigen Mitglieder der weitverzweigten Gaunerbande — Leiter der „Ausgabestellen" und „Büros der Aranischen Staatskanzlei" oder die „Sendboten der Reisesmission" — wurden überhaupt nicht angeklagt.

Mit Friedrich Freytag machte sich das Gericht die Sache leicht und folgte damit nur dem Beispiel ähnlicher Richtersprüche jener Zeit; durch die verfügte Anstaltsverwahrung ersparte man sich den Riesenaufwand an Recherchen, um die ganze Wahrheit ans Tageslicht zu holen. Die geschäftstüchtige Organisation, die er aufgebaut hatte und leitete, und die stets neuen, profitträchtigen Ideen zeugten wohl eher von raffinierter Intelligenz als von Geistesschwäche, und seine überreiche Phantasie rückte ihn höchstens in die Schar der stark akzentuierten Persönlichkeiten, nicht aber in die Gruppe der Irren. Mit seinen klangvollen Titeln lag er, wie Beispiele belegen, nicht allzuviel über dem Niveau anderer Hochstapler jener Jahre.

„Die Welt war um eine romantische Harlekinade und um eine Illusion ärmer geworden", heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, was im Klartext nichts anderes bedeutet, als daß im imperialistischen Herrschaftssystem das Treiben der Araner und der Universalkirchenbewegung in dem Maße willkommen war, wie damit Verwirrung geschaffen und eine Gruppe Leichtgläubiger von Fragen der politischen Tagesordnung abgelenkt werden konnte. Die zehn Jahre währende Duldung durch die Behörden und das erst durch individuellen Antrag eingeleitete Finale mit den unwahrscheinlich niedrigen Urteilen — von Freytag einmal abgesehen — lassen keinen anderen Schluß zu.

„Für besondere Dienste"

Mit seiner Phantasie überstieg der Souveräne Arana manche Dimensionen, der Verkauf von Titeln jedoch war nicht seine Erfindung. Schon Jahrhunderte vorher nahmen die Landesherren das Recht in Anspruch, „für besondere Dienste" ab und an einen Untertanen in den Adelsstand zu erheben.

In der Regel gaben dafür solche Taten den Ausschlag, die allein dem Fürsten Nutzen brachten. So wurden aus Kriegsverbrechern zu Zeiten, als es dieses Wort noch nicht gab, Ba-

rone und Grafen, weil sie bei Raubzügen besonders reiche Beute gemacht hatten. Aber auch aus anderen Quellen durften die Gaben stammen, um die Gnade des Landesherrn zum Leuchten zu bringen. Beispielsweise aus eigenem Vermögen.

Schlicht und einfach also ein Verkauf von Adelsprädikaten, aber übertüncht durch ein pompöses Zeremoniell — „für besondere Dienste“!

Einige große Namen des deutschen Monopolkapitals kamen solcherart zu ihrem „von“, so die Familien Baeyer, Borsig, Opel und Siemens. Die Bankiers Oppenheim und Rothschild oder der Schwerindustrielle Stumm stiegen sogar zu Freiherren auf.

Mit Allerhöchstem Erlaß sorgte Wilhelm II. im Jahre 1906 für den Namen, den die Familie Krupp seither führte. Bertha Krupp hatte den Herrn von Bohlen und Halbach geheiratet, und die Kanonenkönige und jene Sprößlinge, in deren Erbe der Konzern jeweils überging, durften sich nun Krupp von Bohlen und Halbach nennen. Auf ähnliche Weise, aber in Ungarn, kam Heinrich Thyssen einst zur Baronie. Und kurz vor Geschäftsschluß konnte ein Nachkomme aus dem fünfhundert Jahre alten Geschlecht der Fugger noch rasch eine Sprosse auf der adligen Rangliste nach oben klettern. 1913 wurden aus den Grafen Fugger von Glött die Fürsten Fugger von Glött zu Kirchheim.

Ein Denkmal jedoch, das bis heute nicht verblichen ist, hat sich der Souveräne Arana Freytag gesetzt. Er begründete eine Tradition — die enge Verquickung des Titelhandels mit obskuren, scheinreligiösen Institutionen.

Sex und sechs Millionen Priester

„Handwerk hat goldenen Boden“, behauptet ein Sprichwort. An diese Weisheit glaubte der Lehrling Kirby J. Hensley, als er in einer kleinen Tischlerei im nördlichen Kalifornien in die Geheimnisse des Hobeins und Sägens eingeweiht wurde. Mit manchen Unannehmlichkeiten war dieser Weg gepflastert. Das aber wollte Kirby auf sich nehmen — Lehrjahre sind keine Herrenjahre —, weil ja danach der erträumte Goldstrom einsetzen mußte.

Nun hatte aber Hensley den Trend der Zeit doch etwas falsch kalkuliert. Plaste verdrängten die Hölzer, und allerorts

gingen die kleinen Werkstätten pleite. Sie hatten keine Chance mehr in der harten Konkurrenz mit den mächtigen Fabriken.

Am Fließband für große Serien zu arbeiten, dazu verspürte Hensley aber keinerlei Neigung. Ein paar Jahre hing er dem Traum von der eigenen Werkstatt, die er vielleicht sogar zu einem großen Unternehmen ausbauen konnte, noch nach, bis er schließlich alle Hoffnungen begraben mußte.

„Unbegrenzte Möglichkeiten“ versprach die Reklame den Menschen in „God's Own Country“. Kirby J. Hensley fand schließlich heraus, daß solche Verheißung nicht allzu profan ausgelegt werden durfte. Was in irdischen Gefilden nicht möglich war, mußte man eben in höheren Sphären suchen, und wenn man es recht verstand, ließ sich der auf solchem Wege zu erwartende milde Gotteslohn sogar in einen harten Dollarsegen ummünzen. So gründete der Tischlergeselle Hensley im nordkalifornischen Modesta eine Sekte.

Mit dem Namen „Universal Life Church“ — auf deutsch „Allgemeine Lebenskirche“ — wurde noch ein kleiner äußerlicher Unterschied zur einstigen Sauermannschen „Universalkirche“ augenfällig, der jedoch beim Blick auf Geist und Geschäfte rasch verblaßte. Denn auch „Bischof Kirby J. Hensley, der sich diesen Titel selbst verliehen hatte, prophezeite die „Erlösung dieser jetzt noch hoffnungslos schlechten Welt“. Ein „Neues Königreich Gottes“ werde kommen und „Freiheit und Nahrung“ bringen.

Als Ende der sechziger Jahre die Sexwelle auch von einem Bischof nicht mehr übersehen werden konnte, bereicherte Hensley sein Angebot: das „Neue Königreich Gottes“ garantiere selbstverständlich „Sex in jeder Form und in nie gekannten Ausmaßen“. Wenn die Menschen an seine Heilslehre glauben, dann steige ihre Potenz. Nicht sprunghaft, sondern allmählich. Um das Jahr 2000 herum werde die Vollendung erreicht; dann habe jeder Unterleib die „traumhafte göttliche Spannkraft“.

Mit dem Glauben allein sei das allerdings nicht zu schaffen. „Tätige Mithilfe der Brüder“ mache sich erforderlich. Zum Beispiel durch Abonnement der vierteljährlich erscheinenden „Verkündungen der Allgemeinen Lebenskirche“ — ein Blättchen, das bald die stattliche Auflagenhöhe von 100 000 erreichte. Und durch Kauf der Schallplatte „Bischof Kirby J. Hensley spricht zur Welt“. Oder einfach durch Einsenden von 10 beziehungsweise 20 Dollar.

Dafür durften die edlen Spender schon nach wenigen Tagen mit einer Antwort vom Bischofssitz in Modesta rechnen; die Urkunden über die Ernennung zum „Priester der Allgemeinen Lebenskirche“ oder zum „Doktor honoris causa der Theologie“ flatterten per Post ins Haus.

Findige Reporter recherchierten, rechneten, schätzten und kamen schließlich zu dem Ergebnis, daß es in den USA rund sechs Millionen „Priester“ von Hensleys Gnaden geben muß, daß sich der Gauner aus Modesta also allein durch diese Position um sechzig Millionen Dollar — abzüglich der „Unkosten“ für den Druck der Zertifikate — bereichert hatte.

„Der Kongreß darf kein Gesetz erlassen, das eine Religion zur Staatsreligion macht oder deren freie Ausübung verbietet oder die Freiheit der Rede oder der Presse beschränkt“, heißt es im Zusatzartikel I der Verfassung der Vereinigten Staaten. Die im Jahre 1791 gesetzlich verankerte Religionsfreiheit durfte offenbar auch als religiöse Gewerbefreiheit ausgelegt werden, denn die Justizbehörden reagierten in dieser Sache nicht: Wenn der Bischof für seine neue Kirche sechs Millionen Priester braucht, soll er sie haben — bitte schön! Und wenn ihm seine Priester eine Kleinigkeit spenden, so ist das eben ihre Sache und nicht die der Justiz. Schließlich gehört das Spenden in allen Kirchen zum guten Ton.

Weil aber Zeitungsberichte auch Hensleys Handel mit den Ehrendoktoraten für 20 Dollar erwähnten, war dadurch für die Staatsanwaltschaft des Bundesstaates Kalifornien ein öffentlicher Anstoß zum Einschreiten gegeben. Es kam 1971 zu einer Prozeßfarce. „Bischof Kirby J. Hensley wurde zu lächerlichen 625 Dollar Geldstrafe verurteilt — wegen „Verletzung der Unterrichtsstatuten“.

Mit Empörung hörte sich der gelernte Tischlergeselle den Richterspruch an. „Ich lasse nicht den geringsten Zweifel daran“, erwiderte er umgehend, „daß ich dieses Schandurteil ablehne. Meine Anwälte werden Berufung einlegen.“

Nun gelangte die Sache vor das Bundesappellationsgericht. „Unser Mandant“, so begründeten die Advokaten des „Bischofs“ den Antrag auf Kassation, „konnte die Unterrichtsstatuten gar nicht verletzen. Denn er hat erstens niemals Unterricht erteilt, und zweitens verlangte er keinerlei Unterrichtsnachweise bei der Ehrenpromotion.“

Solcher Logik vermochten sich die obersten Berufungsrichter nicht zu verschließen; sie hoben das Urteil aus Kalifornien auf.

Seit dieser letztinstanzlichen Absegnung geht der Millionär aus Modesta seinen Schwindelgeschäften nach wie eh und je, und das könnte er sogar in Ruhe tun, wenn sich nicht Störungen von anderen Seiten ergeben hätten. Als besonders unangenehm empfand Hensley jene Nachrichten, die aus Rillton in Pennsylvania kamen.

Dort hatte sich eine „Kalvarienkirche der Gnade und des Glaubens“ etabliert, die vor allem durch ihr vielseitiges und preiswertes Angebot eine recht lästige Konkurrenz auf dem Titelmarkt darstellte. 10 Dollar kostete hier die Würde eines „Predigers“. Um „Missionar“ oder „Evangelist“ zu werden, mußten 25 Dollar berappt werden. Wer 50 Dollar erübrigen konnte, erhielt sogar die Weihe als „Bischof“. Für eine weitere Spende von 25 Dollar brachte der Postbote dann noch die „künstlerisch wertvolle Ernennungsurkunde“ ins Haus, „elegant verziert, auf feinstem Papier und mit dem Goldsiegel versehen“.

Beträchtlich höher liegen die Preise bei der „Staatsuniversität Jackson“, einer Filiale der „Kirche für allgemeinen Unterricht“. Jene Namen täuschen, denn diese Titelfirma ist genausowenig staatlich wie kirchlich, noch hat sie etwas mit Unterricht zu tun. Um aus Jackson einen Doktorhut zu erhalten, braucht man nicht zu studieren, sondern lediglich 180 Dollar einzuzahlen.

Der erste Schreck über die Höhe dieses Preises läßt etwas nach, wenn der Kunde die nächsten Zeilen der Angebotsliste liest. Bei gleichzeitiger Bestellung von mehreren Zertifikaten wird nämlich ein Rabatt von 20 Prozent gewährt.

Solche Einfälle sind vonnöten, um im harten Konkurrenzkampf des Titelhandels noch einige Chancen zu wahren. Im Jahre 1977 befanden sich in den USA etwa einhundert „Kirchen“ und „Universitäten“ im Wettlauf um das Geld titelsüchtiger Kunden, die als falsche Doktoren oder obskure Evangelisten ihren Marktwert steigern wollten. An diesem profitträchtigen Geschäft der Dreifaltigkeit von Geld, Titel und Macht beteiligten sich außerdem noch rund 50 Schwindelunternehmen aus anderen Ländern der Welt des Kapitals.

Zu den frischgebackenen Doktoren der letzten Jahre zählten auch mehrere Abgeordnete des USA-Kongresses. Als recht auffällig stellte sich bald die Tatsache heraus, daß alle diese „Gelehrten“ in den parlamentarischen Bewilligungsausschüssen saßen. Zu den Obliegenheiten jener „Volksvertreter“ gehörte es, über Waffenlieferungsprogramme für das

Ausland zu befinden. Allein der Etat des Finanzjahres 1976/77 veranschlagte dafür weit über fünf Milliarden Dollar.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil der „Militärhilfe“ wird stets nach Südkorea vergeben, um mit solchen Korsettstangen das Regime in Seoul am Leben zu halten. Damit das auch künftig so bleiben möge, hatte sich die Clique um Pak Tschong-Hi etwas Besonderes einfallen lassen. Südkoreanische Universitäten machten einflußreiche Washingtoner Parlamentarier zu „Ehrendoktoren“. Die im Waffengeschäft übliche Praxis von Korruption und Bestechung war damit ebenso um eine Nuance reicher geworden wie der Schacher mit den Doktorhüten.

Ein Kürschner ködert Kunden unterm Kreuz

Zu den Gebäuden, die das Bild des kleinen Hessenstädtchens Butzbach prägen, zählt seit langen Zeiten eine Strafanstalt. Das Mittelalter hat zudem ein malerisches Schloß und Reste einstiger Stadtmauern hinterlassen. Ein paar Türme von Kirchen und Kapellen legen außerdem Zeugnis ab vom Bemühen früherer Generationen, ihren frommen Glauben der Welt kundzutun. Alles in allem eine idyllische Kulisse, die einen Filmregisseur zu manchen Gag inspirieren könnte. Beispielsweise dann, wenn es um eine Gaunerkomödie geht, in der ein frömmelnder Held mit frommen Gesängen recht unfromme Geschäfte machen will.

Einen solchen Streifen drehte nun kein Mann aus der Kinobranche, sondern aus dem Pelzgewerbe. Im Jahre 1972 zählte er noch zu den Insassen der Butzbacher Strafanstalt, und in den Listen wurde er als „hartnäckiger Fall“ geführt. Er hieß Werner Paul Nestmann, und sein Strafregister enthielt schon sieben Vorstrafen.

Immer war er auf das Geld seiner Mitmenschen ausgewiesen. Auf „betrügerischen Bankrott“ lautete die Anklage, die den gelernten Kürschner und Pelzhändler nun zum achten Mal hinter Gitter gebracht hatte. Das aber hinderte ihn keinesfalls am Nachdenken über einen neuen Coup.

Ein Zeitungsartikel brachte ihn schließlich auf den passenden Dreh: Nestmann hatte mit beachtlichem Interesse vom Freispruch des Bundesappellationsgerichts der USA in Sachen Hensley gelesen. Die Felle seines bisherigen Metiers

waren ihm davongeschwommen, und so beschloß er, den renommiersüchtigen Wohlstandsbürgern fortan das Fell über die Ohren zu ziehen. Noch im Knast von Butzbach bereitete er den Branchenwechsel vor; an die Stelle von Pelzmützen sollten nunmehr Doktorhüte treten.

Für das große Geschäft war ein gewisses Startkapital erforderlich, und das mußte während der letzten Wochen, die Nestmann abzusitzen hatte, beschafft werden. Im Besuchzimmer des Butzbacher Gefängnisses bekam Ehefrau Charlotte genaue Instruktionen.

Manches blieb unter den Augen und Ohren der gestrengen Wächter zwar unausgesprochen, aber der kriminelle Kürschner konnte das dann im nächsten Brief nachholen.

„Aus der Hand geben wir das goldene Ei nicht mehr, liebe Charlotte“, schrieb er an seine angetraute Komplizin. Dann beendete er seine Zeilen mit den Worten: „Wir arbeiten nun also unter dem Zeichen des Kreuzes. Ha, ha, ha!“

Inzwischen waren die Vorbereitungen angelaufen. Durch verschiedene Zeitungsanzeigen erfuhren die Bundesbürger, daß die „Universal Life Church“ — in der BRD vertreten durch Bischof Nestmann — „auch in Deutschland den Titel eines Dr. h. c.“ verleihe. Auskünfte seien über eine Postfachanschrift in Wiesbaden zu erfragen.

Die Interessenten erhielten dann kurze Schreiben, in denen es unter anderem hieß:

„Wenn Sie den Titel Dr. h. c. erwerben wollen, dann brauchen Sie nur auf das Konto 508337-01 der Bankgesellschaft in Zürich 932 DM, aber nicht in Dollar, einzuzahlen. Mit christokratischem Gruß

Frau Charlotte Nestmann“.

Die frühere Verkäuferin in einem Pelzladen besorgte den Briefwechsel. Durch die ersten Erfolge ermutigt, erhöhte sie bald den Preis auf 6500 DM.

Mitarbeiter der SPD-Zeitung „Vorwärts“ waren diesen Vorgängen nachgegangen. Anfang 1973 informierte das Blatt über die jüngsten Geschäfte der Familie Nestmann, was von den Lesern noch mit einigem Interesse, von den Justizbehörden jedoch nicht zur Kenntnis genommen wurde. Denn kurz darauf öffneten sich die Tore der Haftanstalt Butzbach, und der nunmehr achtmal Vorbestrafte konnte das Geschäft seines Lebens aufziehen. Zunächst änderte er einige Namen.

Über Zeitungsannoncen wurden die Titeltäufker von der „Anglican Free Church“ angeworben.

Klingende Namen am Eingangstor zum Frankfurter Villengrundstück Marbachweg 362 — doch alles falsch. Die Kirche gibt es nicht, ebensowenig das Seminar. Und der Generalsekretär, ein Betrüger mit vierzehn Vorstrafen, hatte sich den „Doktor“ selbst verliehen.



Aus dem Bischof wurde der „Dekan Prof. Dr.“ Werner Nestmann. Die „Universal Life Church“ mauserte sich zu einer „Anglican Free Church“.

Als Hauptquartier wurde die Villa Marbachweg 362 in einem vornehmen Viertel in Frankfurt am Main gewählt. Kreuze, ein schlichter Altar mit zwei Kerzen, religiöse Bilder und ein großer Wandteppich, der das „Abendmahl“ von Leonardo da Vinci darstellte, sorgten für gediegene und weihervolle Atmosphäre. Auch das schlicht gestaltete Schild am Eingang gaukelte bereits Solidität vor:

„Anglican Free Church
Generalsekretariat Dr. Karl
F. Schwalm Christianum
College Theologisches
Seminar“

Hinter dem „Generalsekretär Dr.“ Karl F. Schwalm, der auf vorgedruckten Briefbogen auch den Titel „Administration Officer“ oder „Verwaltungsdirektor“ führte, verbarg sich der vierzehnmals vorbestrafte Kraftfahrer Karl-Friedrich Schwalm.

Im Wechsel mit „Dekan Prof. Dr.“ Nestmann hielt er in der Villa „Gottesdienste“ ab, wobei sich der Kraftfahrer stets größeren Zuspruches als der Kürschner erfreuen durfte. Er konnte so salbungsvoll beten, daß die Zuhörer tief in sich gingen und unter Schluchzen ihre Sünden bekannten. Den tränenverschleierten Blicken mußte dabei verborgen bleiben, daß der „Oberhirte“ statt des geistlichen Ornaments eine schon recht fadenscheinige Richterrobe trug, die aus den preisgesenkten Restbeständen eines Trödlers stammte. Das alles war die Staffage zum eigentlichen Geschäft.

„In der Bundesrepublik
anerkannte Universität
verl. an honor. Persönlichkeiten
akademische Grade und Professorate. Zuschriften unter
WS 41595 an WELT am SONNTAG.
2 Hamburg 36, Postfach“

Anzeigen mit diesem Text erschienen seit 1973 unter der Rubrik „Verschiedenes“ in zahlreichen Tageszeitungen und medizinischen Fachblättern der BRD. Etwa 2500 „honorierte Persönlichkeiten“ meldeten daraufhin ihre Titelwünsche an.

Mit Vertrauen zum Spezialberater

Der große Jahrmarkt der Eitelkeit konnte beginnen, wobei aber Nestmann keineswegs an einen popeligen Rummelplatz dachte. Ganz anders als in Modesta, wo Hensley die Titel verramschte und jeder seinen „Doktor“ bekam, der 20 Dollar hinblätterte, sollte die Sache laufen.

So vornehm und gediegen wie das Innere seiner Frankfurter Villa zog Nestmann auch seine Promotionsverfahren auf. Daß sich dabei die hohe Honorigkeit der „Doktoranden“ auch in entsprechend hohen Honoraren ausdrücken mußte, versteht sich von selbst.

„Einen akademischen Grad (Dr. rer.pol. — Dr. rer. nat. — Dr.phil. — Dr. med. und Dr.-Ing.) kann zum Preis von DM, 30 000 zuerkannt werden“, teilte das „Generalsekretariat der Anglican Free Church“ den Interessenten an falschen Titeln in falschem Deutsch mit. Wer sein Image noch höher schrauben wollte, mußte selbstredend auch mehr zahlen.

„Ein Professorat von verschiedenen Fakultäten kann Ihnen zum Preis von 40 000 Mark rechtsverbindlich zuerkannt werden.“

Zur Auswahl standen die britischen Universitäten Belfast, Durham, Sheffield, Southampton, Sussex und im Ausnahmefall auch Oxford.

Vom Knast hatte Nestmann offenbar die Nase gestrichen voll, denn nur mit „Persönlichkeiten ohne Vorstrafen“ wollte er ins Geschäft kommen. So verlangte er außer dem Geld — „den Betrag können Sie selbstverständlich von der Steuer absetzen“ — ein polizeiliches Führungszeugnis, dazu einen „lückenlosen Lebenslauf“, zwei Paßbilder und „sämtliche Studiennachweise“.

Aus den rund 2500 „honorigen“ Bewerbern zog Nestmann zunächst 337 Kandidaten in die engere Wahl. Die restlichen Namen kamen in die „Kundenkartei“.

Nach Überweisung von 30 oder 40 Mille kamen die Diplome meist per Post: die „Verleihungsurkunde“ einer britischen Universität, eine notariell beglaubigte deutschsprachige Übersetzung und ein drittes Dokument, in dem es zum Beispiel hieß:

„Gemäß zwischenstaatlicher Abkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Vereinigten Königreich von Großbritannien wird Herrn Alexander Achenbach

Weihevoller Zeremonie. „Dekan Prof. Dr.“ Nestmann setzt einem Kunden im Altarraum der „Anglican Free Church“ das Barett auf.



BUNDESRESREPUBLIK hatte Mihm -
Urkundenfälscher der „Anglican Free Church“ — im
betrunkenen Zustand graviert.

BUNDESRESREPUBLIK DEUTSCHLAND



Urkunde

Gemäß zwischenstaatlicher Abkommen zwischen der Bundesrepublik
Deutschland und **dem VEREINIGTEN KÖNIGREICH VON GROSSEMITANNIEN**

wird **Herrn ALEXANDER ACHENBACH**

in **AACHEN**

das Recht erteilt den Titel eines

PROFESSOR

im Inland zu führen.

In Ermächtigung des
BUNDESPRÄSIDENTEN
Bundespräsidialamt:

[Signature]
Dr. Schuberth
Ministerialdirektor

Bonn, den 30. Februar 1975

in Aachen
das Recht erteilt, den Titel eines
PROFESSORS
im Inland zu führen.
In Ermächtigung des Bundespräsidenten

Bundespräsidialamt
gez. Dr. Schubert,
Ministerialdirektor"

Der Aachener Makler Alexander Gottfried Achenbach beteiligte sich nach seiner Ernennung zum „Professor (der geologischen Wissenschaften) ehrenhalber der Wissenschaftlichen Fakultät der Universität Sussex" als Vermittler im Titelhandel. Bis zum März 1975 konnte er elf Geschäftsabschlüsse über Doktorate und Professuren für insgesamt 370 000 DM verbuchen.

Achenbach hatte seine Diplome nicht durch den Postboten empfangen. Er zählte vielmehr zu den Auserwählten, denen „Prof. Dr." Nestmann die akademische Würde persönlich verlieh. Ab und zu wollte er seine kleine Schau haben, und dazu bestellte er das nächste halbe Dutzend Kunden in seine Frankfurter Villa.

Schön der Reihe nach zog der „Dekan" den um 30 oder 40 Mille Erleichterten die alte Richterrobe an, stülpte ihnen ein schwarzes Barett aufs Haupt und hängte ihnen schließlich noch ein golden glänzendes Messingkreuz um den Hals. Dann wurden mit feierlichem Gehabe die Urkunden überreicht und die Ernennung ausgesprochen. Kürschner Nestmann gratulierte, und kaum jemand vermochte in dieser großen Stunde seine Rührung zu verbergen.

„Die Dokumente aus dem Bundespräsidialamt können Sie erst in ein paar Wochen erhalten. Das erfordert leider etwas Zeit. Sie verstehen, meine Herren", erläuterte der „Dekan" in der ihm eigenen netten Art. Natürlich gab es dafür Verständnis, denn niemand ahnte, daß nur zwei Türen weiter Karl-Heinz Mihm saß.

Mit diesem Mann hatte Nestmann wohl seine liebe Not, er konnte ihn jedoch nicht entbehren. Denn keiner vermochte Druckstöcke so geschickt zu gravieren wie gerade Herr Mihm. Aber leider, leider, konnte er sich dazu nur wenige Stunden in der Woche aufraffen. Denn die meiste Zeit war er betrunken. Und der Herr „Dekan" mußte sich bedauerlicherweise entschließen, den Fälscher Mihm dann von Druckstök-

Mit diesem „Vermittlungsnachweis“ bestätigte die „Anglican Free Church“ ihrem Aachener Vertreter Achenbach dessen Werbeerfolg. Zur Tarnung wurden Kundennamen geändert.

Anglican Free Church

GENERALSEKRETARIAT

Marbachweg 362
6000 FRANKFURT/MAIN

Telefon: 357933

Professor h.c.
Alexander Achenbach
51 AACHEN - KÖNIGSHÜGEL
Heinrichsholz, 17

3. März 1975

Betr.: Vermittlungsnachweis

Sehr geehrter Herr Prof. Achenbach!

Entsprechend der gütlichen Absprache hier in Frankfurt
schließe unter Bezug auf die mit mir bei Ihnen getroffenen
Absprachen, gebe ich Ihnen folgende Übersicht:

		brutto
Dipl.-Ing. Wolfgang Berg	Doktorat	30 Mille
Dr. med. Wolfgang Fränkel	Professur	40 "
Bernard Moritz	Doktorat	30 "
Ing. Raoul Jauris	Doktorat	30 "
Hans-Jürgen Jagmann	Doktorat	30 "
Kilian Siger	Doktorat	30 "
Ronald Lutzberger	Doktorat	30 "
Ing. Wolfgang Rohr	Professur	40 "
Dr. med. Oswald	Professur	40 "
Ing. Willy Schist	Doktorat	30 "
Dr. jur. Hannes Wieser	Professur	40 "

Von diesen vier Abschlüssen sind vier Stück aus Gründen von
laufenden Zahlungsvereinbarungen, die noch nicht realisiert
sind, zurückzustellen. Trotzdem bedeutet das keineswegs daß
die Realisierung in Frage steht.

Abzüglich dieser vier schwebenden Abschlüsse, stellt sich der
Abschlußwert demnach auf 270.000,- heraus. Daraus errechnet sich ihr
Anteil, auf den hier nicht näher eingegangen werden braucht.
Es gelten diesbezüglich unsere Absprachen.

Manchmal wird Ihnen das hier nochmal ausdrücklich durch
unsere Unterschriften bestätigt.

Mit freundlichen Grüßen



[Handwritten signature]
Dr. Achenbach

Ständehaus Bonn / Verwaltungsbüro - 51041 Ft. Aachen

ken und Druckmaschinen auszusperren, seit die Panne ausgerechnet mit der Urkunde vom Bundespräsidialamt passiert war.

Schon die erste Zeile konnte Mihm nicht richtig formulieren. „BUNDESRESREPUBLIK DEUTSCHLAND“ hatte er graviert und später gedruckt, und niemandem im Hause der Gaunerbande war die Sache aufgefallen.

Mehr Freude empfand Nestmann über das Wirken seines „Missionsdirektors Rev. Min. Dr. D.“ Claus-Friedrich Dieterle. Trotz seiner erst 18 Lenze erwies sich der Kaufmannslehrling aus Westberlin bald als erfolgreichster Reisevertreter im Titelgeschäft. Sein erster Weg aber führte ihn in das Polizeirevier 154 seiner Heimatstadt.

Dort legte er die Urkunden aus der Mihmschen Werkstatt vor, und unbeanstandet änderte der Beamte den Personalausweis. Jetzt gab es offiziell einen Dr. Claus-F. Dieterle.

Seiner Firma wollte er von vornherein nur zahlungskräftige Kunden zuführen, und diese Absicht vermochte er in seinen Zeitungsanzeigen recht geschickt zu formulieren:

„Dies geht alle Erfolgreichen und Unternehmer an, die es in ihrem Leben mit Fleiß und Ausdauer zu etwas gebracht haben!

Sind die erhofften Anerkennungen und Ehrungen für Sie ausgeblieben, so wenden Sie sich vertrauensvoll an den Spezialberater.

Diskretion ist Ehrensache.“

Auch in seinen Briefen fand der jugendliche „Missionsdirektor“ jenen ködernden Ton, um einen fetten Fisch noch fester an die Angel zu nehmen.

„Ich danke Ihnen für Ihren Brief vom 5. d. M. auf Grund unserer Anzeige in ‚Naturheilpraxis‘ und beglückwünsche Sie zu dem schönen Beruf des Heilpraktikers. Sie wissen, welche Bedeutung Titel und Würden in der heutigen Zeit haben. Durch die Abkürzung Dr. h.c., bescheiden hinter dem Namen getragen, wird man Ihnen noch mehr Respekt entgegenbringen“, versicherte er einem Homöopathen.

Die „Anglican Free Church“ brachte es in kurzer Zeit auf achtzehn Außenstellen in verschiedenen Städten der BRD. Dieterle sollte mit Beginn des Jahres 1975 den österreichischen Markt erschließen. Und selbst nach Großbritannien wurden Fäden gezogen.

Für einen bundesrepublikanischen Unternehmer, der par-

tout Wert darauf legte, an altherwürdiger Stätte zum Dr. h.c. promoviert zu werden, machte man es möglich. Die Gauner mieteten in den Schulferien eine Londoner Mädchenschule. Ein paar Stunden lang wunderten sich die Straßenpassanten, als sie das neue Schild an dem Portal erblickten.

„Londoner Colleges für angewandte Wissenschaften" war zu lesen, während im Innern des Gebäudes das feierliche Zeremoniell unter dem Doppelkreuz über die Bühne ging.

Kurz vor dem Weihnachtsfest 1974 machte „Dekan Prof. Dr." Nestmann sein erstes Geschäft mit den Behörden der Stadt Frankfurt am Main. Das Sozialamt zahlte 15 000 DM „Zuschuß" an die „Anglican Free Church", die gerade im Hotel „Feldberg" ein „Heim für entlassene Strafgefangene" einrichtete. Bandenmitglied „Doktor" Erwin Müller sollte das zur Tarnung aufgezogene Unternehmen rentabel machen, was bei immerhin fünfzig Insassen schon einige Aussicht auf Erfolg garantierte. Aber es sollte nicht mehr dazu kommen.

Da staunte selbst die Kripo

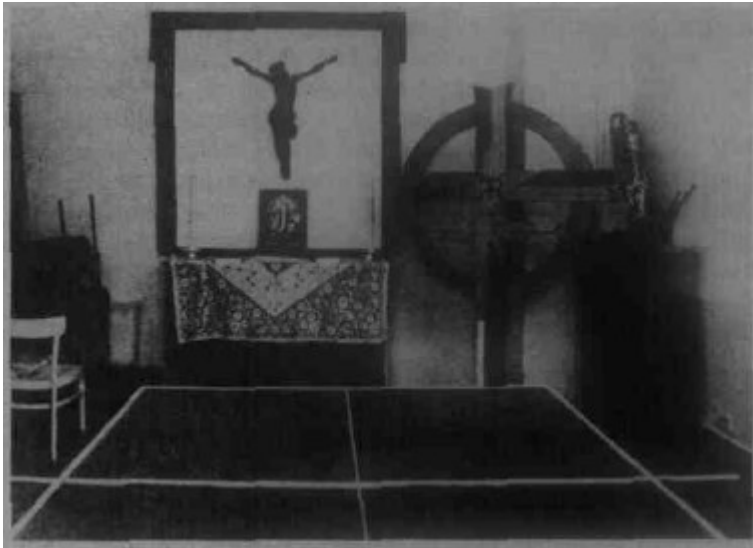
Neben den Millioneneinnahmen stiegen auch Nestmanns Ausgaben in astronomische Höhen. Neben der kostspielig eingerichteten Villa mit kompletter Fälscherwerkstatt und Druckerei und den achtzehn Außenstellen verschlang auch seine Armada von neun Luxuslimousinen erkleckliche Sümmechen. Unter Cadillac, Jaguar und Mercedes entsprach kein Fahrzeug der Würde des „Dekans".

Nun lag ihm das Wachsen seiner Kirche sehr am Herzen, denn das war ja das Fundament für den Aufstieg zu neuen Sphären, auch kommerziell. So wurde er leichtsinnig.

Mit ungedeckten Schecks und betrügerischen Wechseln pflasterte er den Weg, der ihn schneller voranbringen sollte. Damit aber war er in Bereiche vorgedrungen, wo es kein Augenzwinkern gibt, es sei denn, daß die Täter in höheren Gefilden heimisch sind. So wurde die Polizei aufmerksam und nahm Gebaren und Geschäfte von Nestmann und Konsorten etwas unter die Lupe.

Der 11. März 1975 war keine sieben Stunden alt — drei Minuten fehlten noch —, als Nestmann aus dem Schlaf hochschreckte. Er vernahm ungewohnte Geräusche. Holz split-

**Nach dem Geschäft mit der Eitelkeit ein Pingpong-Match.
Ein Fitness-Center wurde der Altarraum
der frei erfundenen „Anglican Free Church“, wenn nicht gerade
Gottesdienst war oder Doktorhüte verliehen wurden.
Bei offiziellen Anlässen verschwand die Tischtennisplatte
in einem Nebenraum.**



terte, und dann krachte offenbar die *ganze* Haustür nach innen. Sekunden später bewegte sich die Klinke der Schlafzimmertür nach unten.

„Einbrecher?“ schoß es durch sein Gehirn, aber es waren keine Einbrecher, sondern Polizisten. Ein Uniformierter zeigte Nestmann den Haftbefehl.

Die Haussuchung förderte manches ans Tageslicht, was selbst die Frankfurter Kripo überraschte. In der Fälscherwerkstatt der „Anglican Free Church“ waren auch Presseausweise, Autopapiere, Schulzeugnisse, Studienbescheinigungen, Einbürgerungsurkunden für die Schweiz und für Liechtenstein und Pässe aller Art gedruckt worden. Wem solche Fälsifikate nicht zusagten, konnte hier auch einen echten Paß kaufen. Von 499 Personaldokumenten, die bei einem Einbruch in Michelstadt im Odenwald gestohlen wurden, lagen noch 250 Stück im Keller der Nestmannschen Villa. Jenes Belastungsmaterial, die Kundenkartei und Stöße von Pistolen, Bibeln und Pornoheften füllten zwanzig Kisten.

Werner Paul Nestmann war der Chef der Titelhändler von Frankfurt. In der Maske eines Mannes der Bibel, mit Barrett und Talar, hielt er im falschen Altarraum seiner falschen Kirche betulich seinen Gottesdienst—bis die Polizei ihn in Handschellen abführte.



Als die Polizisten sich gerade anschickten, diese gewichtige Beute zu verladen, wurde auch ihr Wunsch, den Künstler der Bande kennenzulernen, erfüllt. Eine übermächtige Gestalt torkelte den Marbachweg entlang und zeigte sichtbare Mühe, das Haus mit der Nummer 362 auszumachen. Denn durch das Aufgebot an Polizeifahrzeugen präsentierte sich das Straßenbild nicht in der gewohnten Form. Kopfschüttelnd schaute der Mann auf die Armbanduhr, hielt sein Chronometer ans Ohr und versuchte wieder, das Zifferblatt zu enträtseln.

„Hat der Chef die Feier vorverlegt?“ fragte er den am Vileingang postierten Polizisten. Als er wieder zur Uhr blickte, schloß sich die Fessel um sein linkes Handgelenk. Karl-Heinz Mihm war in dieser frühen Morgenstunde noch zu betrunken, um diese Vorgänge richtig begreifen zu können.

Außer den „Doktoren“ Schwalm, Müller und Dieterle wurden an jenem 11. März 1975 noch zwei weitere Bandenmitglieder gefaßt.

Mühseliger als diese Festnahmen erwiesen sich die Ermittlungen gegen die „Doktoren“ und „Professoren“ mit den schwererkauften Titeln. Darüber gab es keine Unterlagen mehr.

Das Strafgesetzbuch der BRD stellt das Führen falscher Titel wohl unter Strafe, aber die Polizei sicherte allen, die sich freiwillig als Zeugen meldeten, die Niederschlagung des Verfahrens zu. Jedoch nur zwei Herren konnten sich aufraffen und jene Scheu überwinden, die in solcher Situation durch den Zusammenhang von Schaden und Spott entsteht.

Nach und nach gelang es der Polizei, 44 „honorige Persönlichkeiten“ aus Industrie, Politik, Wissenschaft und Bundeswehr ausfindig zu machen.

Dr. Dr. Horst Wendorff, Schönheitschirurg in Westberlin, erhoffte als „Professor“ einen höheren Patientenzulauf. Bescheidener zeigte sich Herr Dr. Dr. Nikolaus Haimovici, ein Facharzt für Orthopädie in Bremen. Er glaubte, erst mit einem dritten Dokortitel vor seinem Namen die erforderliche Distanz zu den Kranken herstellen zu können.

Zu den bekanntesten Kunden Nestmanns zählte Herr Dr. med. Josef Martin Weyer. Sein Ruf als tüchtiger Frauenarzt war schon weit über die Stadtgrenzen von Frankfurt am Main hinausgedrungen, und die Personalverzeichnisse mehrerer Universitäten führten seinen Namen in der Rubrik der

Gastdozenten. Ohnehin wäre er dort noch um eine Sprosse nach oben geklettert. Aber das Warten auf den „außerordentlichen Professor“ währte ihm zu lange, und so wandte er sich „vertrauensvoll an den Spezialberater“.

Der Titelhöker vom Starnberger See

Herr Dr. med. Josef Martin Weyer scheint ein unaufmerksamer oder zumindest recht vergeßlicher Zeitungsleser gewesen zu sein. Sein eigener Name jedenfalls hatte ihn nicht an Schlagzeilen erinnert, die sein Namensvetter Hans Hermann Weyer bereits Anfang der sechziger Jahre machte, etwa als „erfolgreichster Titelhändler der Bundesrepublik“.

Den Spitzencoup landete das damals in München ansässige Unternehmen mit einem falschen Doktorhut für 300 000 DM. Aber auch die „Normalpreise“ enthielten noch ausreichend Pfeffer. Sechzig Mille und mehr mußten die „Professoren“, „Konsuln“ oder „Ritter“ auf den Tisch blättern.

„Jeder dritte hiesige Wahlkonsul ist von mir“, hieß es dann in der Bilanz, die Hans Hermann Weyer im Herbst 1964 ziehen durfte.

„Aus technischen Gründen“ sollte das Geschäft für zwei Jahre und drei Monate geschlossen bleiben, denn diese Zeitspanne hatte der Richter dem Hochstapler und Betrüger bei der Verurteilung zugemessen.

Aber die Unterbrechung währte nicht einmal voll zwei Jahre, weil der Ganove — wie das in der Branche der Titelhöker üblich ist — natürlich über ausgezeichnete Manieren verfügte, was als gute Führung ausgelegt wurde und ihm die vorfristige Entlassung einbrachte.

Die wenigen Monate im Gefängnis zählten nicht zu den unangenehmsten Lebensabschnitten des gelernten Dekorateurs, denn immerhin durfte er sich selbst hinter Gittern einen Butler halten. Ein Mithäftling bekam die Zigarettenration des Nichtrauchers und leistete dafür seine Dienste; weckte den „Herrn Konsul“, wie sich Weyer nach einer kurzen Episode als Konsul von Bolivien in Luxemburg noch immer titulieren ließ, half bei der Morgentoilette und servierte die Menüs. Jahre vorher, als Weyer durch den Verkauf von Brause und Gardinen ein kümmerliches Dasein fristete, konnte er sich solchen Luxus nicht leisten.

Wie das nun oft in solchen Fällen üblich ist, hatten die geregelten Tagesläufe ein geruhames Nachdenken ermöglicht, und als sich die Gefängnistore für Weyer öffneten, war er voller Pläne und Ideen. Beispielsweise dachte er an einen Mäzen für den neuerlichen Start, an einen mächtigen Mann im Hintergrund, der ihn gegen Justitias Zugriff abschirmen konnte.

Er fand ihn in Günter Arzberger — Nummer eins im bundesrepublikanischen Möbel-Versandhandel. Dieser Mann behauptete wohl die Spitzenposition in dieser Branche, was jedoch seinen Appetit nach höheren Umsätzen eher anregte als eindämmte.

Den ärgsten Konkurrenten sah er in Heinz Becker, dem Inhaber der zweitgrößten Firma. Dessen Ruf und Reputation galt es zu untergraben, wollte man einige der Kundenströme umlenken.

So kamen Arzberger und Weyer Anfang 1967 zu Stuhle und fädelten einen Plan ein. Der Titelhändler suchte sich dann unter seinen Komplizen den Mann aus, der am besten die Rolle eines Popen spielen konnte. Ein Kellner erschien dafür am geeignetsten.

Über fingierte Deckadressen trug Weyer anschließend das Angebot an Möbel-Versandhändler Becker heran, und dieser griff zu. Der falsche Pope erschien zum richtigen Zeitpunkt an der rechten Stelle, und mit großem Pomp lief das feierliche Zeremoniell über die Bühne: Heinz Becker wurde zum „Ritter der Orthodoxen Kirche von Zypern“ geschlagen. Besonders auffallend dabei das Interesse mehrerer Fotografen.

Von diesem „Komödiantenspiel des Ritters Becker aus Steinheim“ hatte Arzberger „rein zufällig“ erfahren, wie er im nächsten Möbel-Versandkatalog mitteilte. Seine Hauspostille brachte dann einen großen Bild-Bericht. Als gelungenster Schnappschuß galt jenes Foto, das den frischgebakkenen Ritter unter einem prächtigen Hirschgeweih zeigte.

Weyer blieb ungenannt und vereinnahmte von seinem Auftraggeber 80 000 DM.

Von den weiteren Geschäften des Hans Hermann Weyer sickerte manches durch, das meiste jedoch blieb im dunkeln. Offiziell brachte er es sogar bis zum Finanzberater des Präsidenten von Liberia. Wenn er zwischen seinen beiden Wohnsitzen — einem exklusiven Landhaus am Starnberger See und einer Villa in Terracina, dem Badeort der italienischen Haute-volee — pendelte, konnte er zwischen zwei Rolls-Royce

und einem Mercedes 600 wählen. Das alles war für die Justizbehörden der BRD über Jahre hinweg kein Anlaß, die Finanzquellen des einschlägig Vorbestraften einmal etwas genauer anzusehen. Zeitungsberichte wurden ebenso übergangen wie handfeste Gerüchte.

Weyer registrierte solches Desinteresse mit Genugtuung und wollte noch höher hinaus. Im Frühjahr 1973 suchte er um Privataudienz beim Papst nach. Um ein paar Fotos von dieser Begegnung ging es ihm vor allem, denn diese konnten sich für manche Kunden schon als recht fette Köder erweisen. Dem Vatikan wurden deshalb Meldungen zugespielt, der Herr Konsul Weyer und einige Herren seiner Umgebung hätten jeweils 100 000 DM für ein kirchliches Waisenhaus gespendet.

Davon war natürlich kein Wort wahr, aber dem Titelhändler gelang es immerhin, bis zu Kardinal Alfredo Ottaviani vorzudringen. Der nahezu blinde Kirchenfürst segnete den vermeintlichen Spender, und die von Weyer erhofften Bilder entstanden, wenn auch nicht auf höchster Ebene.

Mit ähnlichen Posen poussierte der Titelhöcker gern vor der Kamera, um mit gekünsteltem Konterfei Eindruck zu schinden. Seinen potentiellen Kunden gegenüber konnte er dann aus einer ganzen Kollektion auswählen: Weyer, der nie im Cockpit saß, als Lufthansa-Kapitän. Der Nichtschwimmer als tollkühner Meeresschwimmer — aufgenommen am flachen Strand vor der Karibik-Insel Haiti. Dschungelkämpfer Weyer im südafrikanischen Busch — gestellte Szene aus dem Botanischen Garten von Hamburg. Oder Weyer hoch zu Roß, wobei allerdings die selbstverliehenen Orden an seiner Brust die ängstliche Verkrampfung des Nicht-Reitersmannes und seine panische Furcht, das Pferd könne ein paar Schritte machen, nicht aufwiegen konnten. Und schließlich, um der eigenen männlichen Eitelkeit zu frönen, der Titelhöcker mit immer neuen Frauen. Zuerst viele Male mit dem Fotomodell Angela Stölzle, genannt Antschi. Dann mit anderen vom gleichen Typ, denn der Herr Konsul bevorzugte blonde, langbeinige Schönheiten. Als vorerst letzte Eroberung in dieser amou-rösen Kette Marina Langner, die bei der Wahl der „Miß World“ 1975 den zweiten Platz belegte.

Mit dieser gekürten Dame konnte sich Weyer nicht mehr in der erwünschten Ausführlichkeit vergnügen. Das Verhängnis begann in Kassel.

Zu den bekanntesten Persönlichkeiten dieser Stadt zählte

Titelhändler Weyer, hier mit Freundin Angela Stölzle, veranstaltete eigene Schaukämpfe mit edlen Pferden. Er selbst konnte nicht reiten.



Im Frühjahr 1973 wurde Titelhändler Hans Hermann Weyer
(mit Schärpe)
im Vatikan von Kardinal Alfredo Ottaviani empfangen.



Professor Heinz Wolff. Daß dieser gefragte Heilpraktiker ein verkrachter Berufsschullehrer und später pleite gegangener Wäschereibesitzer war, wußten die wenigsten. Denn der Professor mit der randlosen Brille wirkte trotz seines kantigen Schädels seriös. Er konnte sich tief in die Psyche seiner Patienten versenken und galt andererseits als der technisch Modernste seiner Branche. Professor Wolff war ein Heilpraktiker mit Diagnose-Computer.

Nun schien dieses elektronische Wunderwerk nicht immer die richtigen Krankheitsbilder ausgespuckt zu haben, denn bei der Kasseler Polizei liefen mehrere Anzeigen gegen den EDV-Medizinmann ein. Die aktenmäßige Überprüfung förderte eine Vorstrafe wegen „unbefugter Führung eines akademischen Grades“ zutage. Stand also die Frage, „ob aus dem falschen Doktor von einst nunmehr ein richtiger Professor geworden war? Die Kripo beehrte den Heilpraktiker mit ihrem Besuch.

Die Beamten zeigten sich in Sachen Elektronik beschlagener als die gutgläubigen Patienten. Ein leichtes Klopfen an das Gerät offenbarte, daß sich unter der aufgeklebten Metallfolie Holz verbergen mußte. Das war für das Gehäuse eines modernen Rechners doch ein recht ungewöhnliches Material. Also schauten sie in das Gerät hinein, wofür an der Rückseite nicht einmal Schrauben, sondern nur Klebebänder entfernt werden mußten.

Von vorgedruckten Leiterplatten oder integrierten Schaltkreisen war nichts zu sehen. Ein paar Schalter und Lämpchen durch Klingeldraht verbunden, dazu noch eine Taschenlampenbatterie, die meisten Knöpfe aber lagen blind und ohne Anschluß.

„Welche Hochschule hat sie zum Professor berufen?“ wurde der stümperhafte Bastler befragt.

„Universität Belgrano, Argentinien“, antwortete der distinguierte Scharlatan.

Die Urkunde trug wohl die Bezeichnung jener Alma mater, aber in Südamerika dürfte man nichts von dem Gelehrten im fernen Kassel gewußt haben. Der „Vermittler“ hieß Hans Hermann Weyer, der von dem betrogenen Betrüger dafür 350 000 DM kassiert hatte.

Also tauchte Weyers Name wieder einmal in Polizeiakten auf, dazu noch mit einer recht beachtlichen Betrugssumme. „Der Mann kann das nicht lassen“, wurde festgestellt, und nach einigen Recherchen blieb es dabei.

Daß das Verhängnis dann seinen weiteren Lauf nahm, lag einzig und allein an Weyer selbst, an seiner Renommiersucht. Es war Anfang des Jahres 1978, als er in einer Münchener Bar mit einem Bonmot prahlte: Noch in diesem Jahre wolle er aufhören, nicht zu arbeiten, und nur noch faulenzen. Jetzt sei er vierzig Jahre alt — was stimmte —, und auf seinem Konto habe er 18 Millionen stehen — was allerdings nicht zutraf.

Hätte er mit der doppelten oder dreifachen Summe hochgestapelt, so wäre ihm wahrscheinlich gar nichts widerfahren. Aber 18 Millionen, das entsprach so ungefähr dem Betrag, der seit einem reichlichen Jahr in allen Presseinformationen der „Sonderkommission Oetker“ auftauchte. Ein in der Bar anwesender Polizeispitzel wurde hellhörig und gab die Information weiter.

Folgendes war geschehen: Monate vorher hatten unbekannte Kidnapper den Studenten Richard Oetker, Sohn des Puddingkönigs, entführt. Als Lösegeld verlangten sie 21 Millionen DM, eine horrend anmutende Summe, die jedoch nur 0,1 Prozent eines Jahresumsatzes des Unternehmens Oetker ausmachte. Die Gangster verstanden es, das 63 Pfund schwere Geldbündel — alles in 1000-Mark-Scheinen — an sich zu bringen und unerkant zu verschwinden. Oetker junior blieb am Leben. Durch Starkstromschläge schwer verletzt, fand man ihn in einer Holzkiste in einem abgestellten PKW.

Eine „Sonderkommission Oetker“ suchte dann vierzehn Monate lang vergeblich nach den Kidnappern. Die neunundvierzig Beamten verfügten nur über recht vage Anhaltspunkte, die der Entführte geben konnte: Hundegebell hatte er gehört und ab und zu das Läuten einer Glocke.

Mit dem Hinweis auf Weyer wurde die Spur plötzlich heiß. Sechs kläffende Rasseköter tummelten sich auf seinem Landsitz am Starnberger See. Keine hundert Meter entfernt eine Kapelle mit Glocke. In der Scheune ähnliche Holzkisten wie am Fundort und eine Starkstromleitung. Dazu noch die Tatsache, daß das Lösegeld im Münchener Hauptbahnhof den Besitzer wechselte.

Aber weniger die geringe Distanz zum Starnberger See als vielmehr die Kontakte zum fernen Liberia gaben schließlich den Ausschlag. Weyers Finanzberater Tätigkeit in dem westafrikanischen Staat war im Zusammenhang mit dem Fall Wolff aktenkundig geworden, und man traute ihm durchaus

Im Botanischen Garten von Hamburg spielte Hans Hermann Weyer „Dschungelkämpfer“. Dieses Bild gehörte zum „Werbematerial“, das der Titelhändler dem Exkönig von Burundi, Mwambutsa IV., übermittelte, als er ihm eine Söldnertruppe versprach.



zu, heiße DM-Millionen ins Ausland transferieren zu können. Der Titelhändler wurde unter dem Verdacht der Oetker-Entführung festgenommen.

Es war ein Schlag ins Wasser. Die „Sonderkommission Oetker“ konnte ihre Tätigkeit noch nicht beenden, denn Weyer hatte mit dem Kidnapping-Fall tatsächlich nichts zu tun. Seine Hoffnung jedoch, rasch wieder ins Bett der Marina Langner, wo ihn die Kripo herausgeholt hatte, zurückkehren zu können, erfüllte sich nicht. Er wurde nach Kassel überstellt und blieb in Haft.

Nunmehrige Begründung: Betrug und Urkundenfälschung, vor allem aber Steuerhinterziehung. Denn Ordnung im Geschäft muß sein, und einen Heilpraktiker darf man nicht zum Professor machen, ohne dem Fiskus seinen Anteil zu zahlen.

Ermittlungen in solchen Fällen erwiesen sich noch immer als langwierig. Ob Teppichhändler oder Dentist, Großhändler oder Fabrikant, wer sich mit einem gekauften Titel schmückte, zählte schon vorher zu den Spitzen der Gesellschaft. Und Leute dieses Schlages sind dann, sollen sie als Zeugen eine Wahrheit aufdecken helfen, oft „krank“, manchmal sogar „vernehmungsunfähig“, mitunter auch „geschäftlich unabkömmlich“.

Expertisen, die solche Gebrechen oder Pflichten bescheinigen, kann man notfalls auch kaufen.

Geheimwaffe „Fliegende Untertassen“

Invasion der Marsmenschen

Der 30. Oktober wurde für sechs Millionen Menschen in den USA zum schrecklichsten Sonntag des Jahres 1938. Grauenvolle Vorgänge spielten sich ab:

In einer Farm bei Grovers Mill im Staate New Jersey, zwanzig Meilen vom Atlantik entfernt, stürzt ein riesiger, feuerspeiender Körper ab. Er entpuppt sich als Marsschiff, aus dessen Innern unförmige Ungetüme kriechen, glänzend wie nasser Gummi.

Polizisten gehen den Ungeheuern zu Leibe, doch Todesstrahlen verbrennen sie zu Asche.

Es gibt Alarm für die Nationalgarde. Acht Infanteriebataillone treten zum Angriff auf die Marsmenschen an.

Da verwandelt sich das Raumschiff in einen riesigen Mammutpanzer, bewegt sich vorwärts, unentwegt tödliche Hitzestrahlen aussendend.

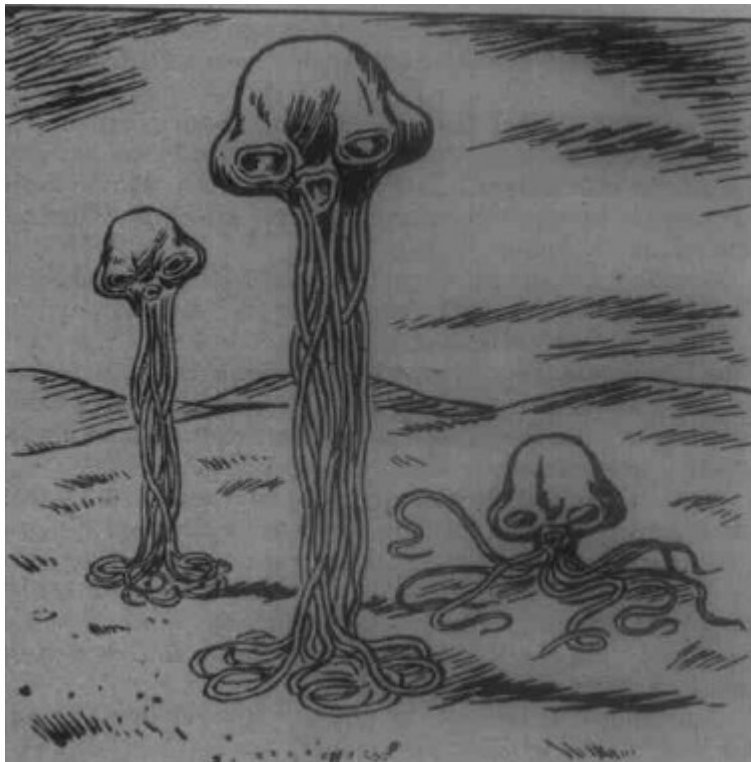
Nach kurzer Zeit sind von den 7000 Soldaten nur noch 120 am Leben. Weiter rollt der Riesenpanzer, nähert sich mit großer Geschwindigkeit New York, überquert den Hudson. Als er das Westufer Manhattans erreicht, landen weitere Marsprojekteile. Schwarzer Rauch breitet sich aus, hüllt die City von New York ein. Tausende von Menschen stürzen sich in den East River, um sich zu retten.

Bald sind weite Gebiete der Ostküste der Vereinigten Staaten vernichtet, die Menschen getötet.

Mars-Raumschiffe landen überall auf dem amerikanischen Kontinent. Städte werden dem Erdboden gleichgemacht. Vom Dach des Rundfunk-Hochhauses der New-Yorker City schildert ein Reporter den Untergang der Stadt: Die Menschen sterben wie die Ratten . . . todbringender Qualm über der Sixth Avenue ... über der Fifth Avenue . . . noch hundert Meter . . . zehn Meter . . . Seine Stimme schlägt in bellendes Stakkato um — und erstirbt . . .

Lähmendes Entsetzen erfaßte die Menschen, die an jenem 30. Oktober 1938 über die Sender von Columbia Broadcasting System (CBS) die furchtbare Katastrophe verfolgten. Und mindestens ein Drittel der sechs Millionen Hörer glaubte,

Herbert Georg Wells (1866-1946) stellte 1898 in seinem Roman „Der Krieg der Welten“ die Marsbewohner als recht fadenscheinige Geschöpfe dar.



dieses Hörspiel sei eine Reportage und beruhe auf tatsächlichen Ereignissen.

Der damals noch weithin unbekannte Schauspieler und Regisseur Orson Welles hatte die „Marsinvasion“ inszeniert. Als Vorlage benutzte er den utopischen Roman „Der Krieg der Welten“, mit dem der Engländer Herbert George Wells bereits 1898 manche seiner Landsleute schockierte.

Über die Motive von Orson Welles, das Hörspiel so überaus realistisch aufzuziehen, wurde viel gerätselt. Wenige Wochen vorher war das berühmte Münchener Abkommen unterzeichnet worden. Rundfunkstationen der USA hatten darüber zahlreiche Sondermeldungen und Direktübertragungen gebracht. Eine ähnliche Sendetechnik benutzte auch Orson Welles: Der Wetterbericht wurde durch eine „Sondermeldung“ unterbrochen. Dann setzte das Musikprogramm aus; die „Direktübertragung aus dem Katastrophengebiet“ begann, indem die Hörer zunächst erfuhren: Seit Jahren werde die Erde von Marsmenschen beobachtet, genialen und dämonischen, kalten und gefühllosen Wesen. Ihr Ziel bestehe in der Vernichtung der Zivilisation auf unserem Planeten. Dann folgten die Berichte von der beginnenden Invasion.

Nicht wenige Stimmen meinten nun, Orson Welles habe mit seinem Hörspiel einen aufrüttelnden Appell gegen die drohende faschistische Gefahr geben wollen. Andere vermuteten, Welles wollte ganz einfach seinen Durchbruch erzielen — was ihm mit diesem Hörspiel auch gelang.

Wohin auch immer die Motive des Autors gezielt haben mögen, das Hörspiel vom 30. Oktober 1938 erhielt seinen festen Platz in den Annalen der Massenhysterie. Unglücklicherweise kam hinzu, daß etwa eine Million Hörer des anderen New-Yorker Senders, der National Broadcasting Company, wegen einer Sendepause gerade in dem Moment auf CBS umschalteten, als die Schilderung der grauenvollen Ereignisse den Höhepunkt erreicht hatte.

So begann dann die echte Katastrophe. Jene zwei Millionen, die das utopische Hörspiel für einen Tatsachenbericht hielten, waren über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verteilt. Sie alarmierten die Nachbarn. In vielen Gemeinden kam es zu einer Panik. Die Menschen stürzten aus den Häusern, vor dem Mund feuchte Tücher zum Schutz gegen das Giftgas. Autofahrer fuhren Amok, um den angeblichen Todesflammen zu entgehen. Die Telefone kamen nicht zur Ruhe.

Um ein weiteres Anwachsen der Katastrophe zu verhin-

dem, besetzte die Polizei das Sendehaus des Columbia Broadcasting System. Trotz der pausenlos gesendeten Erklärungen, es habe sich lediglich um ein Hörspiel gehandelt, fanden viele Menschen erst nach Tagen zu ihrem gewohnten Leben zurück.

Die ganze Sache hatte gerichtliche Folgen. Nachweisbar durch die Panik Geschädigte erklagten von der Rundfunkgesellschaft CBS eine Schadenersatzsumme von insgesamt 750 000 Dollar. Zahlreiche Tote, Opfer der Massenhysterie, wurden dadurch nicht wieder lebendig.

Solche „Erfolge“ eines Hörspiels waren nun beileibe nicht nur dem inszenatorischem Geschick eines Orson Welles zuzuschreiben. Unsicherheit, Angst und Not prägten 1938 das Dasein von Millionen Menschen in den USA. Viele Hoffnungen, die sich an die Politik des „New Deal“ geknüpft hatten, waren geschwunden.

Diese Losung, auf deutsch „Neues Handeln“, verhiess einst einen Ausweg aus den katastrophalen Folgen der großen Weltwirtschaftskrise, und Franklin Delano Roosevelt gewann mit diesen Versprechen 1932 die Präsidentschaftswahlen. In der folgenden Zeit gab es wohl manche Projekte zur Arbeitsplatzbeschaffung, aber von den über 13 Millionen Arbeitslosen des Wahljahres waren 1938 noch immer rund 10 Millionen ohne Lohn und Brot. Bei der Verzweiflung dieser Menschen und der darüber hinaus verbreiteten allgemeinen Existenzunsicherheit genügte ein kleiner Anlaß, um die Katastrophe auszulösen.

Keine andere Inszenierung eines Spieles in einem Massenmedium erregte jemals wieder solches Aufsehen und stürzte Millionen Menschen in tödliche Panik.

Das makabere Geschehen spornte aber zum Nachahmen an. So strahlte Radio Quito in Ekuador am 13. Februar 1948 das gleiche Hörspiel als Live-Sendung aus. Zeitungsreporter standen überall bereit, um mit Exklusivberichten über die erwartete Panik einen Knüller für ihre Journaille zu landen.

Die Katastrophe begann auch wie erhofft. Aber bald hatten die Südamerikaner das penetrante Spiel durchschaut, und nun kehrte sich ihr Temperament gegen die Urheber. Sie stürmten das Sendehaus und schlugen alles kurz und klein. Einige Angestellte versuchten, sich durch den Sprung aus dem Fenster zu retten.

Weil die Polizei die aufgebrachten Massen nicht mehr bändigen konnte, griffen Militäreinheiten ein. Panzer rollten

durch Quito, Tränengas kam zum Einsatz. Am Abend jenes Februartages waren fünfzehn Tote und Hunderte von Verletzten zu beklagen. Die Rundfunkstation war völlig demoliert und ein Zeitungshaus bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

Obwohl die Wellessche Machart von Funkspielen danach nicht mehr als originell gelten konnte, gingen solche Live-Sendungen noch ab und an über die Sender. Ein besonders verantwortungsloses Spiel zog im Sommer 1977 der Schweizerische Rundfunk auf. Das laufende Musikprogramm wurde für eine „wichtige Durchsage der Nachrichtendirektion“ unterbrochen: an der Grenze zwischen der BRD und der DDR sei es zu einem schweren Zwischenfall mit heftigem Schußwechsel gekommen. Fünfzig Minuten lang wechselten anschließend Musik und „Sondermeldungen“ einander ab. Zwei Neutronenbomben wurden gezündet, hieß es, und „weitere Einzelheiten“ würden in Kürze folgen. Bald darauf eine neue Meldung: 480 000 Menschen seien den „sauberen Bomben“ zum Opfer gefallen.

Mehrere hundert erschreckte Anrufe liefen bei dem Sender ein. Es gäbe keinen Grund zur Aufregung, wurde „beruhigend“ beschieden, das Ganze sei „nur ein interessantes Hörspiel“.

Um den schäbigen Preis, in der Konkurrenz mit dem Fernsehen einen Punkt gewinnen zu können, spielte der sonst so seriöse Schweizerische Rundfunk mit dem Feuer. Unübersehbare Folgen hätte schon eine Übernahme solcher „Meldungen“ durch die Nachrichtenagenturen bewirken können.

„... like a saucer“ — „... wie eine Untertasse“

Zu den Rundfunkhörern am 30. Oktober 1938, die nicht von der Panik erfaßt wurden, gehörte ein gewisser Kenneth Arnold. Den Lebensunterhalt verdiente er durch den Verkauf von Feuerlöschern, wobei aber seine Ansprüche und Wünsche beträchtlich über dem damit zu erzielenden Einkommen lagen. Eine reichentwickelte Phantasie gaukelte ihm immer wieder vor, daß er zu Höherem berufen sei als zum Handeln und Hausieren mit den kleinen schaumgefüllten Metallzylindern. So pendelten seine Gedanken zwischen den Höhen himmlischer Sphären und den Tiefen irdischer Tresore hin und her.

Noch oft erinnerte er sich an die Marsmenschen-Story, und nicht minder häufig dachte er an Orson Welles, mit dem es seither in der Filmbranche ständig nach oben gegangen war.

Seine Phantasie bescherte ihm schließlich die Eingebung, und nun wartete er nur noch auf eine günstige Konstellation, um seine Vision an den Mann zu bringen. Die Chance bot sich am 24. Juni 1947.

Kenneth Arnold saß hinter den Steuerknüppeln eines Privatflugzeuges. Der Höhenmesser zeigte 4000 Meter an, als er den Mount Rainier im Nordwesten der USA überflog. Kurz darauf landete er in Pendleton im Staate Oregon.

Auf dem Flugplatz der kleinen Stadt lungerten einige Reporter herum. Eine bessere Gelegenheit konnte es kaum geben. Arnold stürzte zu den Zeitungsschreibern und erzählte aufgeregt, was er erlebt haben wollte: Unterwegs seien ihm neun riesige silberglänzende, unbekannte Flugkörper begegnet. Sie hätten ausgesehen „like a saucer“ — „wie eine Untertasse“!

Der Begriff „Fliegende Untertasse“ war geboren worden und mit ihm ein ganzes Programm. Arnolds Gag auf dem Pendleton Airport gab den Startschuß zum Rummel und zum Geschäft mit den „Fliegenden Untertassen“, die über Jahrzehnte fortleben sollten, in den USA und in anderen Ländern. Alte Militärs und neue Religionsstifter, große Gauner und kleine Betrüger hatten ein goldenes Kalb gefunden, das zum Tanz mit immer neuen Nuancen verlockte. Das große Geschäft mit der Dummheit nahm seinen Lauf, und den Anfang machte natürlich Kenneth Arnold selbst.

Seine Story und diverse unscharfe Bilder verhalfen ihm zu einer beachtlichen Menge harter Dollars. Der Feuerlöschhändler mauserte sich zu einer bekannten Persönlichkeit und schraubte seine Ziele noch höher. Wie manche anderen Betrüger und Hochstapler wagte er schließlich den Sprung in die Politik.

Er brachte es immerhin so weit, daß er sich zu den Freunden des ehemaligen US-Präsidenten Eisenhower zählen durfte und daß er 1962 von der Republikanischen Partei für die Gouverneurswahlen in Idaho nominiert wurde. Wenn er dabei unterlag, so ändert das nichts an der Tatsache, daß in den USA selbst höchste Staatsämter an Scharlatane vergeben werden können.

Captain Mantell jagt ein UFO

Im Blätterwald der USA löste Arnolds Bericht einen Sturm aus. Zahlreiche Zeitungen „informierten“ über „Fliegende Untertassen“, die plötzlich überall in den Vereinigten Staaten gesichtet worden seien. Seriöse Blätter hatten rasch auch einen seriösen Namen zur Hand. Sie schrieben von UFOs. Das war die Abkürzung für „Unidentified Flying Objects“ — „Unbekannte fliegende Objekte“.

Am 4. Juli 1947 berichteten Chefpilot E. Smith und Kopilot R. Stevens von der United Airlines, daß ihre Maschine über der Stadt Boise in Idaho von scheibenförmigen UFOs angegriffen worden sei. Wenig später wäre eine B-29 der Eastern Airlines bei Montgomery von einem „fliegenden U-Boot von außerirdischer Helligkeit“ mehrmals umflogen worden. Die Piloten C. S. Chiles und J. B. Whitted sagten aus, jenes UFO habe sich nach dem Ausstoßen eines meterlangen Feuerstrahls plötzlich mit einer Geschwindigkeit von 1500 Stundenkilometern entfernt.

In den nun täglich folgenden Nachrichten über Angriffe auf Flugzeuge der zivilen Luftfahrt wurde zuerst vage, aber recht bald klar angedeutet, daß es sich bei den UFOs wahrscheinlich um „sowjetische Geheimwaffen“ handle, deren Startbasen in der UdSSR lägen. Das antisowjetische Propaganda-Repertoire am Anfang des kalten Krieges war damit um eine Nuance reicher geworden.

Einige wenige Blätter wollten die „Fliegenden Untertassen“ als „amerikanische Geheimwaffen“ deuten. Solche Meldungen wurden aber von einem Sprecher der amerikanischen Luftwaffe schnell dementiert: „Wir besitzen keine Versuchsmaschinen dieser Art, die Erscheinung ist völlig unerklärlich.“

Die Märchen von sowjetischen „Fliegenden Untertassen“ paßten besser in die politische Landschaft. Deshalb gab es vorerst auch keine Dementis hierzu, ließ sich damit doch begründen, daß unbedingt höhere Rüstungsausgaben notwendig seien.

Ein Unglücksfall mußte herhalten, um zunächst die entsprechende Verwirrung zu schaffen, denn mit allzu geradlinig konstruierten UFO-Märchen konnte man ja nur ziemlich unbedarfte Gemüter ansprechen.

Am 7. Januar 1948 hatte Captain Mantell, ein Kampfflieger aus dem zweiten Weltkrieg, den Befehl erhalten, eine

Staffel neuer F-51-Jagdbomber zum Militärflugplatz Godman Fields in Kentucky zu überführen. Dabei stürzte er, etwa 130 Kilometer von Madisonville entfernt, mit seiner Maschine ab und verunglückte tödlich.

Da Mantell als sehr erfahrener Pilot galt und weil auch die Wrackteile der F-51 keinen Aufschluß über die Ursachen geben konnten, nutzten Boulevardzeitungen und Dienststellen der US-Air Force den Fall zu einem makaberen Spiel: Der Flugauftrag wurde nachträglich verfälscht, und über die Ursachen des Absturzes setzte man eine Mischung aus denkbaren physikalisch-technischen Möglichkeiten und Phantastereien in Umlauf.

So hörte sich dann die Legende des 7. Januar 1948 aus Madisonville, Kentucky, an:

Captain Mantell donnert mit seinem F-51-Mustang im Tiefflug über die Stadt und empfängt von der Bodenstation aufregende Meldungen.

Einwohner von Madisonville haben am Himmel eine seltsame Leuchterscheinung beobachtet. Der Chef der Staatspolizei identifiziert das Objekt als „Fliegende Untertasse“: „Durchmesser mindestens 80 Meter, so groß wie das Pentagon, kommt wahrscheinlich aus der Sowjetunion“.

Lautsprecherwagen verkünden offizielle Warnungen. Polizei und Militär werden in Alarmbereitschaft versetzt, denn das nur wenige Meilen von Madisonville entfernte Fort Knox, wo die Goldreserven der Staaten lagern, scheint bedroht.

Deshalb erhält Captain Mantell den Befehl, das „Unidentified Flying Object“ zu verfolgen. Die Triebwerke seiner Maschine heulen auf, als er mit über 700 Stundenkilometern steil nach oben jagt. Mantell meldet: „Ich habe das Ding gesichtet. Es sieht aus, als ob es aus Metall wäre — und es ist riesengroß.“

Kurz danach: „Es ist immer noch über mir. Ich gehe jetzt auf sechseinhalbtausend hinauf.“

Dann kommen auf die Anfragen aus dem Kontrollturm keine Antworten mehr.

Augenzeugen berichten von einer plötzlichen Explosion, und danach war die Maschine verschwunden. Die Zeitungen erscheinen mit solchen Schlagzeilen: „Unglückliche ‚Untertassen‘-Verfolgung.“ „Geheimnisvolle Todesstrahlen von ‚Fliegenden Untertassen‘.“

Und schließlich:

„Mantell mit einem UFO in die Sowjetunion entführt.“

Von der Luftwaffe kommen Meldungen, die sich sämtlich widersprechen. Unter geheimnisvollen Andeutungen werden die Aufnahmen von dem Unglücksfall zurückgehalten, die Zeitungsberichte werden nicht dementiert. Danach gibt es verschiedene Varianten:

— Mantell wurde von dem Planeten Venus genarrt, geriet in zu große Höhen und erstickte wegen Sauerstoffmangel.

— Mantell ist mit dem meteorologischen Ballon Skyhock zusammengestoßen.

— Nicht Skyhock war die Ursache, sondern ein „Himmels-haken“. Von der Kriegsmarine wurden Ballons mit diesem Namen zur Erforschung der kosmischen Strahlung in Höhen bis zu fünfunddreißig Kilometern aufgelassen.

— Nicht der „Himmelshaken“ war schuld, sondern ein „Sonnenhund“, eine falsche glühende Sonnenscheibe aus Eiskristallen in den Zirkuswolken.

Auch die „Sonnenhund“-Theorie wird offiziell wieder verworfen. Eine eindeutige Klärung ist unmöglich, heißt es zum Schluß. Worauf die Jounaille sich auf „vertrauliche Informationen“ beruft und verkündet, daß sie es von Anfang an gewußt habe: Mantell wurde in einem UFO entführt. Von den Russen.

Der Fall Mantell blieb keine Ausnahme. In der Folgezeit wurden noch weitere Flugzeugabstürze auf ein Eingreifen von UFOs zurückgeführt. Solche Legenden bekamen sogar einen offiziellen Anstrich. Das „Air Technical Intelligence Center“ (ATIC) — auf deutsch „Technischer Luftwaffengeheimdienst“ — beauftragte unmittelbar nach dem mysteriösen Absturz des F-51-Mustang bei Madisonville den Ausschuß „Sign“ — „Anzeichen“ — mit Recherchen zu den „Fliegenden Untertassen“.

In raffinierter Manier besorgte ATIC damit die weitere Verwirrung. Offiziell wurde mitgeteilt, daß alle Untersuchungen des Ausschusses „Sign“ top secret — streng geheim — sind. Aber dann gab es Pressekonferenzen mit eigens dafür beauftragten PIOs (mit jener Abkürzung ließen sich die „Public Information Officers“ — „Informationsoffiziere“ — gern ansprechen). Diese Männer gaben einige Winzigkeiten der angeblichen Geheimnisse um die „Fliegenden Untertassen“ preis. Sie deuteten an, daß sie mehr wüßten, als sie augen-

blicklich sagen dürften, denn es bestehe gegenwärtig eine Verfügung des Kriegsministers James Vincent Forrestal: alle Berichte über UFO-Sichtungen sind geheimzuhalten!

Die PIOs bezogen sich dabei auf jenen Forrestal, der bald darauf ein Opfer der eigenen Kriegshysterie wurde. Am 22. Mai 1949 sprang er mit dem Schrei „Die Russen kommen!“ aus einem Fenster im sechzehnten Stockwerk des Marinehospitals in Bethesda (Maryland). Sechs Wochen zuvor war die NATO gegründet worden.

Die Antisowjethetze hatte solche Ausmaße angenommen, daß selbst höchste Repräsentanten der USA nicht mehr zwischen Propaganda und Wirklichkeit zu unterscheiden vermochten. Kaum verwundern konnte es daher, daß in diesem Verwirrungstrubel selbst manche Geheimdienstoffiziere an „Fliegende Untertassen“ zu glauben begannen. So wurde damals in die CIA-Geheimdienstakte 250/e E als Blatt 1989/90 ein Untersuchungsbericht aufgenommen, in dem es allen Ernstes heißt:

„In der die Erde umgebenden Atmosphäre zeigen sich von Zeit zu Zeit gleichmäßig scheibenförmig gestaltete Projektile, die zweifellos gesteuert werden und deren Antriebskräfte einer intelligenten Kontrolle unterliegen. Die einwandfrei ausgemessenen Geschwindigkeiten liegen unvergleichlich höher als jene, die von allen gegenwärtig bekannten Luftfahrzeugen zu erreichen sind. Sie sind auch weit höher, als es der gegenwärtige Stand unseres technischen Wissens und Könnens erscheinen läßt. Die Werte der Beschleunigung liegen gleichfalls über den von uns als normal zu bezeichnenden Grenzen.

Weder bei bewegungslosem Schweben noch im Fluge sind Geräusche hörbar. Der Scheibendurchmesser wurde mit besonderen Geräten einwandfrei bestimmt. Er liegt zwischen 40 und 60 Yards.“ Was etwa 36 bis 55 Meter bedeutete.

Da man solches überragende „Know-how“ nun unmöglich der Sowjetunion zubilligen konnte, wenn man selbst nicht in defätistische Zweitrangigkeit absinken wollte, wurde für alle jene Geister, die an die Mission der USA zumindest auf dem Planeten Erde glaubten, offiziell eine neue „Vermutung“ kreiert: Eventuell kommen die „Fliegenden Untertassen“ aus dem Weltraum.

Die Version von Startbasen auch in der Sowjetunion — vielleicht für kleinere Untertassen — ließ man aber niemals gänzlich fallen, und der betreffende ATIC-Bericht aus dem

Jahre 1949 mahnte daher eindringlich: „Das bloße Vorhandensein von nicht identifizierten fliegenden Objekten erfordert dauernde Wachsamkeit.“

Angriff auf Washington

Zum Gralshüter jener für ihn brotnötigen Wachsamkeit bestellte der Luftwaffengeheimdienst noch im gleichen Jahr 1949 den Untersuchungsausschuß „Projekt Blaubuch“. Diese Kommission war mit größeren Vollmachten ausgestattet als vorher „Sign“. Alles, was im Rahmen der US-Air Force irgendwie mit UFOs zusammenhing, mußte nach Wright-Patterson Field gemeldet werden. Dort hatte „Projekt Blaubuch“ seine Kommandozentrale, und dort wurde bis 1969 UFO-Politik gemacht.

Der Blaubuch-Geheimbericht vom 30. Dezember 1949 steckte ein erstes Programm ab. Dort hieß es zu den „außerirdischen Startbasen der UFOs“:

„Eine solche Zivilisation kann beobachtet haben, daß wir auf der Erde Atombomben besitzen und in schneller Folge Raketen entwickeln. Wir müssen uns daher auf eine Fortsetzung solcher Besuche aus dem Weltraum gefaßt machen. Da die aus weiter Ferne am leichtesten zu beobachtenden Handlungen der Menschheit Atombomben-Explosionen sind, sollten wir eine logische Beziehung herzustellen versuchen zwischen der Zeit der Atombomben-Explosion, dem Zeitpunkt der Erscheinung der Raumschiffe und der Zeitspanne, die solche Schiffe für Hin- und Rückflug zu ihrer Heimatbasis benötigen.“

Eine „logische Beziehung“ also von den „Fliegenden Untertassen“ zu den Atombomben-Explosionen, die nun ihrerseits einen festen Platz im Arsenal des kalten Krieges hatten. So wurde die folgende Entwicklung von dieser „Logik“ geprägt. Wenn sich die internationalen Spannungen verschärften, nahmen jedesmal die „UFO-Sichtungen“ zu, die „Fliegenden Untertassen“ rauschten durch den westlichen Blätterwald.

Als Beispiel das Jahr 1952: Die Amtszeit von Präsident Truman näherte sich ihrem Ende. Der erhofften Vorherrschaft auf dem gesamten Erdball waren die USA keinen Schritt näher gekommen. Im Gegenteil! Atomdiplomatie und „Politik des Containment“ hatten sich als Fehlschläge erwiesen.

Es gab kein Atommonopol der USA mehr. Die 1947 verkündete „Politik des Eindämmens“ vermochte das Rad der Geschichte nicht in die entgegengesetzte Richtung zu drehen: Der Sozialismus und die revolutionären Volksbewegungen in aller Welt entwickelten sich vielmehr gesetzmäßig weiter.

Das gleichfalls seit fünf Jahren laufende „Loyalitätsprogramm“ — die Überprüfung und Bespitzelung aller Staatsangestellten — hatte die oppositionellen Regungen im Lande nicht unterdrücken können. Jetzt, 1952, wuchs sogar der Widerstand gegen das nunmehr zwei Jahre währende Kriegsabenteuer in Korea. Und Tag für Tag mehrten sich die Stimmen gegen die beabsichtigte Vollstreckung des Todesurteiles an Julius und Ethel Rosenberg.

In dieser Situation wurde Senator Joseph P. McCarthy zum Vorsitzenden des berüchtigten „Ausschusses zur Untersuchung unamerikanischer Tätigkeit“ ernannt. Die Ära, die seinen Namen trägt, erreichte ihren Höhepunkt.

Die Hysterie um die „Fliegenden Untertassen“ steigerte sich vor diesem Hintergrund zu bis dahin nicht gekannten Ausmaßen.

Zu jener Zeit war in den USA der UFO-Glaube längst salonfähig geworden. Präsident Truman hatte selbst den Bezeichnungen einer Exaltiertheit die Spitze abgebrochen. „Ich kann Ihnen versichern“, sagte er auf einer Pressekonferenz im April 1950, „daß, wenn die ‚Fliegenden Untertassen‘ existieren, sie nicht auf der Erde fabriziert sind.“

Die Existenz der Untertassen wurde danach von höchsten Stellen nicht mehr in Abrede gestellt. US-Luftfahrtminister Thomas K. Finletter erklärte am 4. Juni 1952: „Wir haben bis jetzt keine greifbaren Beweise für die Existenz oder Nichtexistenz von sogenannten Fliegenden Untertassen. Es liegt jedoch eine Anzahl Berichte über Erscheinungen vor, die die Untersuchungsbeamten der Luftwaffe nicht aufklären konnten. Solange diese Voraussetzungen gegeben sind, wird die Luftwaffe mit dem Studium der ‚Fliegenden Untertassen‘-Berichte fortfahren.“

Wenig später setzte in den meisten Zeitungen der USA der große Rummel über zunehmende „Erdaufklärungsflüge der UFOs“ ein. Fast täglich eine neue Sensation:

5. Juli 1952: „Fliegende Untertassen“ über Atomanlagen in Richlands!

7. Juli: Atomanlagen in Los Alamos, Oak Ridge und Hanford durch UFOs bedroht!

10. Juli: Kanadische Marineoffiziere beobachteten UFO über Kriegsschiff!

Greifen „Fliegende Untertassen" in den Korea-Krieg ein?

„Fliegende Untertassen" über US-Stützpunkten in aller Welt!

„Fliegende Untertassen" bedrohen Vereinigte Staaten!

So und ähnlich lauteten die Schlagzeilen US-amerikanischer Zeitungen im Sommer des Jahres 1952. Westeuropäische Blätter druckten solche Berichte nach und bereicherten die Sensationshascherei durch eigene Erfindungen, wie es beispielsweise die „Saarbrücker Zeitung" in ihrer Ausgabe vom 28. Juni 1952 vorführte. Dort konnte man lesen, daß norwegische Düsenjäger auf Spitzbergen eine große „Untertasse" gefunden hätten: Durchmesser 42 Meter, 46 Strahlmotoren am äußeren Rand. Die Scheibe sei demontiert und nach Narvik gebracht worden. Man habe Anlagen für Fernsteuerung für einen Aktionsradius von 27 000 Kilometern und hochexplosiven Sprengstoff gefunden.

„Die Zeitmesser und sonstigen Instrumente trugen russische Bezeichnungen. Es wird angenommen, daß die Scheibe aus der Sowjetunion kam und auf Grund von Empfangsstörungen notlanden mußte."

Die Regierung von Oslo hatte diesen Unsinn rasch demontiert. Dennoch wurde diese Meldung noch von zahlreichen Blättern übernommen.

Einen vorläufigen Höhepunkt erreichte die Massenhysterie in den USA am 20. Juli 1952 und in den folgenden Tagen. Als „Angriff auf Washington" gingen jene Vorfälle in die UFO-Geschichte ein. Was hierbei tatsächlich geschah, blieb genauso unklar wie der Fall Mantell. Folgt man den — in manchen Details widersprüchlichen — Zeitungsberichten, dann soll sich folgendes ereignet haben:

Um Mitternacht treten Chef-Kontrollleur Harry G. Barnes und seine sieben Mitarbeiter ihren Dienst in der Zentrale der Luftverkehrskontrolle auf dem National Airport der Bundeshauptstadt an. In dem länglichen, schwach beleuchteten Raum ist nur ein leichtes Summen zu hören. Die „Wischer" der Radarschirme machen, entsprechend den Schwankungen der Richtantenne, alle zehn Sekunden eine Umdrehung. Gerade hat Kontrollleur Ed Nugent einen Blick zur Uhr geworfen — es war 0.40 Uhr —, als plötzlich auf dem Hauptschirm sieben scharfe Bläschen erscheinen. Für Nugent gibt es nur eine Erklärung: Während einer Umdrehung des „Wischers"

mußten die unbekannten Maschinen mit ungeheurer Geschwindigkeit in das überwachte Gebiet der Bundeshauptstadt eingeflogen sein und bremsten dann plötzlich im südwestlichen Sektor. Die anderen Radarschirme des Kontrollzentrums zeigten das gleiche Bild.

Ein Bläschen verschwindet nach der nächsten Umdrehung des „Wischers“, die anderen vollführen Wendungen um genau 90 Grad.

Jim Ritchey mißt die Einfluggeschwindigkeit aus: 11 000 Stundenkilometer. Jetzt manövrieren die unbekannten Maschinen mit 750 Stundenkilometern, steigen senkrecht nach oben und dringen ebenso schnell wieder im Sturzflug in tiefere Schichten ein. Ein Bläschen verfolgt die Spur eines eben gestarteten Verkehrsflugzeuges. Das alles geschieht innerhalb von zwanzig Sekunden.

„Chief“ Harry Barnes stürzt ans Telefon und stellt die Verbindung zum Kommando der Luftverteidigung in Andrews Field in Maryland, jenseits des Potomac, her: „Zwei UFOs über Weißem Haus, ein anderes UFO fliegt das Capitol an. Auch die anderen dringen in das Sperrgebiet ein. Schicken Sie Düsen hoch!“

Indes vollführten die Bläschen auf dem Bildschirm weitere Kapriolen. Erst gegen 3 Uhr fliegen die Düsenjäger in das Gebiet der Hauptstadt ein. Im Sturz- und Tiefflug donnern sie über die schlafende Stadt, aber von „Fliegenden Untertassen“ ist nichts zu sehen. Kurz zuvor waren die Bläschen auf den Radarschirmen verschwunden. „Wahrscheinlich haben sie meine Anrufe abgehört“, erklärte schweißgebadet Barnes.

Schon am folgenden Tage berichteten alle Zeitungen über die angebliche UFO-Invasion. Manche Blätter brachten ausführliche Beschreibungen der „russischen Geheimwaffen“, die Washington bedrohten. Die Verspätung der Abfangjäger wurde durch einen anderen UFO-Einsatz zur gleichen Zeit in der Nähe von New York erklärt.

Nur sechs Tage später wiederholte sich das Spiel: Eine rotleuchtende „Untertasse“ habe am frühen Abend den Stützpunkt Key West überflogen, und um 21.08 Uhr sei Washington zum zweiten Male von einer UFO-Formation, dieses Mal in großer Höhe, bedroht worden.

Verschiedene amerikanische Zeitungen ergänzten diese Meldungen durch einen „Augenzeugenbericht“, den sie aus dem Londoner „Sunday Graphic“ nachdruckten: Bei Haselbach (Sowjetzone!) habe der Zeuge eine 16 Meter große

Scheibe gesehen. Zwei Männer in sowjetischen Uniformen seien in den Kommandoturm geklettert. Darauf habe der äußere Ring hellrot zu glühen begonnen, und die Maschine sei senkrecht nach oben gestiegen,

In einem sich anschließenden Interview erklärte ein Chefkonstrukteur von „Vickers Aircraft“, daß so etwas technisch durchaus möglich sei. Gleichzeitig wurde ein fingierter Luftwaffenbefehl in die Presse lanciert: Die US-Air Force habe den Feuerbefehl auf alle UFOs erhalten.

Manche Amerikaner verbrachten nunmehr die Nächte im Luftschutzkeller. Hamsterkäufe häuften sich. Der Absatz der „absolut sicheren Familien-Atombunker“ schnellte in die Höhe.

Der Ausbruch einer Panik mußte befürchtet werden. Um den Bogen nicht zu überspannen, wurde für den 29. Juli zu einer Pressekonferenz eingeladen. Die US-Air Force hatte dafür ein prominentes Aufgebot zusammengestellt: Generalmajor Roger M. Ramsay, Chef des Luftverteidigungskommandos, Oberst Donald L. Bower, Verantwortlicher für technische Analysen bei ATIC, Hauptmann Ed. Ruppelt und Hauptmann Roy L. James vom Untersuchungsausschuß „Projekt Blaubuch“ und — last not least — General Samford, Chef des Luftwaffengeheimdienstes ATIC.

Der Geheimdienst-General machte vor den Pressevertretern nicht die beste Figur und ließ den Eindruck entstehen, daß er über manches nicht sprechen wollte!

„Die Radarschirme haben viele Jahre lang alle möglichen Dinge aufgefangen — Vögel, eine Schar Enten zum Beispiel. Ich kenne einen Fall, bei dem eine Schar Enten aufgefangen wurde, die über den Schirm flog und sich wie ein unbekanntes Flugobjekt benahm.“

Seine weiteren Erklärungen, die Radarschirme in Washington seien schadhaft gewesen und die Bläschen wären durch starke Temperaturunterschiede entanden, brachte er nicht überzeugend vor. Samford schwitzte bei seinen Ausführungen, die ganze Geschichte war ihm offensichtlich unbehaglich.

Die Auslegung wurde den Presseleuten überlassen.

Verschiedene Zeitungen, so die „Washington News“, ließen tags darauf durchblicken, daß zwar die Luftwaffe offiziell für die Radarphänomene natürliche Ursachen und Fehler verantwortlich mache, daß aber wahrscheinlich doch UFOs über Washington gewesen seien! .

Condon-Report beendet „Projekt Blaubuch“

Für die US-Air Force waren die UFOs in der Regel keine „Unbekannten Fliegenden Objekte“. Beim „Angriff auf Washington“ hatten Schäden in der Radaranlage den Alarm ausgelöst. „Projekt Blaubuch“ untersuchte von 1948 bis 1969 mehr als 12 600 Berichte über UFO-Erscheinungen. Davon konnten etwa 94 Prozent auf völlig natürliche Weise erklärt werden. In der Mehrzahl der Fälle handelte es sich um optische Täuschungen, Sternschnuppen, Meteore und helle Sterne, Nordlichter, Kugelblitze, Wetterballons, ungewöhnliche Wolkenbildungen, entfernte Scheinwerferlichter, -Feuerwerke, Raketen, Satelliten oder Flugzeuge. Außerdem mehrfache Lichtreflexionen, wenn sich wärmere Luftschichten über kälteren befinden, und Reflexion von Radarstrahlen an Gebäuden und fahrenden Autos, nachdem die Strahlen von Luftschichten mit unterschiedlichen Temperaturen auf den Boden gelenkt wurden.

Ein anderer Teil der „UFO-Sichtungen“ entpuppte sich als glatter Schwindel. Für diese Berichte war es charakteristisch, daß sie durch möglichst viele Details glaubhaft wirken wollten: Form und Größe der „Untertassen“, Flughöhe und Geschwindigkeit wurden präzise angegeben. Alles war genau „geschätzt“. Wäre die Entfernung zum Mond noch nicht mit wissenschaftlichen Methoden ermittelt worden, so hätten die UFO-Beobachter sicherlich schon einen „Schätzwert“ gefunden.

Viele der zunächst „Unbekannten Fliegenden Objekte“ wurden von Flugzeugen aus gesichtet. Mit der Zunahme des Weltflugverkehrs und der Weiterentwicklung der Flugtechnik, die auch bei schlechtem Wetter und bei Gewitter zu fliegen gestattet, mußten naturgemäß auch die Beobachtungen sonderbarer Leuchterscheinungen zunehmen. Anfang der fünfziger Jahre waren verschiedene Leuchtphänomene — in der Atmosphäre und auch auf der Erde — noch nicht restlos geklärt, und selbst Ende der siebziger Jahre blieb hier in der Forschung noch manches zu tun. So fehlt beispielsweise bis heute eine überzeugende Theorie zu den Kugelblitzen. Es gibt hierzu nur mehr oder minder eindrucksvolle Beobachtungen.

Wenn nun ein naturwissenschaftlich unbedarfter Leser eines UFO-Berichtes plötzlich mit einem solchen Naturphänomen konfrontiert wird — einen langsam schwebenden runden

oder gar ovalen Feuerball sieht, geblendet wird, unkontrollierbare Muskelreaktionen verspürt und vielleicht noch bewußtlos zusammenbricht —, dann ist es nur ein kleiner Denkschritt bis zur Überzeugung, einer „Fliegenden Untertasse“ begegnet zu sein.

Auch weniger handgreifliches Erleben kann den UFO-Glauben stärken. Mitunter genügen bereits einige Blicke zum Nachthimmel, denn die höheren Atmosphärenschichten können der Phantasie schon einiges bieten.

Grusinische Astrophysiker untersuchten 1966 eine seltsame Leuchterscheinung. Sie wird durch Hydroxyl — das ist eine einatomige Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff — verursacht und ist sehr intensiv. Durch bizarre Wolkenfetzen, die sich zwischen dem Beobachter und der Zone des Leuchtens befinden, kann der Eindruck seltsamer Fahrzeuge entstehen.

Noch anregender wirken die gleißenden Bilder der „Leuchtenden Silberwolken“. Sie bestehen aus feinen kosmischen Staubteilchen, die von Eis umhüllt sind, und schweben mit meist klaren und scharfen Konturen vor dem völlig schwarzen Himmelsrand. Ihr mattes weißsilbriges, bläuliches oder perlmuttfarbenes kaltes Licht wird in zahlreichen UFO-Berichten beschrieben. Da die Natur der Silberwolken noch nicht völlig bekannt ist, gehören sie seit 1975 zum Forschungsprogramm der sowjetischen Kosmonauten.

Solche und ähnliche Leuchterscheinungen deutete man früher als göttliche Zeichen. Was Wunder, wenn nun in den Zeiten des weltweiten Flugverkehrs und der Raumfahrt neue „Erklärungen“ erfunden wurden. Denn es ist ja wohl kein Zufall, daß parallel zu den aufsehenerregenden Meldungen über den Flug irdischer Raumschiffe aus der UdSSR und den USA die Zahl der individuellen „Augenzeugenberichte“ über angebliche außerirdische Flugkörper anstieg. In der übergroßen Mehrzahl wollte man „Fliegende Untertassen“ in der Zeit von Sonnenuntergang bis kurz nach Mitternacht gesehen haben. Das sind aber genau jene Stunden, in denen die „Leuchtenden Silberwolken“ am Himmelsrand erscheinen.

Eine ganz einfache Erklärung für manche UFO-Beobachtungen fanden die Biologen Callahan und Mankin aus Gainesville im US-Staat Florida: Keine Flugkörper waren das, sondern große Schwärme von Epicea-Schmetterlingen!

Geraten diese Schmetterlinge in der Atmosphäre in elektrische Felder, so laden sie sich auf und strahlen dann ein bläu-

liches Licht ab. Da die Epicea in beträchtlicher Höhe oft in kilometerlangen und -breiten Schwärmen fliegen, können sie leicht mit relativ bodennahen Flugobjekten verwechselt werden, zumal diese als ellipsenförmige Formationen mit scharfen Konturen erscheinen. Zahlreiche UFO-Berichte kamen aus dem US-Staat Utah. Hier befinden sich die wichtigsten Verbreitungsgebiete der Epicea.

Die Schmetterlingsforscher jedoch durften kein Schlußwort zu den „Fliegenden Untertassen“ sprechen, denn dieses Mysterium sollte noch einige Lücken in der imperialistischen Propaganda füllen.

Wissenschaftler der Universität Colorado hatten 1969 unter der Leitung des Physikers Dr. Edward U. Condon ein Gutachten zu mehr als 12 600 UFO-Meldungen ausgearbeitet. Dieser Condon-Report beendete die zwanzigjährige Tätigkeit von „Projekt Blaubuch“. Von den rund 12 600 Berichten waren knapp 800 ungeklärt geblieben. Mangelhafte Angaben, so hieß es offiziell, verhinderten eine eindeutige Identifizierung.

Für solche lückenhafte Informationen gab es in der Regel recht handfeste Gründe. Waren nämlich „höhere Interessen“ im Spiele, dann durfte selbst „Projekt Blaubuch“ — immerhin ein Komitee des Luftwaffengeheimdienstes — nicht weiter nachforschen. Hatte jemand ein rätselhaftes Flugobjekt gesichtet und das als UFO gemeldet und hing das Ganze mit einem Vorgang der Stufe „top secret“ zusammen, so mußte das ein „ungeklärter Fall“ bleiben. Denn mit UFOs wurde manches geheime Geschehen auf Militärstützpunkten und Teststationen verschleiert.

Die gesetzliche Grundlage für solche Manipulationen innerhalb der Air Force lieferte die Verfügung AFR 200-2 über das „Verhalten bei Berichten von Informationen und Beweisen über Unidentifizierte Fliegende Objekte (UFO) und für den Erlaß von angemessenen Informationen für die breite Öffentlichkeit“. Kein Angehöriger der Luftwaffe durfte zu Berichten der UFOs eine eigene Meinung äußern. Selbst das Sprechen darüber war so lange verboten, bis die offizielle Version des Geheimdienstes ATIC vorlag.

Analysiert man jene 800 ungeklärten Fälle nach Zeit und Ort, so kommt rasch Licht ins angebliche Dunkel. Für die Jahre zwischen 1959 und 1969 zeichnen sich ganz deutlich drei Schwerpunkte ab. Nach einer kurzen Spanne relativer Ruhe tauchten ab 1959 die UFOs wieder im verstärkten

Maße auf. Die „Sichtungen mit unvollständigen Informationen“ konzentrierten sich auf die Südoststaaten der USA und auf den karibischen Raum. Dort aber waren die Ausbildungslager und Flugplätze der kubanischen Konterrevolutionäre angelegt worden, und über allen Aktivitäten in diesen Camps lag ein Mantel strenger Geheimhaltung.

Ebenfalls ab 1959 häuften sich UFO-Sichtungen in anderen Gebieten mit Raketenstartplätzen und Flughäfen. Die USA hatten mit der Entsendung von Spionagesatelliten in den Kosmos begonnen. Jene Himmelsspione vom Typ SA-MOS wurden unter genauso rigoroser Tarnung gestartet wie die schwarzen U-2-Flugzeuge. Als am 1. Mai 1960 sowjetische Raketen Garry Powers und seine U-2 aus 21 000 Meter Höhe herunterholten, rückte diese jahrelange Spionagepraxis in das Bewußtsein der Weltöffentlichkeit.

Parallel zu diesem Spionageprogramm wurden in den USA geheime Waffensysteme für den Krieg im Weltraum entwickelt und zum Teil getestet. Bis 1964 gab es über einhundert geheime Startversuche mit kosmischen Militärobjecten, und allein für das Jahr 1965 wurden etwa fünfzig derartige Experimente nachträglich bekannt.

Dann begannen die Entwicklungsarbeiten für die Raumstation MOL. Dieser Name, „Manned Orbital Laboratory“ — „Bemanntes Raumlaboratorium“ —, täuschte über die Ziele, denn für die Besatzung, zwei Offiziere der US-Air Forces, waren alles andere als „Laboraufgaben“ vorgesehen: Sie sollten „Aufklärungsflüge“ über sozialistischen Ländern ausführen und nichtamerikanische Satelliten kontrollieren und erforderlichenfalls zerstören.

Ebenso geräuschlos, wie es gekommen war, verschwand das System MOL wieder von der Bildfläche — vermutlich durch ein Umverteilen von Geldmitteln auf solche Projekte, von denen sich das Pentagon größere Wirkungen versprach.

Manche Pläne mußte der militärisch-industrielle Komplex der USA am 27. Januar 1967 aufgeben, als gleichzeitig in Moskau, London und Washington ein Vertrag über die friedliche Nutzung des Weltraums unterzeichnet wurde. Neun Jahre vorher hatte die UdSSR bereits jene Prinzipien vorgeschlagen: die Gleichberechtigung aller Nationen in der friedlichen Kosmosforschung, das Verbot der Stationierung von Massenvernichtungsmitteln im Weltall, die Zusammenarbeit beim Retten von Kosmonauten in Notfällen und ähnliches. Durch das zugunsten des Sozialismus veränderte Kräfte-

Verhältnis wurden solche Grundsätze internationales Recht.

In einem anderen Teil der Welt glaubten sich die US-Kriegsstrategen aber noch stark genug, das Völkerrecht mit Füßen treten zu können. Eine dritte große UFO-Welle rollte mit Beginn der sechziger Jahre an. Sie erfaßte weite Teile des Luftraumes über den USA und über Stützpunkten außerhalb des Landes. Die verbrecherische Aggression gegen das vietnamesische Volk hatte begonnen.

„Fliegende Untertassen“ mußten nun herhalten, um manche Vorgänge des anfänglich noch verdeckten Krieges gegen die DRV zu verschleiern. 1965 setzte dann der barbarische Luftkrieg ein, und das zweite Jahr dieser Eskalation, 1966, brachte die Höchstzahl an Berichten über gesichtete UFOs — mehr als doppelt soviel gegenüber den üblichen Durchschnittswerten. Und jenes schlimme Jahr 1966 bescherte der Statistik auch das Maximum der sogenannten ungeklärten Fälle.

Einige Jahre lang waren die offiziellen Erklärungen über die Herkunft der UFOs spärlich geflossen. Man wisse nicht, wie jene Erscheinungen zu deuten seien, hieß es. Jetzt aber meldeten sich wieder namhafte Militärs zu Wort. Mit genauso grotesken Äußerungen wie schon Anfang der fünfziger Jahre wollten sie die neuerlichen Manipulationsversuche glaubhaft machen.

„Ich bin seit langem überzeugt, daß die ‚Untertassen‘ interplanetarische Fahrzeuge sind. Außerirdische Wesen beobachten uns“, versicherte Albert M. Chop, stellvertretender Direktor für öffentliche Angelegenheiten der US-Weltraumbehörde NASA. Und Konteradmiral a.D. Delmar Fahrney, der ehemalige Kommandeur der Raketen-Abteilung der US-Navy, verkündete: „Glaubwürdige Berichte besagen, daß nichtidentifizierte Objekte mit großer Geschwindigkeit in unsere Atmosphäre kommen und daß sie gesteuert werden.“ Schließlich orakelte der Kommandeur der Flugbasis Michigan der Nationalen Luftüberwachung, Oberstleutnant Howard Strand: „Meine eigene Schlußfolgerung ist, daß die UFOs Realitäten sind und nur von einem anderen Planeten kommen können, dessen Zivilisation älter als die unsrige ist.“

Solche offiziellen Phantastereien mußten zu einer Zeit, in der die praktische Raumfahrt längst begonnen hatte und wo in den USA durch fieberhafte Arbeit am Apollo-Projekt bereits die Landung des Menschen auf dem Mond vorbereitet

wurde, recht peinlich wirken. Einige Politiker wandten sich daher gegen dieses fatale Spiel mit den angeblich nicht aufgeklärten UFO-Berichten. So sagte John W. McCornack, der Sprecher der Demokratischen Partei im US-Repräsentantenhaus: „Ich bin der Meinung, die Luftwaffe hat nicht alle Informationen über nichtidentifizierte fliegende Objekte herausgegeben.“

Die kritischen Äußerungen gegenüber der US-Air Force und ihrer Propagandakampagne mit den UFOs häuften sich. Die Senatoren Everett Dirksen und Stuart S. Symmington, dessen Wort als ehemaliger Luftwaffenminister noch besonderes Gewicht besaß, forderten eine Beendigung des allzu durchsichtig gewordenen Rummels. Damit aber drückten sie nur aus, daß nach dem vorerst letzten Höhepunkt im Jahre 1966 die Wirkung der UFO-Psychose in der psychologischen Kriegführung ganz rasch abgesunken war: Die Überspitzung hatte sich ins Gegenteil gekehrt.

So erregte dann das Ende von „Projekt Blaubuch“ im Jahre 1969 kaum noch Aufsehen. Lediglich die Tatsache, daß Dr. Condon für seinen Report eine halbe Million Dollar kassieren durfte, sorgte für einiges Erstaunen.

Aber nur wenige Jahre sollten vergehen, bis an anderen Stellen der Welt Kulminationspunkte imperialistischer Politik durch Sphärenklänge vom UFO-Himmel untermalt wurden.

UFOs über Chile und Portugal

Als Augusto Pinochet am 11. September 1973 die Regierung der Unidad Popular stürzte, Präsident Salvador Allende ermorden ließ und die faschistische Diktatur errichtete, wurde Chile bald zum bevorzugten Ziel der „Fliegenden Untertassen“. Jedenfalls schwebten kräftige UFO-Schwärme durch die Spalten der Junta-Presse, bis schließlich am 25. April 1977 zwei außerirdische Raumschiffe gelandet seien, um ihre Absichten kundzutun. Die chilenischen Zeitungen wollten den Lesern folgendes weismachen: Am frühen Mrgen jenes Apriltages war eine berittene Militärpatrouille in der nordchilenischen Pampa auf Streife. Plötzlich erblickten die sechs Männer zwei violettleuchtende „Untertassen“, die sich langsam der Erde näherten. Unteroffizier Armando Valdes befahl

seinen Soldaten, in Deckung zu gehen und die Waffen durchzuladen. Er selbst machte sich auf den Weg, um die UFOs zu erkunden.

Fünfzehn Minuten später kam er zurück, doch der Datumzeiger seiner Uhr war in der kurzen Zeit um fünf Tage vorge-rückt. Auch der Bart des Patrouillenführers hatte in der Viertelstunde um jene Länge zugenommen, die auf eine fünftägige Abwesenheit schließen ließ.

Der halb ohnmächtige Valdes konnte sich nicht erinnern, was ihm widerfahren war. Nur soviel wußte er noch, daß ihm die UFO-Piloten zum Abschied gesagt hätten, daß sie bald in größerer Zahl wiederkommen würden, „um das Wohl des Landes auch weiterhin zu sichern“!

Derart plumpe Drohungen verfehlten wohl bei der über-großen Mehrheit des chilenischen Volkes ihren Zweck, aber erprobt wurde das alte Rezept immer wieder, so auch in Portugal.

Hier häuften sich die Meldungen über „gesichtete“ UFOs ab 1974, als nach fünfzigjähriger Herrschaft der Faschismus gestürzt worden war. Zum bisherigen Höhepunkt kam es 1978. Offenbar sollten die verstärkten Attacken der Rechtskräfte gegen die demokratischen Errungenschaften durch einen breit angelegten Rummel mit UFOs und anderen Wundern unterstützt werden.

Seit 1962 bereits machte in diesem Lande eine Maria da Conceicao ihre Geschäfte mit Teufelsaustreibungen und Kurpfuschereien. Sie ließ sich als „Heilige Mutter Maria“ ansprechen und „behandelte“ ihre Kunden mit salbungsvollen Sprüchen. Ihr Repertoire reichte von Versen gegen die Glatzköpfigkeit bis zu Gesängen gegen Krebsleiden. Landesweit bekannt aber wurde die „Heilige“ erst Anfang 1978, als die Lissaboner Abendzeitung „A Capital“ in einer sechsteiligen Serie „aufsehererregende Berichte aus erster Hand“ veröffentlichte. Ohne jeden Kommentar schilderte das der „Sozialistischen Partei“ des damaligen Ministerpräsidenten Mario Soares nahestehende Blatt eine Vielzahl angeblicher „Wunderheilungen“. In einem Interview erzählte die sieben-undvierzigjährige Frau, daß sie schon mehr als ein Dutzend Reisen zu anderen Planeten — „allesamt bewohnt“ — und sogar in den Himmel unternommen habe. Auch bei Jesus sei sie gewesen, um ihn zu fotografieren. Und nicht minder häufig wären schon „Planetenbrüder“ bei ihr zur Visite erschienen.

Auch dieses Interview druckte „A Capital“ kommentarlos und ohne jedes Augenzwinkern zwischen den Zeilen. Ergebnis: Das Dörfchen Ladeira do Pinheiro, Wohnsitz der „Welt-raumreisenden“, wurde zum Wallfahrtsort von Zehntausenden abergläubischer Portugiesen, die solcherart von aktuellen Problemen des Landes abgelenkt waren.

Die Abendzeitung „A Capital“ öffnete 1978 ihre Spalten noch anderen Scharlatanen, um auch gehobeneren Ansprüchen zu genügen. „Professor“ Rakar meditierte über Hellsehen und Astrologie und verkündete, daß spätestens bis zum Jahre 1981 eine „Rettungsflotte Fliegender Untertassen“ in Portugal landen würde. Solche Hinweise, so kommentierte nunmehr die Zeitung, dürfe man „nicht leichtfertig als unwahr abtun!“

Daß es hierbei um mehr als nur okkultistischen Dunst ging, wurde im Oktober 1978 deutlich. In der Universität (!) von Porto tagte die „I. Iberische Konferenz für Ufologie“. Aus Portugal, Spanien und anderen Ländern waren 350 „Experten“ in die Hafenstadt gekommen, um ihre Erfahrungen mit den „Fliegenden Untertassen“ auszutauschen. Es waren — so „A Capital“ — „Enthüllungen von internationalem Niveau.“

Manche Redner schilderten ihre außerirdischen Erlebnisse, andere meinten, daß es sich bei den UFOs um „Flugkörper roter Spionagezentralen“ handle. Alle jedoch waren sich einig, als sie zum Abschluß in einer Resolution die „dringende Notwendigkeit verstärkter portugiesisch-spanischer Zusammenarbeit... besonders auf militärischer Ebene“ forderten.

Kleine Grüne Männer

Auf der portugiesischen UFO-Szene des Jahres 1978 wiederholte sich im Grunde genommen das gleiche Spiel, das in den USA schon zwei bis drei Jahrzehnte vorher über die Bühne lief. Neben den militärischen geheimdienstlichen Untertassen-Apologeten hatten sich die Ufologen der zweiten Generation etabliert.

Okkultistische Scharlatane nutzten die offiziellen oder inoffiziellen Erklärungen und Dementis auf raffinierte Weise: Aus den Widersprüchen konstruierten sie Existenzbeweise zu den „Fliegenden Untertassen“.

Anfangs „arbeiteten“ beide Generationen parallel. Als dann der allzu durchsichtige UFO-Rummel allmählich den Händen der Militärs entglitt und schließlich aus dem Repertoire der psychologischen Kriegführung gestrichen werden mußte, hatten die Scharlatane schon längst das Erbe angetreten und total vermarktet.

Manche Autoren und Verleger erkannten rasch die kommerziellen Möglichkeiten des aktuell gewordenen Themas „Fliegende Untertassen“ und stiegen in ein finanziell recht ersprießliches Geschäft ein. Sie scharten einen festen Stamm von Lesern um sich, die sich mehr und mehr als „Eingeweichte“ und „Wissende“ fühlten. So entstand eine „Gemeinde“ von weltfremden, fanatisch uneinsichtigen „Gläubigen“. Sie empfanden ihre Verdummung als Erleuchtung und bezahlten dafür, was eine kleine kriminelle Clique verlangte. Eine neue Form der Okkultkriminalität war entstanden.

Die neuen Bereicherungstäter kreierten mit der UFO-Literatur ein eigenes publizistisches Genre. Ihr breitgefächertes Angebot reichte vom vermeintlichen Tatsachenbericht mit vorgetäuschter Sachlichkeit über verlogene Märchen, die als „wahre Geschichten“ ausgegeben wurden, bis hin zu mystischen und pseudoreligiösen Legenden. Rückfälle in das Gedankengut der militärischen und geheimdienstlichen Erbväter blieben dabei nicht aus. Den alten Partituren ließen sich noch immer recht markige Fanfarenstöße entlocken.

An der Schwelle von der ersten zur zweiten Ufologen-Generation stand Donald E. Keyhoe, ein ehemaliger Offizier und von allen Autoren einer der geschicktesten. Seine Darstellungen täuschten brillante Sachlichkeit vor und gingen bis hart an die Grenze zur Sensation, ohne diese jedoch zu überschreiten. Recht gekonnt verarbeitete er die zahlreichen fadenscheinigen Erklärungen der amerikanischen Luftwaffe zu diesem Thema.

Im zweiten Weltkrieg war Keyhoe Flieger im US-Marine-Korps, wurde dann als Major pensioniert und versuchte sich auf schriftstellerischem Gebiet. Mit seinem im Jahre 1949 in dem renommierten Magazin „True“ veröffentlichten Artikel „Die ‚Fliegenden Untertassen‘ gibt es wirklich“ brach er einen Bann. Auch die letzten seriösen Zeitungen öffneten den „Fliegenden Untertassen“ ihre Spalten.

In mehreren Büchern, die Keyhoe schrieb, erschienen die UFOs als interplanetare Flugkörper, die von intelligenten Wesen gesteuert wurden und von Planeten unseres Sonnen-

Systems oder auch von außerhalb kommen. Als eine Übersetzung des Buches „Flying Saucers from outer Space“ unter dem Titel „Der Weltraum rückt uns näher“ im Jahre 1954 in Westberlin erschien, erlebte diese Schrift in unwahrscheinlich kurzer Zeit zehn Auflagen.

Im Jahre 1957 gründete der geschäftstüchtige Keyhoe einen Klub mit dem hochgestochenen Namen „National Investigation Committee on Aerial Phenomena“ (NICAP) — „Nationales Untersuchungs-Komitee für Luft-Phänomene“. Unter den zahlreichen UFO-Verbänden, die in vielen Ländern entstanden, war NICAP für lange Zeit die größte Gilde. Mehr als 5000 Mitglieder aus über fünfzig Staaten zahlten Beiträge an Keyhoe.

Als der pensionierte Ledernacken-Major im Jahre 1964 sein viertes Buch auf den Markt brachte, konnte er trotz des Titels „The UFO-Evidence“, auf deutsch „Der UFO-Beweis“, natürlich nicht mit gesicherten Belegen aufwarten. Da-für aber gab es den Autoritätsbeweis durch das Faksimile eines Briefes. Barry Goldwater, damals Senator von Arizona, Exponent der ultrarechten Kräfte in den USA und Verlierer der Präsidentschaftswahlen von 1964, hatte schon Jahre vorher geschrieben:

„Phoenix, 31. August 1957

Lieber Major Keyhoe!... Seit 27 Jahren bin ich Reserveoffizier der Luftwaffe und interessiere mich infolgedessen stark für ‚Unidentifizierte Fliegende Objekte‘. Ich habe offengestanden das Gefühl, daß sehr viel an dieser Sache ist, und ich habe sie schon sehr oft mit vielen Luftwaffen-Offizieren besprochen . . . Hochachtungsvoll!

Barry Goldwater“.

Von Goldwater sind mehrere Mahnungen überliefert, die „Fliegenden Untertassen“ sehr ernst zu nehmen. Seine einstige Residenz, Phoenix, beansprucht ja auch den Ruhm, daß in dieser Stadt die ersten LGM gesehen worden seien.

LGM ist die Abkürzung für „Little Green Men“, was auf deutsch „Kleine Grüne Männer“ heißt.

Das Wochenblatt „Talk of Times“ tischte schon im Juni 1950 seinen Lesern eine Story über eine von Flak-Raketen abgeschossene „Untertasse“ auf. Ein Insasse, nicht größer als ein Meter, habe den Absturz überlebt. Und weiter hieß es: „Als eine Silberkapsel zerbrach, wurde der erste Mann vom Mars gefangenengenommen. Ein Augenzeuge, der Beamte

McKennerich aus Phoenix, berichtete: „Ich war von der Bedeutung dieses großen Augenblickes stark beeindruckt. Zum ersten Mal sah ich ein Wesen aus einer anderen Welt. Gleichzeitig war ich über die Verzweiflung des Aluminium-Mannes erstaunt. Sein Körper war mit einer glänzenden Metallschicht überzogen. Das Observatorium von Phoenix nimmt an, daß die Metallschicht ihn vor der Einwirkung kosmischer Strahlen schützen soll.“

Andere Blätter, unter anderem die „Frankfurter Illustrierte“ in der BRD, übertrumpften solche bescheidenen Informationen: bereits 1948 und 1949 wären kleine Männer vom Mars gekommen — 34 LGM nach Neu Mexiko, 16 nach Nevada —, bei der Landung aber leider tödlich verunglückt.

Das ist uns alles bekannt, konterten die UFO-Skribenten aus Arizona. Sogar sieben „Fliegende Untertassen“ seien bisher in die Hand der Regierung gefallen, aber nur einer der angereisten Marsmenschen lebe, und zwar in Phoenix. Er werde in einem Brutapparat gefangengehalten, habe Unterricht bekommen und könne nun schon englisch sprechen.

Ein Venusmensch beim Propheten Adamski

Wenn einer aus dem Lande der „Kleinen Grünen Männer“ auf der Erde weilte, aber niemals vorgezeigt werden konnte, dann mußte solchem Untertassen-Latein bald die Luft ausgehen. Das leuchtete selbst jenem Würstchenverkäufer ein, der im kalifornischen Palomar Gardens ein ziemlich bescheidenes Dasein fristete. Er vollendete gerade sein sechstes Lebensjahrzehnt, was für ihn eigentlich hätte Anlaß zu tiefer Beschämung sein müssen. Denn einer geregelten Arbeit war er bisher noch nicht nachgegangen.

Zweifelsohne war er als Kind polnischer Einwanderer in „Gottes eigenem Lande“ von vornherein benachteiligt, was sich bereits in der zu kurz gekommenen Schulausbildung niederschlug. Dabei verfügte er durchaus über jene Begabung, die ihm eine Laufbahn als Lehrer oder Journalist hätte ebnen können. Wie sich nämlich später zeigte, konnte er reden und vermochte auch seine Zuhörer zu fesseln. Und er hatte auch das Zeug zu einem prächtigen Fabulierer.

Aber er nutzte vorerst keine seiner Fähigkeiten, um darauf eine geordnete Existenz zu gründen. Daran trugen weniger

die Umstände in den Vereinigten Staaten nach dem ersten Weltkrieg Schuld als vielmehr seine Unlust zur Arbeit und der Drang nach Höherem. So trampelte er nach seiner Entlassung aus der US-Army über zwei Jahrzehnte durch das Land und versuchte sich als Wanderprediger über irgendwelche obskuren „Universalgesetze“, die er entdeckt haben wollte.

Mit vierzig Jahren wurde er des Vagabundierens müde, und er versuchte, in Kalifornien sesshaft zu werden. Ein paar gleichgesinnte okkulte Adepten, die alle an ein mystisches Wunder glaubten, blieben bei ihm. Da nun die Vorträge über „Universalgesetze“ wenig einbrachten, mußte die „Gemeinschaft“ noch anderweitig ihre Existenz sichern.

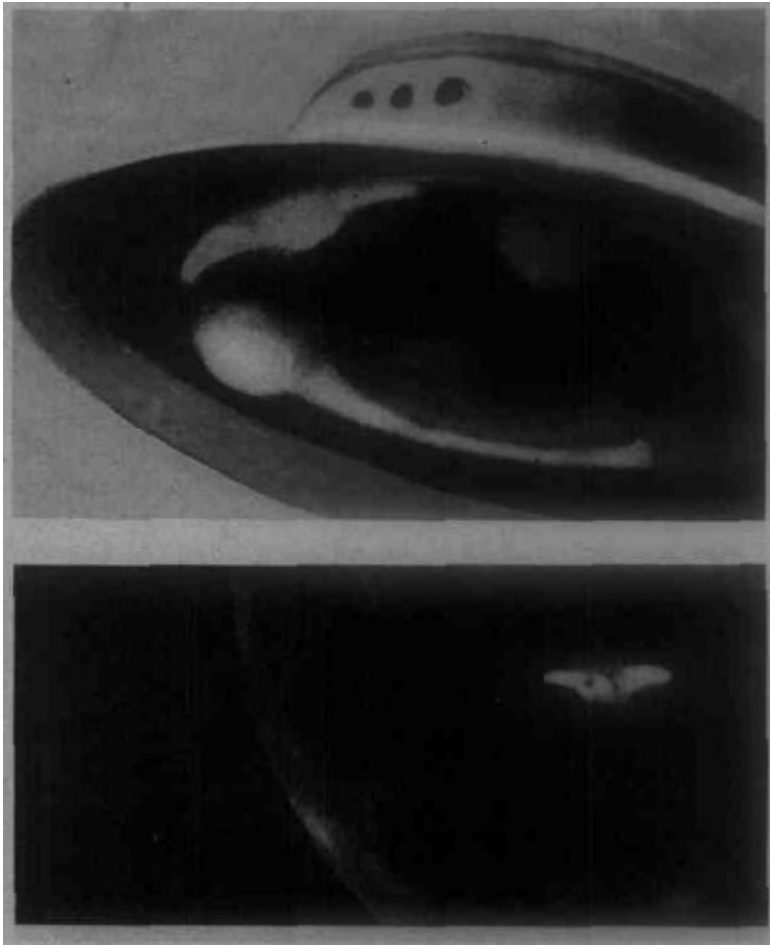
Eine kleine Farm wurde übernommen und wieder aufgegeben, denn die Landwirtschaft war ja mit Arbeit verbunden. Dann zogen sie in die Berge, hausten in verfallenen Holzhütten und bemühten sich, Wanderlustige in ihr „Bergcafé“ zu locken. Da auch das nicht viel einbrachte, übernahm der „Meister“ schließlich in Palomar Gardens eine Würstchenbude. Und hier endlich kamen ihm jene Gedanken, mit denen er das große Geschäft zu machen hoffte.

Die Blicke des Mannes erfaßten jetzt kaum noch den Würstkessel. Meist verweilten sie am Firmament, denn sein Interesse galt fast ausschließlich den „Fliegenden Untertassen“.

Aufmerksam verfolgte er die Anfangserfolge von Donald Keyhoe und anderer Kolporteure. So erkannte er allmählich seine Chance: mit den UFOs wollte er eine Sache aufziehen, die vorher noch keiner gewagt hatte. Anfang der fünfziger Jahre meldete sich der Scharlatan Nummer eins in Sachen „Fliegende Untertassen“ zu Wort: „Ich heiße George Adamski und bin von Beruf Philosoph, Studierender, Lehrer und Untertassenforscher. . . . Schon seit geraumer Zeit war ich überzeugt, daß andere Planeten bewohnt sind... Viele Nächte verbrachte ich im Freien, um den Himmel abzusuchen ... Als eine Folge jahrelanger Arbeit auf dem Gebiet der Weltraumforschung habe ich die Gewohnheit angenommen, stets himmelwärts zu schauen, denn dort oben kann ich ja Raumschiffe aus anderen Welten zu Gesicht bekommen ... Ich gab die Hoffnung nicht auf, daß aus irgendwelchen Gründen ein solches Fahrzeug sich eines Tages nähern, ja sogar landen würde. Ich habe von jeher das Gefühl gehabt, wenn der Pilot eines solchen Raumschiffes bei uns aussteigen wollte, würde sich schon ein Weg der Verständigung

Dieses Bild einer alten kalifornischen Gaslaterne verkaufte Georg Adamski als Aufnahme einer „Fliegenden Untertasse“ von der Venus.

Unscharf wie alle UFO-Fotomontagen: Fliegende Untertasse auf dem Wege zum Mond.



Georg Adamski behauptete, am 20. 11. 1952 mit einem Bewohner des Planeten Venus zusammengetroffen zu sein. Er kreierte in den USA die Pseudoreligion von den „Fliegenden Untertassen“.



finden, selbst wenn die beiderseitigen Sprachen ganz verschieden wären. Und ich habe schon immer gedacht, die Fahrt in einem solchem Fahrzeug müßte besonders interessant sein, wobei es mir gleichgültig wäre, ob ich auf die Erde zurückgebracht würde oder nicht."

Auf diese Weise stellte sich Adamski vor. Das ist wörtlich übersetzt aus seinem Buch „Flying Saucers Have Landed"— „„Fliegende Untertassen' sind gelandet".

Um den Unsinn etwas glaubwürdiger zu machen, werden die „Erlebnisse" mit einem Vorwort eingeleitet. Die Tantieme dafür kassierte Desmond Leslie, ein bekannter britischer Kampfflieger aus dem zweiten Weltkrieg und ein Großneffe von Sir Winston Churchill.

Noch bevor Adamski sein erstes Märchenbuch drucken ließ, hatte er sich durch „Untertassen"-Vorträge schon einen gewissen Namen gemacht. Daneben betrieb er einen schwungvollen Handel mit Fotografien. Allein in der Zeit vom Herbst 1951 bis Ende 1952 umfaßte sein Angebot über 500 verschiedene Aufnahmen von „Fliegenden Untertassen", die er alle selbst gesehen haben wollte. Die meisten Bilder waren etwas unscharf, ließen sich aber dennoch recht gut absetzen.

Seinen eigenen Angaben zufolge verdiente Adamski daran keinen einzigen Cent. Im Gegenteil! Er habe sogar mit Verlust gearbeitet. Eine Behauptung, die typisch ist für fast alle „Untertassen"-Autoren und andere geschäftskundige Scharlatane.

Die „böswilligen Unterstellungen" mancher Leute, Adamski habe mitunter die Fotografie des Schirmes einer alten kalifornischen Gaslaterne mit einer „Fliegenden Untertasse" verwechselt, weist er natürlich entschieden zurück. Er hat auch gleich drei umwerfende Argumente zur Hand, die genau erklären, warum viele, in „grenzenloser Einbildung verblendet", seine Märchen nicht glauben. Da sei zunächst der fehlende akademische Grad des großen Gelehrten, dazu der ausländische Akzent, in den er mitunter ver falle, und schließlich seine zeitweilige Gartenarbeit, über die sich seine „Verleumder" erhaben fühlen würden. Dabei könne er gerade bei dieser Gartenarbeit so viele Untertassen beobachten! Sie!

Nachdem Adamski genug Tassen am Firmament gesehen hat, wird es ernst. Eine Eingebung kündigt ihm vom bevorstehenden Rendezvous mit einem Menschen vom Planeten Venus.

Begleitet von einigen Bekannten, fährt er am 20. November 1952 in einen abgelegenen Winkel der kalifornischen Wüste und spaziert dann allein über eine Stunde zwischen den Felsbrocken umher.

Um 12.30 Uhr ist es soweit. Die „Untertasse“ landet. Der Venusmensch steigt aus: 1,65 Meter groß, 135 Pfund schwer, sechszwanzig Jahre alt. Das erkennt Adamski sofort. Hingerissen berichtet er: „Die Schönheit seiner Gestalt übertraf alles, was ich bisher gesehen hatte. Seine Hosen waren ganz anders als die meinen. Das Haar war lang und hing bis auf die Schultern und wurde vom Winde hin und her geweht wie mein eigenes. Der Mund hatte normale Konturen.“

Nach einem kräftigen Shakehands kam die Unterhaltung allmählich in Gang, zuerst stockend, dann sprach der Venusmensch ein immer perfekteres Englisch. Zum Schluß überreichte ihm Adamski einen Film, den er am 13. Dezember 1952 zurückerhielt. Leider waren die auf der Venus aufgenommenen Bilder nicht gut gelungen! Und dieses Mal wollte Adamski keine unscharfen Bilder verkaufen. Er hatte bessere Beweise: Gipsabdrücke von den Schuhen des Venusmenschen!

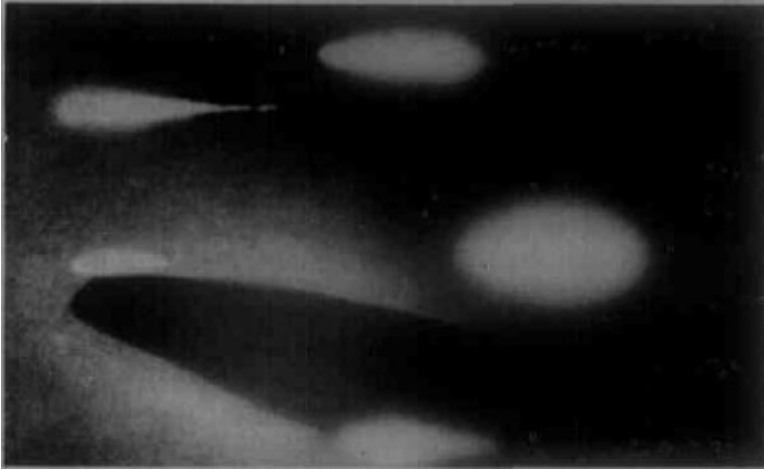
Am 24. November will die „Phoenix Gazette“ — ein Blatt aus der Heimat des Barry Goldwater — ihren Lesern Adamski glaubhaft machen. Die sensationell hergerichtete Zeitung kann sich an diesem Tage nicht über mangelnden Absatz beklagen. Auch Adamski kann sein Märchenbuch gut verkaufen. Er verfaßt deshalb eine zweite Story: „Inside the Space Ships“ — „Im Innern der Raumschiffe“. Von diesem Schmöker werden am ersten Tag allein in New York 14 000 Exemplare abgesetzt.

Utopische Erzählungen sind ein fester Bestandteil der Unterhaltungsliteratur. Sie werden gern gelesen. Vieles, was ein Jules Verne schrieb, ist heute schon Realität, manches bereits Geschichte. Einiges wird immer im Reich der Phantasie bleiben.

Aber wir wissen auch, wie Erträumtes verwirklicht werden kann. Zuerst muß man aufwachen. Genau das jedoch wollte Adamski verhindern. Für seine Träume fordert er nur Glauben.

Deshalb war er emsig bemüht, zu versichern, daß er „die reine Wahrheit, nichts als die reine Wahrheit“ schildere. In seinen Schriften finden sich Faksimiles notarieller Beglaubigungen, die die Realität seiner „Erlebnisse“ bestätigen sollen.

**Wie sich „Ufologen“ das vorstellen:
Mutterschiff entläßt fünf Begleitschiffe.**



Mit seinem zweiten Machwerk setzt Adamski neue Akzente, er wirft sich zum Verkünder einer neuen Religion auf, einer mystisch-okkulten Auffassung von den „Fliegenden Untertassen“ und vom gesamten Weltall.

„Ein Mann von unzweifelhafter Lauterkeit“, ausgezeichnet durch das „totale Fehlen eines materiellen Erwerbssinnes.“ So wird Adamski im Vorwort dieses zweiten Buches vorgestellt. Und weiter sinniert der Vorwortschreiber: „Vielleicht ist er so etwas wie ein Prophet... von den Brüdern von anderen Planeten zu einem ihrer ganz wichtigen Sendboten auf Erden auserwählt.“

Per Telepathie wurde Prophet Adamski am 18. Februar 1953 nach Los Angeles gerufen: „Durch einen heftigen Drang fühlte ich mich dort hingezogen.“

Im Hotel trifft er die „Brüder“: Ramu vom Saturn, Firkon vom Mars und schließlich Herrn Orthon als Vertreter der Venus.

„Wir sind, was ihr auf Erden Kontaktleute nennt“, sagte Ramu. „Wir leben hier und arbeiten auch.“ Sie besaßen sogar eine schwarze Pontiac-Limousine.

Zusammen mit dem „Propheten“ bestiegen die „Brüder“

eine „Untertasse“. Dann beginnt der Aufstieg, der mit der Landung auf einem Mutterschiff der Venus endet. Adamski übersieht sofort die Lage: „Es war nur 600 Meter lang.“ Er erfährt, daß es noch wesentlich größere Raumschiffe gäbe. Dort würden die Bewohner der außerirdischen Planeten, die natürlich alle bewohnt sind, jeweils einen dreimonatigen Urlaub im Jahr verbringen.

Die Reisegeschwindigkeit ist „gleich der Aktivität des Raumes, und sie reisen auf den Strömungen des Weltraumes“, spinnt Adamski weiter und gibt dann die Botschaft zum besten, die der „Halbgott“ seinem „Propheten“ verkündet hatte: Alle außerirdischen Menschen vertragen sich, nur auf der Erde ist es schlimm bestellt. Trotz einer „Kulturgeschichte von 78 Millionen Jahren“ ist die Erde der am wenigsten entwickelte Planet des Sonnensystems. Die Erdenmenschen sind noch nicht reif, sie sind durchweg schlecht. Deshalb schwingt die Erde in einer langsamen Frequenz. Erst wenn alle Menschen an Adamskis Märchen glauben, wird es besser. Dann muß nicht mehr achtzehn Jahre lang gelernt werden, zwei Jahre reichen vollständig aus. Eine unbekannte Sprache begreift man im Nu, es geht „direkt von Gehirn zu Gehirn“. Man muß nur die Vibrationen verstehen, und alle Menschen werden mindestens tausend Jahre alt und bekommen im Gesicht auch keine faltige Haut mehr. Mit der Atomforschung und ähnlichem Unsinn muß Schluß gemacht werden, dann ist es bald soweit.

Adamski soll die Erde auf ihr Glück vorbereiten und keinen Spott fürchten. Die „Brüder“ helfen ihm dabei, und wenn es ganz schlimm wird, würden sogar die von der Rückseite des Mondes kommen.

Tatsächlich fanden sich Menschen, die Adamskis kranker Phantasie folgten. Heute ist die Zahl seiner Nachfolger Legion. In immer neuen Spielarten — und dabei in raffinierten, ausgeklügelten Verpackungen — entstanden seither zahlreiche Formen „technischer Religionen“.

Die durch die Krise der kapitalistischen Ordnung ausgelöste Existenznot von Millionen Menschen und deren Furcht vor den Schrecken eines Krieges werden genutzt, um ihnen einen neuen Glauben an Wunder und Rettung zu suggerieren.

Nicht den gesellschaftlichen Verhältnissen, sondern einer übermächtig gewordenen Technik wird die Schuld an der Misere zugeschrieben. So muß auch Technik zur neuen Gott-

heit werden, die allein alles zum Guten wenden kann. Okkulte Raumschiffe, blonde Techniker aus dem All und andere Mystifikationen sind an die Stelle der Engel getreten und bringen jene Botschaften, welche die neuen Sekten hören wollen. Dabei wurde aber nicht nur Kunde von einer Errettung aus der Not verbreitet, auch andere Geister und mancher Ungeist ließen sich solcherart beschwören. Eine breitgefächerte Konzeption war damit gegeben, und Adamski konnte 1957 vergnüglich feststellen, „daß Deutschland" — womit er offenbar die BRD meinte — „die erste Nation ist, in der dieses Programm angelaufen ist".

Die Veitstänze des Herrn Veit

Das journalistische Geschäft mit UFOs und „Untertassen" florierte in der BRD bereits seit der Landung von Kenneth Arnold, aber der große Spuk mit der technischen Religion begann 1956.

In Wiesbaden etablierte sich die UFO-Studiengemeinschaft unter Leitung der Bundes-„Untertasse" Nummer eins, Karl L. Veit. Am 1. Oktober 1956 trat die Märchensekte mit der ersten Ausgabe der „UFO-Nachrichten" an die Öffentlichkeit. Allmonatlich konnte der Bundesbürger für fünfzig Pfennig, später für eine Mark, die Ergüsse von Veit und anderen „Gereiften" über sich ergehen lassen. Jedes Exemplar verkündete auf der Titelseite „Nichtgewinnbringendes Unternehmen".

Mit dem Erscheinen der „UFO-Nachrichten" Nummer 1 erfährt die Menschheit, daß sie in zwei Gruppen zerfalle. Auf der einen Seite seien die „Dummen", die den „Untertassen" entweder gleichgültig gegenüberstehen oder diese Erscheinungen mit den Erkenntnissen der physikalischen und technischen Wissenschaften (oder ähnlichem Unsinn) erklären wollen. Sie leben „in Unwissenheit und Fehlschlüssen" in den Tag hinein. Auf der anderen Seite aber — „da sind es die zu höheren Erkenntnissen strebenden und fortschrittlichen Menschen, die Wissenden und Eingeweihten, die die höhere Wahrheit intuitiv erfassen: Menschen, die auf Grund innerer Schulung und Gereiftheit an außerirdische Weltraumschiffe glauben, weil ihnen das Erkennen, ja die Selbstverständlichkeit der Bewohntheit anderer Planeten keine Schwierigkeit

macht und somit das Auftreten von außerplanetarischen Luftschiffen und Kontakt mit Planetariern nicht bezweifelt wird."

Zu den „Gereiften, Wissenden und Eingeweihten" zählt Herr Emanuel Cihlar. Am Hochwedel in Österreich trifft er den ersten in Europa gelandeten Marsmenschen.

Beide schauen sich an. Da wächst dem „Ufonen vom Mars" eine Antenne aus dem Kopf. Emanuel ist ergriffen: „Da fühlte ich, wie seine Antenne, dieses seltsame Organ, meine Stirne direkt über der Nase zwischen den Augen berührte. Und mir war, als erwachte in mir ein neuer, mir bisher unbekannter Sinn. Ich konnte alles, was dieser geheimnisvolle Mensch dachte und mir mitteilen wollte, verstehen, ohne daß er sprach."

Cihlar reifte daraufhin noch weiter, und bald ist er ein ganz großer Forscher. 1963 berichtet er voller Ernst, was er inzwischen alles herausgefunden hat, zum Beispiel die Sache mit den Zwergen: das seien nicht etwa mythische Figuren, wie man bisher fälschlicherweise glaubte, sondern LGM — „Kleine Grüne Männer" vom Mars. Sie kämen aber nur ab und zu auf die Erde; ganz im Gegensatz zu den fleißigen Heinzelmännchen, die in jeder Nacht auf der Trasse Mars-Erde reisen würden. Bei ihm seien sie jedenfalls schon oft gewesen.

Während dem Emanuel am Hochwedel dabei offenbar einige Tassen abhanden gekommen sind, mußte bei Veit eine Tasse gelandet sein. Und mit dieser Tasse kam Ashtar, der „Bruder" vom anderen Stern, und schrieb Artikel für Veits „UFO-Nachrichten" sowie ein Buch, das Herr Veit sogleich in seinem VENTLA-Verlag drucken ließ. Da auch dieses Unternehmen „nichtgewinnbringend" ist, dürfen die Bewohner anderer Planeten in Veits Verlag veröffentlichen. Schwierigkeiten bei der Honorarabrechnung kann es ja nicht geben. Also sprach Ashtar und verkündete eine „Kosmische Warnung": „Sofort mit der Atomforschung aufhören, gleichgültig, in welcher Absicht ihr sie betreibt! Wir werden sonst alle damit zusammenhängenden Laboratorien vernichten."

Ashtar und Veit kennen die Wissenschaftler genau: „Sie pfuschen mit einer Formel herum, die sie nicht begreifen."

Wer an die Rettung durch „Planetenbrüder" glaubt, kauft Bücher aus dem VENTLA-Verlag. Wer hingegen an althergebrachten religiösen Vorstellungen festhalten will, greift zu den Traktaten des URGEMEINDE-Verlages. Im Angebot

Der Verleger Karl L. Veit machte ab 1956 in der BRD das große Geschäft mit den „Fliegenden Untertassen“.



Titelblatt eines Nachschlagewerkes für
die „Ufologen“ der BRD (1961)



befindet sich eine rund fünfzig Hefte umfassende „Schriftenreihe der URGEMEINDE - Heutige Offenbarungen Gottes“, zu deren Autoren unter anderem Billy Graham zählt. Dann gibt es eine „Gesamtreihe der Köstlichen Szenen aus dem Erdenleben Jesu“ und eine Zeitschrift, die nicht „UFO-Nachrichten“, sondern schlicht und einfach „Mitteilungen“ heißt.

Bei Bücherbestellungen für diese oder jene Richtung muß der Gläubige nur zwischen den Verlagsnamen VENTLA und URGEMEINDE unterscheiden, denn die Anschrift ist die gleiche: D 6200 Wiesbaden-Schierstein, Milanstraße. Besitzer beider Verlage ist jener Karl L. Veit, der sich einst als Kunstmaler versuchte, aber dann im Geschäft mit dem Glauben ergiebigere Einnahmequellen erkannte. Der Titel „Chef-redakteur“, den er seit Jahren im „Amtlichen Fernsprechbuch“ führt, soll über seine finanziellen Machinationen täuschen. Und getäuscht über den Charakter der von ihm edierten Schriften werden auch die Benutzer des „Internationalen Verlagsadressbuches“, denn hier werden seine Produkte unter den Rubriken „Aviat“ und „Per“ angeboten — Abkürzungen für „Luftfahrt“ und „Zeitschriften“.

Täuschung gehört zum Geschäft — das praktiziert Verleger Karl L. Veit seit über zwei Jahrzehnten. Genausogut versteht er es auch, seine Einnahmen auf Banken in drei Ländern aufzuteilen, was bekanntermaßen beträchtliche steuerliche Vorteile bringt. Seine Kunden werden jeweils angehalten, ihre Einzahlungen auf das Frankfurter Postscheckkonto 60471 zu tätigen oder einer Wiener Sparkasse zu überweisen oder auf Konto V 27373 bei seiner Schweizer Bank in Basel zu transferieren.

„Wendet Euch der modernsten aller Wissenschaften zu! Studiert Ufologie! Veits Bücher helfen dabei. Kauft die Bücher des VENTLA-Verlages! Oder des URGEMEINDE-Verlages! (Solange der Vorrat reicht!) Nichtgewinnbringendes Unternehmen! Wir setzen zu! Kauft, Leute kauft! Wer nicht lesen kann, schickt Spenden! Alle Krankheiten verschwinden. Keiner muß mehr arbeiten. Werdet Vegetarier! Lest Veits Bücher!“ So dröhnte seit 1956 die Reklametrommel aus Wiesbaden.

Die „UFO-Nachrichten“ vermeldeten indes fleißig die Sichtungen und Landungen von „Untertassen“. Mindestens dreißigmal im Monat passierte so etwas.

„Ich habe drei graugekleidete kleine Männer gesehen, die

aus einer leuchtenden Kugel ausstiegen", erklärte ein Streckenwärter der französischen Eisenbahn.

Und ein Schienenleger dazu: „Ich bin angegriffen worden!"

Der UFO-Reporter: „Er zitterte vor Angst!"

Im November 1957 findet in der Kongreßhalle in Wiesbaden ein großes Spektakulum statt: „Zweite Internationale Jahrestagung der Deutschen Freunde der Planetarier." Die versammelten „Terraner" werden von dem „hohen Planetarier SETA" begrüßt: „Wenn die Menschheit in allergrößter Not ist, kommen Venusier, Jupiterianer und Marsianer, um die Erde vor der Katastrophe zu bewahren." Und sollte ein Krieg ausbrechen, greifen sie auf der Seite des Westens ein!

In den kapitalistischen Ländern gab es zu dieser Zeit 15 000 verschiedene „UFO-Studiengemeinschaften" und 33 „UFO-Fachzeitschriften", die regelmäßig und stereotyp der Menschheit diesen Unsinn einhämmerten.

Auf dem Wiesbadener Konvent trat der „große Naturwissenschaftler und Lichtforscher" Dr. Wilhelm Martin auf. Alle standen „unter der Faszination bahnbrechender Erkenntnisse des Gelehrten. Nachweisliche Fehler der Einsteinschen Lehre, Sonnenballtheorien und physikalisches Neuland wurden hervorragend beleuchtet".

Wie konnte auch Einstein feststellen, daß es physikalisch unmöglich ist, Geschwindigkeiten zu erreichen, die größer als die Lichtgeschwindigkeit sind, wo doch manche „Untertassen" noch schneller fliegen.

Martin avancierte zum „wissenschaftlichen Theoretiker" der BRD-Ufologen. Früher war er tatsächlich ein Naturwissenschaftler. An der Universität in Heidelberg schrieb er im Jahre 1930 eine Arbeit zu einem Thema aus der Chemie — „Beiträge zur Theorie der konzentrierten Lösungen" — und bekam dafür den Dokortitel verliehen. Später wurde er kriminell, Verdummte seine Mitmenschen und erhielt dafür von seinem Freund Veit einträgliche Honorare.

Er verkündete die „Ergebnisse siebzehnjähriger Forschungsarbeit" und war „der vollen Überzeugung, daß unsere sämtlichen Planeten bewohnt sind, sämtlich von Menschen unserer Art ... Auf dem Mars gibt es keine große technische Entwicklung, aber eine Art gutmütiger Eskimo- oder Hochland-Tibet-Kultur, die wahrscheinlich auf eine Steigerung des Innenlebens ausgehen dürfte."

Die größte technische Entwicklung vollzog sich laut

Dr. Martin auf dem Planeten Uranus: „Es werden dort, um ein Beispiel zu geben, selbst Brückenbauten über weite Meere, aufgebaut auf riesenhafte Roste, angegeben.“ Und er spannt weiter: „Die schönsten und zugleich keuschesten Menschen sollen auf dem Jupiter wohnen, und die Venusbewohner sind außerordentlich reiselustig und neugierig.“

Der Antrieb der „Fliegenden Untertassen“ erfolge durch „Ätherkraft“, und gesteuert würden sie „durch enorme Willensschulung und geistige Demut“. Da „alle Materie in Wirklichkeit belebt ist“ — er selbst, Dr. Martin, hat es entdeckt —, setzen sich die Planetarier in die „Untertasse“, denken ganz tüchtig und mit starkem Willen daran, daß sie zur Erde fliegen wollen, und die geistigen Kräfte befördern sie innerhalb von einhundert Tagen von der Venus zu unserem Planeten. Wenn die Erdenmenschen „nicht nur Selbstlosigkeit, sondern auch geistige Demut an den Tag legen und mit den Atomen nicht soviel Schindluder treiben würden“, brächten sie es auch. Chefpilot Dr. Martin kann's bald.

Solchen Unsinn schrieb Herr Dr. Martin in dem Buch „UFOs, Atombombe und unsere Zukunft“. Ähnliche Ausgeburten psychopathischer Ufologen kann man in etwa einhundert ähnlichen Büchern lesen, die in der BRD erschienen sind.

Die meisten Autoren folgten zunächst dem Scharlatan Adamski. Veit und Gesellen machten mit der Heilslehre des „Professors“ — denn als solchen gaben sie den Würstchenverkäufer aus — das große Geschäft. Keyhoes pseudosachliche Darstellungen wurden anfangs abgelehnt, da Keyhoe wiederum der Meinung war, die ganze „Untertassen“-Geschichte würde durch Adamskis Märchen unglaubwürdig. Noch im Mai 1960 schrieb Veit: „Der echte Wahrheitssucher hat daher keine Verwendung für Donald Keyhoe und seine Organisation. NICAP steht heute vor der Wahl, entweder Keyhoe hinauszuerwerfen oder sich aufzulösen.“

Bald jedoch mußte Veit einsehen, daß Keyhoe wesentlich geschickter vorgeht und daß sich NICAP auch im internationalen Rahmen — eben auf Grund der vorgetäuschten Sachlichkeit seines Präsidenten Keyhoe — eines wachsenden Zuspruches der „Untertassen“-Anhänger erfreute.

So kam es zur Verbrüderung der „Brüder“. Schon im April 1961 durfte Keyhoe einen Leitartikel für Veits „UFO-Nachrichten“ schreiben. Danach war er dort ständiger Autor. Im September 1962 pries Veit gar Keyhoes Bücher als „Standardwerke der UFO-Forschung“ an.

4. UFO-Kongreß 1960 in Wiesbaden.

Professor H. Oberth führt ein Modell der Untertasse des verhinderten Mondfliegers Otis T. Carr vor.

4. UFO-Kongreß 1960 in Wiesbaden. Zwei „Weltraumreisende“

Getreidehändler Reinhold O. Schmidt (63) (links) und Carl Anderson (48) — kamen per Lufthansa aus den USA.



Wer Keyhoes Bücher liest, könnte mitunter in die Versuchung geraten, dem Autor zu glauben. Wer aber dann sieht, daß Keyhoe auf einer Stufe steht mit Adamski, Veit, Martin und anderen, der weiß, daß sich der NICAP-Präsident natürlich selbst nicht ernst nimmt.

Typische Beispiele für eine Verquickung sachlicher Darstellungen von tatsächlichen und angeblich gesichteten, nicht-identifizierten fliegenden Objekten mit Scharlatanerie lieferte auch eine Fachzeitschrift der BRD. In den Jahren 1957 und 1958 brachte „Der Flieger“ eine Artikelserie von Max Frankl: „UFOs, das größte Rätsel unserer Zeit“. Nach versuchtem sachlichem Beginn tauchten in der vierten Fortsetzung technische Beschreibungen aus Büchern Adamskis auf, der dabei selbst als „einer der erfolgreichsten UFO-Forscher“ gefeiert wird. Spätestens hier muß der kritische Leser stutzen.

Ähnlich war es im Jahre 1959, als der pensionierte Major Dr. Beck, selbst Mitglied der NICAP, im „Flieger“ acht äußerlich wiederum sachlich gehaltene „Lageberichte zur UFO-Rundschau“ publizierte. Aber auch er machte Adamski seine Reverenzen und lobte einen „Professor Dr.“ Hunt Williamson — einen Ganoven, über den noch zu sprechen sein wird — als „amerikanischen UFO-Gelehrten“.

So verfolgten die beiden UFO-Sekten das gleiche Ziel und wollten nur mit "etwas unterschiedlichen Methoden — mit vorgetäuschter Sachlichkeit beziehungsweise überspannter Phantasterei — ihre Mitmenschen von der Existenz nichtexistierender Erscheinungen überzeugen. Auch NICAP öffnete schließlich den psychopathischen Scharlatanen seine Reihen.

So wurde Ende 1958 Associated Press folgende Meldung zugespielt: „Physiker Otis T. Carr macht die zwei größten Entdeckungen aller Zeiten: elektrische Utronen — Akkumulator und Carrotto — Gravitationsmotor ... sie spalten keine Atome ... mit friedlicher Tätigkeit... äußerst einfache Geräte ... tatsächliche praktische Raumfahrt jetzt schon gelöst.“

Über das damit verknüpfte Vorhaben brachte die Nachrichtenagentur dann eine sarkastische Meldung:

„Carr setzt Datum fest für Flug zum Mond.“

Otis T. Carr, der Präsident der OTC-Unternehmungen und bekannte Erfinder von Raumfahrzeugen mit freier Energie, teilte heute der Associated Press mit, daß er beabsichtige, am 7. Dezember 1959 auf den Mond zu fliegen, Carr wird sein

eigenes Fahrzeug, das OTC-XI, selbst führen und navigieren. Carr sagte ferner, daß er versucht habe, die amerikanische Regierung für seine Erfindungen zu interessieren, aber abgewiesen wurde. Jetzt sei er froh darüber, daß die Regierung nicht interessiert daran sei, denn jetzt könne er loslegen und seine OTC-XI bauen wie geplant und die Reise nach dem Mond machen, die fünf Stunden dauern würde. Sie würden danach im Hof des Pentagon landen, und die Regierung wird dann sehen, daß seine Erfindung gut ist."

Leider konnte Carr nicht starten. Einer Notiz des Londoner „Daily Express“ vom 23. September 1961 zufolge verbüßte er in Oklahoma City eine Gefängnisstrafe. Er hatte gefälschte Wertpapiere verkauft.

Veit jedoch offerierte der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit allen Ernstes, „daß der Erfinder Carr einer Schweige-
gruppe zum Opfer gefallen ist, die es sich nicht leisten konnte, zuzulassen, daß freie, Energie mit den Interessen der gewerbsmäßigen Energiewerke in Wettbewerb tritt."

Die Ideen und die damit zu Buche schlagenden Erfolge des Wiesbadener Verlegers riefen schon zeitig die Konkurrenten auf den Plan. So bereitete von Santiago de Chile aus der Kriminelle Karl Michalek alias Franz Weber-Richter das westdeutsche Terrain vor. Aus seiner Feder erschienen ab Mai 1958 in der Zeitschrift „Neues Europa“ zahlreiche Artikel, der Schweizer Verlag Schönenberger druckte seine Bücher.

Michalek verkündete: „Ich gebe bekannt, daß ich der *Einzige* auf Erden lebende *Befugte* Sprecher und *Alleinige Beauftragte zur Irdischen Verkündigung von Direkten Botschaften* im Gefolge der *Obersten Führung des Planeten Venus* bin."

Daneben verkaufte der Gangster Schnittmusterbogen, die die Flugrouten seiner Weltraumreisen darstellen sollten. Er selbst sei anderthalb Jahre auf der Venus geschult worden und habe den Auftrag, die „Errichtung der Weltrepublik Erde“ vorzubereiten. In Berlin-Tempelhof würde dann die „venusische Blinde-Augen-Flotte“ landen.

Mehrfach nannte Michalek dafür genaue Termine. Doch seine Westberliner Anhänger warteten vergebens in Tempelhof. Der *Einzige Beauftragte* hatte stets eine Ausrede: Im allerletzten Moment hätte es sich herausgestellt, daß die Vorbereitungen noch nicht abgeschlossen waren.

Inzwischen bildete Michalek eine „Oberhoheitliche Weltregierung“, verteilte Ministerposten und stellte „Dienstaus-

weise" aus. Von seinen Anhängern erbat er Spenden. Sie flössen ihm reichlich zu.

Nach späteren Schätzungen hatte die Gaunerbande ihr Gefolge in der BRD um eine Summe zwischen 200 000 und 500 000 DM geprellt.

Michalek kannte die dortigen Verhältnisse recht gut. Bevor er von Südamerika nach Europa kam, ließ er noch in einer süddeutschen Zeitung verbreiten, er sei ein Sohn Adolf Hitlers. Das half ihm allerdings dieses Mal nichts.

Im Februar 1961 wurde sein engster Komplize und „Sicherheitskommissar der Oberhoheitlichen Weltregierung“, Karl Mekis, in Wien verhaftet. Michalek konnte noch in die italienische Hauptstadt fliehen, wurde aber bald von Interpol Rom im Schloß der Gräfin Cafarelli aufgespürt und in Gewahrsam genommen.

Durch die Festnahme war Veit einen lästigen Konkurrenten für die Position als Bundes-„Untertasse“ Nummer eins losgeworden. In den „UFO-Nachrichten“ machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube: „Michalek, ein supernegativer Typ, lebte in dem Wahn, unsere gesamte offizielle UFO-Forschung übergehen zu können. Damit hat er sich entlarvt als einmalig niederträchtige, erbärmlich feige, weil total verantwortungslose Verbrechernatur. Michalek bestand nur aus gestohlenem Gedankengut. Eine Bestie! Der Satan selbst!“ geiferte der Wiesbadener Verleger. Mit solcher Tirade hatte er aber sein Pulver noch längst nicht verschossen, denn er münzte den Triumph noch in ein weiteres Geschäft um: „Wer aus den Leserkreisen diese Aufklärung (über Michalek — C.H.) verbreiten will, kann ein Sonderblatt zum Preis von 0,20 DM oder sechs Stück zu 1,— DM, solange vorrätig, erhalten.“

Bald konnte Veit in noch grelleren Tönen jubilieren. Im Oktober 1960 trafen sich in Wiesbaden über tausend Menschen zum „Internationalen UFO-Kongreß“. Als Ehrengast und Festredner begrüßten sie Professor Hermann Oberth, der sich einst als Pionier der Raketentechnik und der Raumfahrt einen Namen gemacht und sich nun auf die Seite der Ufologen geschlagen hatte.

Die Scharlatane konnten mit einigen solchen vormalis berühmten Forschern renommieren. So gab sich beispielsweise auch der Astronom Tombaugh, der Entdecker des Planeten Pluto, für dieses Spiel her, als er zu keinen echten wissenschaftlichen Leistungen mehr fähig war.

Nun traten auf dem Kongreß hoch zwei Männer auf, die einem Oberth an Ruhm und Verdiensten nicht nachstehen wollten. Veits Hauspostille erschien mit der knalligen Schlagzeile „Die ersten Weltraumreisenden in Wiesbaden“ und gab dann die Sensation kund: „Die beiden amerikanischen Kontaktler, Getreidegroßkaufmann Reinhold O. Schmidt (63), Barkerfield, und Carl A. Anderson (48) aus Fullerton mit der Lufthansa nach guter Fahrt eingetroffen.“

„Warum mit der Lufthansa?“ fragten Reporter. Warum sie denn nicht mit einer „Untertasse“ gekommen seien? Anderson erklärte es. Er hätte auch diesen Gedanken gehabt und sich mit KUMAR, einem Planetarier, beraten: „Kumar sagte mir, wenn ich plötzlich in Deutschland oder irgendeinem anderen Lande ohne die nötigen Ausweispapiere, Paß, Visa, die notwendigen Impfbescheinigungen usw.* auftauchen würde, dann würde ich sofort in eine äußerst unangenehme Lage und in ernsthafte Schwierigkeiten geraten.“

Das wollte Kumar seinem Freund nicht bescheren. Deshalb hatte er ihn auch stets nur des Nachts in seiner „Untertasse“ mitgenommen, damit es niemand sehen konnte.

Auch der Getreideverkäufer Schmidt war ein gewissenhafter und großer Mann mit vielen Verdiensten. Am 2. Juli 1961, so erzählte er in Wiesbaden, habe er den amerikanischen Astronauten Grissom gerettet, als dieser mit seiner Mercury-Kapsel nach der Landung beinahe in den Fluten des Atlantiks versunken wäre. Zusammen mit einigen Kollegen vom Saturn habe er über Cape Canaveral den Flug des Astronauten beobachtet. Dann mußten sie eingreifen: „Die Raumleute haben die Tür gesprengt, sonst wäre Grissom ertrunken.“

Von den Hirngespinnsten bis zur Kriminalität war es für den so bieder dreinblickenden Getreidehändler nur noch ein kurzer Schritt. Am 25. März 1962 konnte man im „Los Angeles Herald Examiner“ lesen, daß Reinhold O. Schmidt wegen zweifachen schweren Diebstahls eine Gefängnisstrafe verbüßt. Insgesamt etwa 5000 Dollar hatte er schlicht und einfach geklaut. Das dafür zugemessene Urteil kommentierte Veit kurz und bündig: „Ein schwerer juristischer Fehlspruch!“

Zu jener Zeit, als der Dieb Schmidt seine Strafe verbüßte, war auch der andere „Weltraumreisende“ gezwungen, für ein paar Monate auf die Annehmlichkeiten des Lebens in Freiheit zu verzichten. Allerdings bekam er seine Verhaltensnor-

men nicht von Gefängnis-, sondern von Krankenwärtern vorgeschrieben.

-Vielleicht wäre ihm der Anstaltsaufenthalt erspart geblieben, wenn er auf dem Wiesbadener Konvent im Oktober 1960 über alle seine Verdienste gesprochen hätte. Aber nun wurde das Wichtigste erst nachträglich bekannt, und Veit konnte nicht mehr helfen.

Da spielten sich in der kalifornischen Wüste geheimnisvolle Vorgänge ab. Niemand wußte Näheres, nur Veit erhielt eine Meldung: „Laut vertraulichen Informationen aus Los Angeles wird bereits seit 1959 unter Anleitung von Planetenmenschen am Bau von Raumschiffen gearbeitet, die nicht irdisch bekannte Antriebe, sondern ‚Freie Energie‘ verwenden. Carl A. Anderson wurde von seinen planetarischen Freunden zur Mitarbeit am Bau dieser Raumschiffe als Elektroingenieur beauftragt.“

Nachdem der Fachmann hierbei genügend Erfahrungen gesammelt hatte, sprach er im November 1963 im Atomic Laboratory in Oak Ridge vor und wollte einen „atommagnetischen Ionen-Motor“ verkaufen, „der immer läuft“.

Die Physiker des Atomzentrums wollten diese einmalige Chance nicht wahrnehmen, und so beharrte Anderson mit aufdringlicher Vehemenz auf seinem Verkaufsangebot, verlangte dann wenigstens eine Prüfung seines Gerätes und bettelte um einen Vorschuß. Als Referenzen brachte er das ingenieurtechnische Personal von verschiedenen Planeten ins Spiel. Das reichte schließlich aus, um eine Überprüfung seines Geisteszustandes in die Wege zu leiten.

Segen vom Staatsanwalt

Der Wiesbadener Verleger und Kongreß-Manager brauchte als großer Gauner nicht solche Mätzchen zu machen, um ein leeres Portemonnaie aufzufüllen, und er hatte es auch nicht nötig, derartig ausgetretene Pfade profaner Delikte zu beschreiten wie der Getreidehändler Schmidt. Und dennoch wäre es auch ihm beinahe an den Kragen gegangen.

Nach dem „Untertassen-Kongreß“ von 1960 breitete sich mancher Unmut aus. Das allzu dreiste Auftreten der Ufologen wirkte provozierend. So gab es einige Versuche, den penetrannten Spuk zu beenden.

Parade der „Gereiften“, darunter die Stars:
Williamson (160), Adamski (161), Anderson (164),
Cihlar (166), Schmidt (169).



So sehen „Planetarier“ aus: Marsmensch 1950 in Mexiko (182),
 Fußabdrücke eines Venusmenschen nach Adamski (183),
 Adamski und sein Kollege Orthon (184), Lucinda, nach Veit
 „Persönlichkeit aus einer höheren Welt“ (186),
 Venusier vor oszillierendem UFO (187),
 Estralon von der Venus (188), Val-Thor von der Venus (189),
 Marsmensch am 18.12. 54 in England (190).



Verschiedene Zeitungen quittierten die „geballten Verkündigungen der Ufonen“ mit beißendem Hohn. Paul Merissen schrieb in der „Frankfurter Abendpost“: „Die UFOs kommen, auf dem Mondlicht reitend, vom Mars; gesteuert werden sie von Professor Uexliupf (Mars), gegebenenfalls auch von seinem Kollegen Professor Sumruks (Venus); sie besuchen die Erde, damit die UFO-Forscher einen Kongreß machen können.“

Vier Tage nach Beendigung des UFO-Kongresses erstattete Kriminalrat Dr. Schäfer bei der Staatsanwaltschaft Wiesbaden Strafantrag gegen Veit wegen Betruges.

Schäfer, der sich durch zahlreiche kriminalwissenschaftliche Abhandlungen in Fachzeitschriften einen Namen gemacht hatte, schätzte die Manipulationen der „UFO-Studien-gemeinschaft e.V.“ richtig als „eine neue Form der Okkultkriminalität“ ein. Dabei wurden Veit und Gesellen als Täter charakterisiert, die einen modernen Aberglauben raffiniert zur persönlichen Bereicherung ausnutzen.

Die Staatsanwaltschaft in Wiesbaden zeigte aber kein sonderliches Interesse an dem Fall. Über drei lange Jahre schlepten sich die „Ermittlungen“ hin, wobei von vornherein alles ausgeklammert wurde, was die von Veit seit langem betriebene Massenverdummung berührte. Seine Anwälte legten dann eine Abrechnung vor, nach der die UFO-Tagung von 1960 sogar mit einem Defizit von haargenau 405,41 DM abgeschlossen habe.

Schließlich konnte Veit triumphieren, als er folgendes Schreiben in den Händen hielt:

„Der Oberstaatsanwalt

8 Js 14/61

62 Wiesbaden 29. 1.1963

Das Ermittlungsverfahren gegen Sie wegen Betrugs usw.

(Strafanzeige des Reg.-Krim.-Rats Dr. Herbert Schäfer in Andernach, Thomaserhohlweg 78, vom 28. 10. 1960) wird erneut nach § 170 Abs. 2 StPO eingestellt.

i. A. gez. Prediger
Staatsanwalt“

Der „Wiesbadener Kurier“ tat am 28. Februar 1963 ein weiteres, um Veit wieder in sauberer Weste erscheinen zu lassen. Er schrieb: „Bis zum heutigen Tage jedoch hat sich keine einzige Person gemeldet, die sich geschädigt fühlte. Auch hat sich der Verdacht, daß Veit und seine Helfer selbst nicht an

„Fliegende Untertassen' glaubten und nur auf raffinierte Weise Geld verdienen wollten, ebenfalls nicht bestätigen lassen, betonte Oberstaatsanwalt Dr. Schumacher."

Und so jubilierte Veit giftspritzend und fortissimo aus voller Kehle „Doch mit der Kraft des Allerhöchsten arbeiten wir weiter bis zum Triumph der befreienden Geisteslehre über den stoffwahngebundenen Materialismus."

Bald darauf, am 22. und 23. Mai 1963, rief er seine Freunde zur „5. Internationalen Untertassen-Tagung" ins kurfürstliche Schloß nach Mainz. Oberbürgermeister Dr. Stein begrüßte die Ufologen. Adamski konnte nicht kommen; er mußte „auf Grund der Instruktionen der ‚Brüder' sämtliche Pläne ändern und eine sehr wichtige Mission durchführen", erklärte Veit seinen Jüngern.

Der „Professor" aus Palomar Gardens hatte auch nicht mehr den rechten Schneid für Auftritte in der Öffentlichkeit, nachdem ihn die Studenten der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich mit faulen Eiern und Tomaten vom Podium gejagt hatten, als sie seinen kosmischen Höhenflügen nicht mehr folgen konnten.

Dafür kam Eugenio Siragusa, der Maestro der azzurischen „Untertassen". Signor Eugenio war den bundesdeutschen „Untertassen" kein Unbekannter. Nur wenige Wochen zuvor lasen sie in ihrer „Fachzeitschrift" die Botschaft der Planetarier, die Siragusa auf dem Ätna empfangen haben wollte. Verständlich war sie nur den „Gereiften": „Es ist sehr wichtig, die Wichtigkeit der Wirbelbewegung zu erkennen. Die irdischen Wissenschaftler verkennen, daß es im Weltraum außer der Ionosphäre auch Energie im Zustand gesättigter Reinheit gibt... Raumfahrer, bleibt im Zentrum des Wirbels als unverwundbarem Punkt, den eure Wissenschaftler noch nicht kennen!"

Italien war zu jener Zeit ein von den „Fliegenden Untertassen" gern besuchtes Land. Besonders häufig zeigten sie sich über der Provinz Alto Adige.

Revanchisten aus der BRD schürten hier seit Jahren eine Krise, und Terroristen bekundeten lautstark ihren Unwillen - darüber, daß Südtirol nicht mehr „großdeutsch" oder wenigstens österreichisch war. Die Terroristen legten ihre Bomben. Bevorzugte Ziele waren Trägermaste großer Überlandleitungen.

Schlagzeile am 14. April 1962: „Ein junger Mann behauptet, mit Marsianern gesprochen zu haben."

Veits Weihnachtsüberraschung 1964—ein Angebot aus seiner Hauspostille, den „UFO-Nachrichten“.

● **Achtung! - NEUERSCHEINUNG!** ●

Im Dezember erscheint das in der Welt-IFO-Forschung und seit den Zeiten von Atlantis aufsehenerregendste Buch:

NARCISO GENOVESE

Ich bin auf dem Mars gewesen

Ein internationales Ingenieur-Team arbeitet(e) mit zwanzig Wissenschaftlern vom Mars (!) gemeinsam auf der Erde an Weltraum-Strahl-schiffen. Erdenmenschen fahren zum Mars und zurück! Das kos-mische Zeitalter hat begonnen. Ein Menschheits Traum ist Wirk-lichkeit geworden!

160 Seiten, Leinwand, farbiger Schutzumschlag mit einem Bild des Autors und 10 Diagrammen DM 14,70

Verbestellungen werden entgegengenommen,
um Ihren dieses einzigartige Buch auch für Ihre Freunde noch als Geschenk auf den Gaben-tisch vermitteln zu können. (Denken Sie an den Weihnachts-Postverkehr!)

Auslieferung vor Mitte Dezember.

VENTILA-VERLAG — 62 WIESBADEN-SCHIERSTEIN — POSTFACH 17 185

Das geschah, als der Schneidergeselle Mario Zucalla abends gegen 22 Uhr von der Bushaltestelle nach Hause ging. „Il Tempo“ versicherte: „Der junge Mann ist ein nüchterner Mensch, der nicht trinkt... obwohl er in seinem Herzen voll Furcht ist.“

Kurz darauf gestand der Mechanikergeselle Luciano Galli: „Ich bin mit einem Weltraumschiff zur Venus gefahren.“

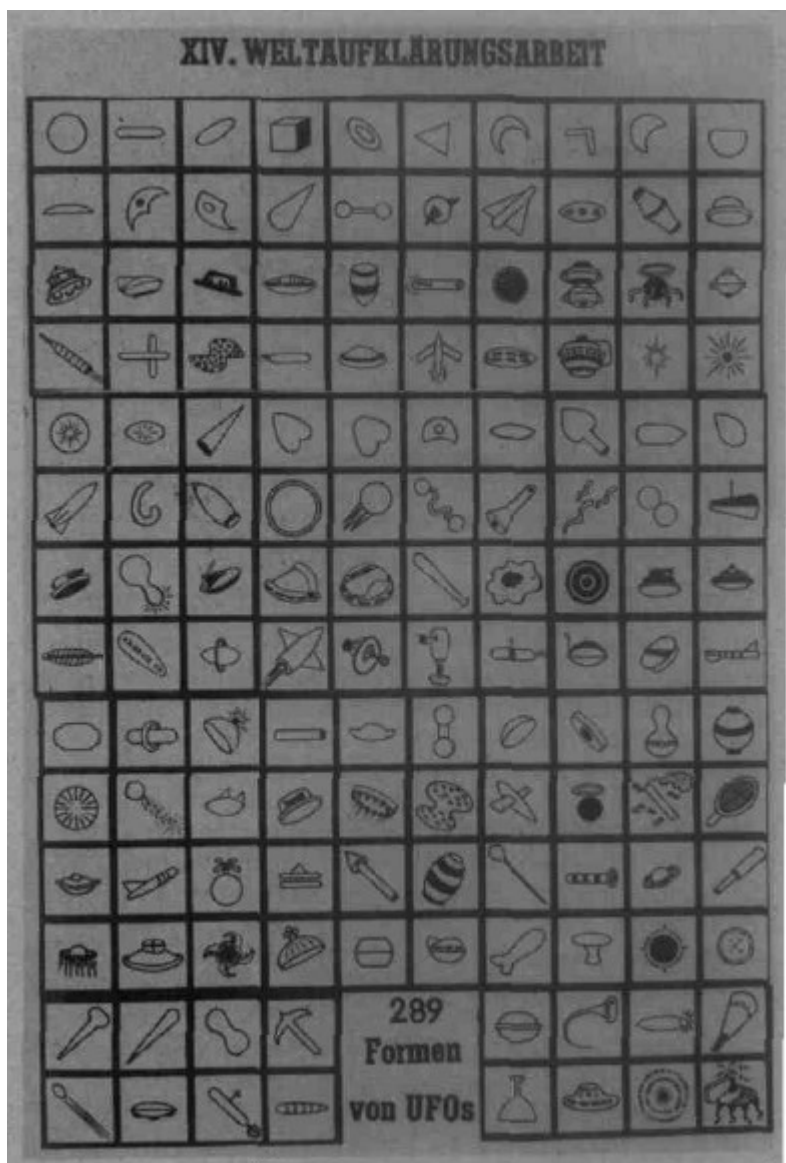
Zeit für Hin- und Rückflug einschließlich Aufenthalt in einer Imbißstube auf der Venus: „3 Stunden weniger 10 Minuten.“

Auch hier bekräftigte die Zeitung: „Er ist ein ganz normaler Mensch. Er erscheint nüchtern, und wenn er spricht, entschuldigt er sich immer.“

Solche Beteuerungen waren schon vonnöten, denn die UFOs gehörten auch längst zur Traumwelt von Alkoholikern und Rauschgiftsüchtigen.

Auf der Mainzer UFO-Tagung erzählte ein Italiener na-

Kein Puzzlespiel für Kinder, sondern 136 verschiedene UFO-Formen. Rechts unten im Bild eine technisch besonders hochentwickelte Form.



mens „Doktor“ Alberto Perego, was er alles erforscht hatte, als die „Untertassen“ über seiner Heimat dahinschepperten: So wurde beispielsweise der Korea-Krieg durch die „Flying Saucers“ beendet, und die Franzosen hätten 1954 die Schlacht bei Dien-bien-phu nur deshalb verloren, weil die UFOs versehentlich auf der falschen Seite eingegriffen hatten.

Zwei Jahre später wären die gleichen „Untertassen“ wieder dagewesen, um zu verhindern, daß aus der britisch-französischen Suez-Intervention ein dritter Weltkrieg entstand!

Wenn der Frieden in dieser schlechten Welt wieder in Gefahr ist, so mahnte der Tassen-Doktor, dann unternimmt nichts! Erdenbrüder, haltet euch fern von der „sogenannten Friedensbewegung“! Glaubt an die Planetenbrüder! Sie werden helfen!

Veit feierte weitere Triumphe, der 25. Mai 1963 ist ein großer Tag. Um 13.10 Uhr darf er über den Südwestfunk sprechen. Am Abend des gleichen Tages tritt er vor die Mikrofone des Hessischen Rundfunks, um seine Ideen darzulegen. Nur eine Stunde später flimmert sein Konterfei über die Bildschirme des Fernsehens der BRD, und Spukgeschichten geistern durch die Hirne von Millionen Bundesbürgern.

In den folgenden Wochen und Monaten konnte sich Veit nicht über mangelnden Absatz seiner Traktate beklagen. Als sich 1965 die Ufologen in München trafen, meldete er sogar seine Ansprüche auf den Friedensnobelpreis an. Denn dank seiner Bemühungen sei nämlich die Gefahr eines Atomkrieges gebannt worden, teilte er mit. Auf dem Mars stünden 200 000 „Fliegende Untertassen“ bereit, um notfalls die Kommunisten zu besiegen. Im „Blitzkrieg“!

Ein Teil dieser „Tassen“ hatte zwei Jahre später den roten Planeten verlassen. Genau 10000 Raumschiffe zogen ihre Bahnen um die Erde. Sie erwarteten außer der Landeerlaubnis auch ihre Aufnahme in die Vereinten Nationen. Dann wollten die Planetarier das Geschehen auf der Erde direkt überwachen und leiten.

Ohne Furcht vor dem Staatsanwalt durften die „UFO-Studiengemeinschaften e.V.“ in Wiesbaden, NICAP in den USA und andere „Untertassen“-Vereine mit solchem Unsinn agieren und dafür Honorare und Spenden einstreichen.

Immer wieder fanden sich zahlungsbereite Dummgläubige. Ihre UFO-Seligkeit wurde durch die Erfolge der praktischen Raumfahrt in keiner Weise erschüttet. Ganz im Ge-

Mit Dutzenden solcher Schriften zog Veit den
UFO-Gläubigen das Geld aus der Tasche.



genteil! Manche Ereignisse, die für sie eine Fülle von Rätseln bargen, konnten ja auch nur durch ihre Propheten „richtig“ erklärt werden.

Warum kam der erste Sputnik aus der Sowjetunion und nicht aus den USA? Warum hatten die Amerikaner anfangs so zahlreiche Pannen bei ihren Weltraumversuchen?

Die „planetarischen Brüder“ haben alle Weltraumversuche überwacht und sich manchmal eingemischt, wissen die „Ge-reiften und Eingeweihten“. Zum Start von Sputnik I am 19. Oktober 1957 erklärte Adamski: „Die Sternenbrüder sagten, daß, soweit sie festzustellen imstande waren, der Weltraumversuch Rußlands allein wissenschaftlichen Zwecken diene. Daher hätten sie nicht eingegriffen.“

Als am 17. Oktober 1959 Lunik III die Mondrückseite fotografiert hatte, war es schlecht um Adamskis Märchen von den Mondmenschen bestellt. Nachdem aber Veit die Bilder selbst „geprüft“ hatte, war auch dieser Fall klar. „Eine Unbewohnbarkeit oder Unbewohntheit des Mondes kann aus jenen Fotos jedoch überhaupt nicht abgeleitet werden.“

Die amerikanische Mondsonde Ranger VI sollte Anfang 1964 Fernsehaufnahmen von der Mondoberfläche übertragen und versagte. Die „UFO-Nachrichten“ erschienen daraufhin mit der Schlagzeile: „Mondsonde Ranger VI von Raumschiff abgefangen!“

Der Amerikaner Bob Renaud hatte das von seinen Mondmännern „durch Sprechfunk“ erfahren: Als sich die Sonde einem ihrer Stützpunkte auf dem Mond näherte, waren sie „aus Sicherheitsgründen gezwungen, die Übertragung von Fernsehbildern auf die Erde zu verhindern“.

Renaud hatte noch mehr gehört: „Die Sonde wurde etwa 1600 Meter über der Mondoberfläche von einem unserer Raumschiffe abgefangen und befindet sich gegenwärtig zu umfassenden Untersuchungen in einem unserer Laboratorien hier auf dem Mond.“

In Frankreich grübelte inzwischen ein Monsieur Robert Charroux über das Geschehen in China nach. An der Tatsache, daß außerirdische Raumfahrer den Maoisten zur Macht verhelfen hatten, gab es für ihn keinen Zweifel, aber woher waren sie gekommen? Zuerst vermutete er Mars und Venus als heimische Gefilde der Astronauten. Aber das stellte sich als Irrtum heraus, denn sie reisten vom Proxima Centauri an.

Oberth und seine Uraniden

So blieben die Ufologen aktuell wie eh und je, und als Mitte der sechziger Jahre in der BRD der Neonazismus üppig ins Kraut schoß, konnten neue Töne aus Wiesbaden kaum noch Erstaunen auslösen. Ventla-Chef Veit offerierte 1965 seinen Kunden ein neues Büchlein.

Hermann Oberth hatte seine Erkenntnisse zu Papier gebracht: „Der Mut zur Wahrheit — Mein Weg zur NPD“. Neunzehn Seiten dünn war diese Wahrheit, dafür jedoch „mit Bild des Verfassers“. Wieder einmal hatten okkulte und faschistische Gedanken zueinander gefunden.

Die Außerirdischen dankten es dem einst berühmten Raketenforscher und übermittelten ihm wichtige Botschaften, aus denen er 1966 seinen „Katechismus der Uraniden“ zusammenbastelte. Und wer anders als Karl L. Veit sollte das Spukbuch verlegen?

„Ich denke hier nur an weiße Steinzeitmenschen“, erläuterte Oberth, weil diese schon viel schlauer waren als die heute lebenden farbigen Wilden. Und dennoch gibt es Unterschiede im Wissen der Weißhäutigen von heute und ihrer reinrassigen faustkeilschwingenden Vorfahren. Unsere Kenntnisse über die Primzahlen sind enorm gewachsen.

Veit bescheinigte seinem Autor für solche Weisheiten, „einer unserer schärfsten Denker“ zu sein. Oberth blieb daraufhin auch nichts schuldig bei seiner Rundreise durch ein unüberschaubares Gewirr von Spiritismus, UFO-Historie durch einige Jahrtausende, Parapsychologie, Hellseherei und „Vorsehung“.

„Die Vorsehung schaltet sich jedesmal in den Ablauf unserer Geschichte ein“, so hat es Oberth von einem Planetenbruder erfahren, „wenn das Geschehen einen Weg einschlägt, der die Erde ihrem Zweck als Verbesserungs- und Übungsplanet entfremden könnte.“

Eine „Reihe elender Zufälligkeiten“ war stets schuld, wenn es mit der „Vorsehung“ nicht so recht klappte. So hatte sich um 1850 eine endgültige Herrschaft der weißen Rasse angedeutet. Das goldene Zeitalter blieb nur aus, weil „sich die Weksprache Esperanto nicht durchsetzte“.

Ein paar Schwierigkeiten mit der „Vorsehung“ hatte auch Adolf Hitler. „Weiter lag es nur an einem Haare, daß Deutschland gesiegt hätte“, hatte Oberth ausgetüftelt. Jenes ominöse Haar konnte er aber nicht näher beschreiben, wohl

aber die Folgen. „Im zweiten Weltkrieg kam es dann für die Menschheit so schlecht, wie es überhaupt nur kommen konnte. Hätte Deutschland . . . ihn sofort gewonnen, wäre das alles besser gewesen."

„Schea Tal Wir" hieß der Planetenmensch, der ihm solche Sätze ins Ohr flüsterte. Für die Außerirdischen hatte Oberth noch einen alten Namen neu entdeckt. „Das Erbe der Uraniden" nannte Hans Dominik 1928 einen seiner utopischen Romane, was Oberth — wie er selbst bekannte — derart faszinierte, daß ihm kein anderer Titel als „Katechismus der Uraniden" einfallen wollte.

Durch solche Botschaft erfuhr der vormals weltbekannte Wissenschaftler auch, daß er persönlich schon mehrfach auf dieser Erde weilte. Als er in seinem jetzigen Leben nach Italien reiste, fiel es ihm wieder genau ein: Er war „früher ein Italiener gewesen".

Sogar in seiner alten Muttersprache mußte einiges im Gedächtnis hängengeblieben sein: „Von den fünf Fremdsprachen, die ich in meinem Leben lernen mußte, hat mir übrigens Italienisch auch die wenigste Mühe gemacht."

Nichts gibt es auf dieser Welt, was nicht durch „Fliegende Untertassen" möglich wird!

Leben im Weltall?

Der Name „Cutty-Sark-Whisky" bürgt für Qualität. Dennoch ließen sich die Werbemanager der Herstellerfirma noch einen Gag einfallen, um den Absatz weiter anzukurbeln: Sie setzten einen Preis von einer Million Pfund Sterling aus.

Derjenige sollte das Geld bekommen, der eine „Fliegende Untertasse" gesichtet hat und beweisen kann, daß sie von außerhalb unseres Sonnensystems gekommen ist.

Die britischen Whiskyproduzenten brauchten bis heute die Million nicht zu zahlen. Ihre andere Rechnung aber ging voll und ganz auf. Die Preisstiftung erwies sich als überaus reklamewirksam.

Ob nun angeregt durch ein Gläschen Cutty-Sark-Whisky oder im Kreise sachlich-nüchterner Diskussion, so sind es immer wieder bestimmte Fragen, von denen ernst zu nehmende Menschen magisch angezogen, ja fasziniert werden: Haben wir Verwandte im Weltall? Gibt es Sterne, auf denen

vernunftbegabte Wesen leben? Existieren irgendwo Superzivilisationen? Verfügen solche hochintelligenten Wesen aus dem Kosmos über eine Raumfahrttechnik, von der wir heute nur träumen können? Näherten sie sich mit ihren Weltraumflugkörpern schon unserer Erde? Vielleicht gibt es die UFOs doch?

Unsere Erde steht unter Kontrolle, rund um die Uhr, 24 Stunden an jedem Tag. Observatorien und Satellitenbeobachtungsstationen in aller Welt, „Weltraumbahnhöfe“ in der UdSSR und den USA, Kontrolltürme der Flugplätze und militärische Radarstationen beobachten oder überwachen das Geschehen innerhalb und außerhalb der Atmosphäre. Sonderprogramme wie das Internationale Geophysikalische Jahr oder ein weltweites Vorhaben zur Meteoritenüberwachung sorgten für zusätzliche Kontrollen.

Noch keine jener offiziellen und technisch perfekt ausgestatteten Institutionen hat bisher eine „Fliegende Untertasse“ registriert. Vorerst „Unidentifizierte Fliegende Objekte“ ließen sich noch jedes Mal auf natürliche Ursachen zurückführen. In keinem einzigen Fall entpuppte sich ein vermeintlicher UFO als „Untertasse“ aus dem Kosmos.

Alle Berichte über UFO-Landungen und Kontakte mit außerirdischen Wesen kamen von Leuten, die sich selbst zu einer Schar von „Eingeweihten“ rechnen. Bei keiner Regierungsstelle, bei keinem staatlichen Organ, in keinem wissenschaftlichen Institut und in keiner offiziellen Einrichtung hat sich bis heute ein Gast aus dem Weltall vorgestellt.

Das aber heißt nicht, daß es die UFOs nicht doch geben kann. Aber wo?

So alt wie die Menschheit ist die Meinung, daß es im Kosmos zahlreiche bewohnte Sterne gibt. Derartige Ansichten waren über Jahrtausende hinweg weder zu beweisen noch zu widerlegen.

Im Jahr 160 schrieb der griechische Schriftsteller Lukian aus Samosata den wohl ältesten überlieferten utopischen Roman. In seiner „Vera Historia“ — „Wahre Geschichte“ — schilderte er eine Reise zum Mond und zu seinen angeblichen Bewohnern. Solche und ähnliche Gedanken blieben seither ein zentrales Thema der utopischen Literatur. Nicht nur Schriftsteller, sondern auch bedeutende Gelehrte befaßten sich mit diesem Genre.

Johannes Kepler erzählte in einem phantastischen Roman mit dem Titel „Somnium“ — „Der Traum“ — über das Leben

von Schlangenmenschen auf dem Mond. In einem ähnlichen Buch beschrieb der Physiker Christian Huygens das Dasein von Lebewesen auf Planeten und Fixsternen. Seiner „Allgemeinen Naturgeschichte“ hat Kant einen Anhang „Von den Bewohnern der Gestirne“ beigelegt.

Über das Leben auf anderen Sternen äußerten sich auch Voltaire, Herder, Lessing und Goethe positiv. Der große Mathematiker Gauß schlug vor, in Sibirien ein riesiges gleichseitiges Dreieck, jede Seite 16 Kilometer lang, zu errichten, um intelligente und geometriekundige Planetenbewohner auf uns aufmerksam zu machen.

Diese Ideen, geäußert von Lukian bis Gauß, konnten sich nicht auf astronomische Beobachtungen oder andere Nachweise stützen. Es blieben noch reine Spekulationen, die einer Antwort auf die alte Frage nicht näherkommen konnten. Nüchtern betrachtet, läuft das Problem des außerirdischen Lebens auf die Beantwortung von drei Fragen hinaus: Was ist das Leben? Wie ist das Leben auf der Erde entstanden? War dies ein einmaliger Prozeß, oder kann er sich unter bestimmten Bedingungen wiederholen?

Antworten darauf können nur durch ein fruchtbares Zusammenwirken von Naturwissenschaften und Philosophie gegeben werden. Friedrich Engels hat sich bei seinen philosophisch-naturwissenschaftlichen Studien eingehend auch mit diesen Problemen befaßt und erstmals Überlegungen außerhalb des jahrhundertealten Dunstkreises der Spekulationen angestellt.

Wie auch Marx studierte Engels die Naturwissenschaften nicht als Naturwissenschaftler. Den Begründern unserer Weltanschauung ging es vielmehr um die Unterstützung der Naturwissenschaft beim Aufspüren dialektischer Naturzusammenhänge, um die Auswertung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse für den allseitigen Ausbau des dialektischen Materialismus und um das Finden allgemeingültiger Methoden für die naturwissenschaftliche Forschung einerseits und die philosophische Verallgemeinerung ihrer Aussagen andererseits. In diesem Rahmen gab Engels die Antwort auf die uns hier interessierende Frage.

Aus der Fülle neuer Erkenntnisse des 19. Jahrhunderts hob er drei große Entdeckungen hervor: den Satz von der Erhaltung und Umwandlung der Energie, die Entdeckung der Zelle und die Darwinsche Evolutionstheorie. Sie waren wesentlich für die Begründung des Satzes von der materiellen

Einheit der Welt. „Mit diesen drei großen Entdeckungen“, schrieb Engels, „sind die Hauptvorgänge der Natur erklärt, auf natürliche Ursachen zurückgeführt. Nur eines bleibt noch zu tun: die Entstehung des Lebens aus der unorganischen Natur zu erklären. Das heißt auf der heutigen Stufe der Wissenschaft nichts anderes als Eiweißkörper aus unorganischen Stoffen herzustellen.“

Im „Anti-Dühring“ hatte Engels den Begriff „Leben“ mit den Worten charakterisiert: „Leben ist die Daseinsweise der Eiweißkörper, und diese Daseinsweise besteht wesentlich in der beständigen Selbsterneuerung der chemischen Bestandteile dieser Körper.“ Nach unseren heutigen Erkenntnissen brauchen wir den Begriff der Eiweißstoffe nur umfassender als ein komplexes System von Eiweißkörpern aufzufassen, das auch die Nukleinsäuren, Polysaccharide und Lipide einschließt, und diese Erklärung ist vollständig aktuell.

In die Erklärung der Entstehung des Lebens als langwierigen natürlichen Prozeß des Überganges anorganischer Stoffe in Eiweißkörper schloß Engels die Möglichkeit dieses Prozesses auch auf anderen Himmelskörpern ein. Er bejahte den Gedanken, solche Vorgänge im Experiment wiederholen zu können. Ausgehend vom damaligen Entwicklungsstand der Chemie wies er aber darauf hin, daß dazu noch große Forschungsarbeiten zu leisten sind. In der „Dialektik der Natur“ schreibt Engels: „Daß sie (gemeint ist die Chemie — C.H.) aber von heute auf morgen das leisten soll, *was der Natur selbst unter sehr günstigen Umständen auf einzelnen Weltkörpern nach Millionen Jahren gelingt* — das hieße ein Wunder verlangen.“ (Hervorgehoben vom Autor.) Auch im „Anti-Dühring“ äußert sich Engels bejahend zum Leben auf anderen Sternen. Gegen den alten mechanischen Materialismus des 18. Jahrhunderts grenzt er die Vorstellungen des dialektischen Materialismus von der Natur dahingehend ab, daß dieser „die neueren Fortschritte der Naturwissenschaft zusammenfaßt, wonach die Natur ebenfalls ihre Geschichte in der Zeit hat, *die Weltkörper wie die Artungen der Organismen, von denen sie unter günstigen Umständen bewohnt werden*“. (Hervorgehoben vom Autor.)

Die moderne Biologie hat die Hypothese von Engels zur Entstehung des Lebens bestätigt. Stets an das Vorhandensein von Eiweißen und die in ihnen ablaufenden Stoffwechselvorgänge geknüpft, entwickelte sich das Leben auf der Erde vor mehr als zwei Milliarden Jahren. Aus einfachsten Uroorganis-

men gingen die heutigen Mikroorganismen, Pflanzen und Tiere und auf einer hohen Entwicklungsstufe der Mensch hervor. Das Leben auf der Erde ist nicht zufällig entstanden, sondern ergab sich notwendig und gesetzmäßig aus der gesamten Entwicklung unseres Planeten. Stark vereinfacht können als Grundlagen für das Entstehen des Lebens vier Bedingungen — im Sinne der von Engels erwähnten „günstigen Umstände“ — genannt werden:

— Temperaturen zwischen 0 und 70 °C.

— Ausreichende Vorräte an Wasser.

— Atmosphäre, im Urzustand hauptsächlich bestehend aus Wasserstoff, Wasserdampf, Methan und Ammoniak, bei der Weiterentwicklung mit den Hauptbestandteilen Stickstoff, Sauerstoff, Wasserdampf und Kohlendioxid.

— Lichteinstrahlung auf der Oberfläche des Himmelskörpers, um die Photosynthese einzuleiten.

Angesichts der Unendlichkeit des Weltalls können sich solche Bedingungen auf zahlreichen anderen Himmelskörpern wiederholen, so daß außerirdisches Leben existiert — noch als Uroorganismen oder auch schon mit Zivilisationen ähnlich wie auf der Erde. Nachweisbar wären am leichtesten technisch hochentwickelte außerirdische Gemeinschaften. Mit der Entwicklung der Radioastronomie ergaben sich dazu für uns ganz neue Möglichkeiten, dieses Problem zum Gegenstand exakter wissenschaftlicher Forschung zu machen.

Leistungsfähige Antennenanlagen „horchten“ ins All. Gab es vielleicht neben den natürlichen Radiosternen auch künstliche Quellen, die von vernunftbegabten Wesen bedient wurden?

Vor wenigen Jahren entstand die Infrarot-Astronomie und bot sich als weiterer neuer, erfolgversprechender „Weltraum-Detektiv“ an. Diese modernen astronomischen Disziplinen machten derart rasche Fortschritte, daß irgendwelche kosmische Aktivitäten einer Superzivilisation in unserer Milchstraße oder in benachbarten Sternensystemen zweifelsfrei bemerkt worden wären. Aber nichts dergleichen konnten die Wissenschaftler bisher registrieren.

Im Herbst 1971 diskutierten sowjetische und US-amerikanische Experten auf einem gemeinsamen Symposium in Bju-rakan (Armenische SSR) Fragen der Verbindung mit außerirdischen Zivilisationen. Damals schätzten die Fachleute den Abstand zu einem möglicherweise existierenden Stern mit in-

telligenten Bewohnern auf 100 bis 300 Parsec. Ein Parsec sind 3,26 Lichtjahre.

Professor Dr. Sklovskij, der sich seit langem mit Problemen des Lebens im Weltall beschäftigt, stellte im Herbst 1977 fest, daß die enormen Fortschritte der Astronomie eine Korrektur notwendig machen: Der vor sechs Jahren geschätzte „Abstand“ ist „um mindestens eine Größenordnung höher“ anzusetzen. Denn wenn es in den bisher veranschlagten Räumen vernunftbegabte Wesen mit kosmischen Aktivitäten gäbe, so wäre das auf der Erde registriert worden. „Zur Bekräftigung dieser These reicht die gegenwärtige astronomische Beobachtungstechnik vollkommen aus“, unterstrich Sklovskij.

Welche Konsequenzen leiten sich aus der neuen These des sowjetischen Astrophysikers ab?

Wenn es irgendwo im All Sterne mit Zivilisation gibt, dann beträgt nach unserem heutigen Erkenntnisstand die Entfernung bis zum nächsten „Bruder“ mindestens 1000 bis 3000 Parsec, was etwa 3000 bis 10 000 Lichtjahren entspricht. Von der Erde aus betrachtet, wäre ein Raumschiff, das in jeder Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt, dann eben 3000 bis 10 000 Jahre unterwegs, bis die Gäste aus dem Kosmos bei uns eintreffen würden! Damit aber ist die Menschheit, stellte Professor Sklovskij fest, „wenn nicht absolut, so doch praktisch“ allein im Weltall.

Wenn es somit in unserer Galaxis keine Superzivilisationen gibt, so schließt das natürlich die Existenz einfacher Lebensformen und auch primitiver Zivilisationen keinesfalls aus. Hochintelligente Lebensformen sind aber weitaus seltener, als bisher angenommen wurde. Das jedoch bringt eine enorme moralische Verantwortung mit sich. Professor Sklovskij formuliert das als eindringliche Mahnung: „Damit wächst der Wert unserer technologischen und insbesondere unserer humanistischen Errungenschaften unermesslich. Das Wissen darum, daß wir, wenn nicht im Weltall überhaupt, so doch in einem gewaltigen Teil desselben, gleichsam die Avantgarde der Materie sind, muß zu einer mächtigen Triebkraft für die schöpferische Tätigkeit jedes Individuums und der gesamten Menschheit werden. In höchstem Maße wächst die Verantwortung der Menschheit angesichts der Einzigartigkeit der vor ihr stehenden Aufgaben, und es wird ganz deutlich, wie unzulässig barbarische Kriege und die selbstmörderische Zerstörung der Umwelt sind.“

Die Gewißheit dessen, daß uns niemand ‚wertvolle Hinweise‘ geben wird, wie der Kosmos zu erobern ist und welche Strategie unsere Zivilisation zu verfolgen hat, erlegt uns eine große Verantwortung für unsere Handlungen auf. Die Entscheidung haben wir selbst zu treffen."

Alle „Berichte“ über Besuche außerirdischer Wesen auf unserer Erde — ob in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft — gehören ins Fabelreich der verantwortungslosen Legendenden.

Geburt der dritten Generation

Im Jahre 1947 hatte Kenneth Arnold den Begriff der „Fliegenden Untertassen“ kreiert, und ganz rasch fanden die UFOs ihren festen Platz im Manipulationsrepertoire des kalten Krieges. Dann kamen die Ufologen der zweiten Generation mit der pseudoreligiösen, okkultistischen Variante: Adamski und seine Nachahmer machten ihre Geschäfte; das Programm lief 1957 auf vollen Touren.

Als besonders rührig zeigte sich hierbei der Wiesbadener Verleger und UFO-Kongreß-Manager Karl L.Veit. Zehn Jahre lang suchte und fand er neue Nuancen, um das Interesse der „Untertassen“-Gläubigen wachzuhalten. Dabei widerfuhr ihm 1967 das Mißgeschick, bei der Ausschau nach weiteren Sensationen an einen Mann zu geraten, der ihm binnen Jahresfrist das Wasser abgraben sollte. Ohne das voraussehen zu können, wurde Veit zum Geburtshelfer des Ufologen der dritten Generation. Ein bisher nur stiefmütterlich behandeltes Randgebiet der Ufologie rückte ins Zentrum des okkultistischen Wunderglaubens von den außerirdischen Besuchern. Das allerdings wäre auch ohne Veits Zutun erfolgt, wurde durch ihn aber etwas beschleunigt.

Die neue UFO-Variante, die nach 1967 alles in den Schatten stellte, hatte ihren geistigen Vater ebenfalls in George Adamski. Zu jenen Zeiten bereits, als der Scharlatan von Palomar Gardens noch sein Tagewerk zwischen Würstchenverkauf und ersten Versuchen zum Bücherschreiben aufteilte, waren ihm solche Ideen zugeflogen. Er hatte einige Blicke in die Bibel geworfen und mehr als 400 Textstellen mit dem Rotstift angestrichen. Von Engeln war in diesen Passagen die Rede, aber auch von „Feurigen Wagen“ und glänzenden

Rossen, die durch die Lüfte rasten. Damit aber ging die Bibelfestigkeit auch schon zu Ende, denn recht unfromm hörten sich Adamskis Deutungen an.

Das sind 400 „Beweise“ für einen früheren Besuch von Planetenbrüdern auf der Erde, behauptete er. Die „Fliegenden Untertassen“ wären als „Feurige Wagen“ beschrieben worden, weil sich die Menschen jener Zeit noch nicht im technischen Vokabular auskannten. Nicht schlohweiße Engel seien auf die Erde gekommen, sondern hellhäutige, blonde Techniker von anderen Sternen. Diese Außerirdischen hätten den Menschen die ersten Grundlagen der Zivilisation beigebracht.

Adamski entschied sich schließlich für die Rolle als Prophet. Er verkündete die in Kürze bevorstehende Wiederkehr der „Fliegenden Untertassen“. Einem Freund vertraute er seine Einfälle zu den UFO-Landungen in grauen Vorzeiten an und überließ ihm die weitere Bestellung dieses Terrains.

Dieser Mann hieß George Hunt Williamson. Vor einem kalifornischen Notar ließ er sich Brief und Siegel für die Story geben, daß er am 20. November 1952 Zeuge der Begegnung von Adamski mit dem Venusmenschen gewesen sei. Und dafür wurde er vom „Propheten“ belohnt.

Williamson mimte großen Ernst bei seiner Arbeit, und manche glaubten, daß er ein Wissenschaftler sei. Er hatte sich den Grad eines „Doktors“ beschafft, was in einem Lande, wo dieser Handel blüht, nicht allzu schwierig ist. Schließlich ließ er sich noch als „Professor“ titulieren und erzählte, er sei für das Spezialgebiet „Vorgeschichtliche süd-amerikanische Kulturen und UFOs“ berufen worden. Später setzte sich dafür der Name „Altertums-Astronautik“ durch.

Die Ureinwohner des lateinamerikanischen Kontinentes haben der Wissenschaft manche Rätsel aufgegeben. Als beispielsweise im Jahre 1939 der Kulturhistoriker Dr. Paul Kosok von der Long Island University in New York mit dem Flugzeug über der südperuanischen Nazca-Wüste kreiste, entdeckte er seltsame Liniengruppen. Er suchte nach alten peruanischen Bewässerungsanlagen, fand aber etwas anderes. Die Figuren erwiesen sich als riesige geometrische Darstellungen und monströse Tierbilder.

Zu dem Riesenvogel, den Kosok zuerst aufgespürt hatte, kamen im Laufe der Zeit zahlreiche weitere Figuren hinzu: schnurgerade Linien, Vierecke, Trapeze und Spiralen, eine 46 Meter lange Spinne, stilisierte Vögel von über 100 Metern

Länge und andere Tierkonturen. Die Mathematikerin Maria Reiche hat diese Figuren exakt vermessen. Wegen der großen Ausmaße sind sie vom Boden aus fast nicht zu überschauen. Sie erschließen sich dem Betrachter erst aus einiger Höhe.

Die Wissenschaftler sprechen von sogenannten Scharrbildern: eine dünne dunkle Deckschicht wurde einst mit einem besenähnlichen Werkzeug „weggescharrt“, und der hellere Untergrund markierte dann die Linien. Durch Tonscherbenfunde innerhalb der Figuren konnte ihr Alter bestimmt werden. Sie entstanden während der Nazca- und Paracaskultur, also in der Zeit zwischen den Jahren 300 v. u. Z. und 900 u. Z.

Das Erstaunliche und Geheimnisvolle bestand nun darin, wie die Menschen jener frühen Zeit komplizierte Figuren in so große Maßstäbe übertragen konnten. Dazu waren Instrumente erforderlich, von denen noch nichts aufgefunden werden konnte. „Die Bewohner Perus befanden sich in alten Zeiten auf einer viel höheren Kulturstufe“, so die Mathematikerin Maria Reiche, „als man bisher angenommen hat.“

Jene merkwürdigen Gebilde in der Nazca-Wüste und andere aufsehererregende Entdeckungen aus der Welt der alten Indianerkulturen gehören seit Jahren zu den beliebten Objekten der Scharlatane. Williamson „forschte“ nur kurze Zeit, dann hatte er die „Beweise“ in der Hand. Die alten südamerikanischen Kulturen sind das Werk der Brüder von anderen Planeten.

Für seine Märchen hatte er allerdings ein abgestuftes Repertoire ausgetüftelt, und je nach Zuhörerkreis zog er die kleinen oder die großen Register. So verstand es der „Professor für Archäologie“, manchen Zeitgenossen zu täuschen.

Im Jahre 1958 kam es zu einer Vortragsreise nach Europa. Vorsichtig abwägend, orakelte er im Stile professoraler Kathedergelehrsamkeit, als er seinen Londoner Zuhörern vage andeutete, daß ein „mögliches Mitwirken außerirdischer Zivilisationen an einigen Aspekten prähistorischer Kulturentwicklung in Lateinamerika nicht völlig außer Betracht gelassen werden dürfe“. Diese zur Schau getragene Sachlichkeit brachte dem „Gelehrten“ sogar eine Audienz bei Königin Elizabeth II. ein.

Ganz anders aber gab sich der „Professor“ bei seinem Auftritt in Wiesbaden. Veit hatte die Veranstaltung organisiert, und Williamson schlug hinter dem Rednerpult den ganz großen Schaumbesen. Die alten Indianerkulturen wurden von Planetariern geschaffen, erzählte er. Sie errichteten die heute

als geheimnisvoll geltenden Bauwerke und Figuren. Noch jetzt gibt es in Südamerika Operationsbasen für die „Fliegenden Untertassen“. Er selbst wurde zur Besichtigung eingeladen und durfte alles genau anschauen. Derzeit seien die Planetenbrüder dabei, von Südamerika aus eine neue, bessere Zivilisation für die ganze Erde vorzubereiten.

Aber diese Brüder nahmen sich Zeit. Jahre kamen und gingen, und die Welt blieb schlecht wie eh und je. Zehntausende, manchmal auch Hunderttausende von „Fliegenden Untertassen“ würden wohl den Erdball umkreisen, aber auch diese interplanetaren Superflotten ließen kein Anzeichen von Landeabsichten erkennen. Die großen Versprechen ihrer Vertrauten auf dem irdischen Planeten erfüllten sich nicht.

So manchem Ufologen fiel es immer schwerer, das Untertassen-Süppchen, das er eingebrockt hatte, am Kochen zu halten. Neuer Zündstoff war sehr gefragt, und die fleißigen UFO-Autoren hielten eifrig Umschau, um jene Flammen zu entdecken, mit denen sie forthin noch größere Goldbarren erschmelzen konnten.

Als Karl L. Veit nun für den 3. bis 6. November 1967 zum „7. Internationalen Weltkongreß der UFO-Forscher“ nach Mainz einlud, erinnerte er sich an den fast ein Jahrzehnt zurückliegenden Auftritt von Williamson: So etwas könnte man schon einmal wieder anbieten.

Die Tagung begann in traditioneller Weise. Colman von Kewiczky, einst Major in der Armee des ungarischen Faschistenführers Horthy und jetzt neuer Star am UFO-Himmel der Vereinigten Staaten, hielt einen Festvortrag.

Er sprach von seinen Erfolgen als Direktor des „Internationalen UFO-Forschungs- und Analysierungs-Netz-Institutes“ (ICUFON) in New York und von seinem „Projekt Globus“. Die Vereinten Nationen sollten für sein Institut ein exterritoriales Gebiet zur Verfügung stellen, wo die „Untertassen“ landen können.

Dieser Appell an die Weltorganisation trieb dem „Präsidenten“ Karl L. Veit die Zornesröte ins Gesicht. Wutschnaubend beschimpfte er den „großen Ignoranten U Thant“, denn der UNO-Generalsekretär war trotz Einladung nicht nach Mainz gekommen. Er hatte auch keinen Vertreter entsandt, ja sich nicht einmal für das Fernbleiben entschuldigt! „Aber uns sind“, und nun färbte sich Veits Stimme wieder freundlicher, „Segenswünsche von Millionen Anhängern aus aller Welt zugegangen.“

Schließlich durfte auch der „große Lichtforscher“ Dr. Wilhelm Martin nicht fehlen. Wie schon oft zuvor legte er sich wieder mit Einstein an und bezeichnete ihn als „armen Irren, der brav draufrechnet mit seinen falschen Formeln“. Aufmerksam verfolgte auch Ehrengast Professor Hermann Oberth diese Tiraden, wobei er sich aber bei allzu tollen Kapriolen doch recht peinlich berührt zeigte.

Märchen von den Menschenzüchtern

Dann kam der 6. November, letzter Kongreßtag. „Präsident“ Veit orakelte von der „Sehnsucht der Erdenmenschen nach einem omniversellen Weltbild und nach der Kreation des homo cosmicus“ und davon, daß der nächste Redner neue Einblicke geben werde „in das phantastische interplanetarische Zeitalter“.

„Das Wort hat nun“, sagte Veit, „Herr Erich von Däniken, Schweiz.“

Dieser Name war noch kein Begriff. Nur die wenigen Leser der Schweizer Zeitschrift „Neues Europa“ wußten damit etwas anzufangen. Däniken hatte für dieses Organ bisher vierzehn Beiträge geschrieben. So gab es wohl einiges Erstaunen, denn von einem anderen Autor gerade dieses Blattes wäre Veit Jahre vorher beinahe eine gefährliche Konkurrenz erwachsen. Der Kriminelle Karl Michalek hatte in den Spalten von „Neues Europa“ seinen Auftritt als „*Alleiniger Beauftragter der Obersten Führung des Planeten Venus*“ vorbereitet. Dieses Treiben rief bekanntlich 1961 sogar Interpol auf den Plan.

Auf dem Mainzer UFO-Kongreß sprach Erich von Däniken über ein Gedankengebäude, durch das er nur wenige Monate später beinahe weltweit bekannt werden sollte. Die Untertassen-Gläubigen erfuhren hier vorab aus erster Hand, was ab Februar 1968 in den „Erinnerungen an die Zukunft“ zu lesen war und in späteren Büchern weiter ausgeschmückt wurde.

Däniken hatte mehr zu bieten als Adamski-Intimus Williamson oder andere „Forscher“ des gleichen Metiers. Er verkaufte ein weltweites Konzept der „Altertums-Astronautik“: Nicht nur in Südamerika, sondern auf allen Kontinenten müßten die Entstehung des Menschen und der alten Kultu-

ren auf das Eingreifen von hochintelligenten Raumfahrern von irgendwelchen fernen Sternen zurückgeführt werden. In grauen Vorzeiten, so schilderte es Däniken auf Veits Kongreß und dann in seinen Büchern, seien die Außerirdischen an vielen Stellen unserer Erde gelandet.

Hier habe es noch keine zivilisierten Menschen gegeben, sondern „irgend etwas anderes“. Vielleicht recht kluge und zudem noch attraktive Affenweibchen? Möglicherweise aber auch schon recht schicke Steinzeitmädchen? Auf alle Fälle aber erkannten die „Untertassen-Piloten“, daß sich deren Intelligenz veredeln ließe. Ihr ganzes Trachten und Sehnen zielte deshalb auf den Wunsch nach Beischlaf mit den urzeitlichen Schönheiten.

Weil es aber nach den geübten Strapazen der langen Anfahrt von den fernen Galaxien mit der Potenz nicht immer zum besten bestellt war, griffen sie auch, wie Däniken zu diesem Liebesspiel ermittelte, auf ein anderes Verfahren zurück: „Die fremden Raumfahrer befruchteten künstlich einige weibliche Exemplare dieses Wesens, versetzten sie — wie alte Legenden berichten — in Tiefschlaf und reisten wieder ab. Jahrtausende später kehrten die Raumfahrer zurück und fanden vereinzelte Exemplare der Gattung *Homo sapiens* vor. Sie wiederholten die Veredelung einige Male, bis schließlich ein Wesen von einer Intelligenz entstanden war, dem man Gesellschaftsregeln beibringen konnte.“

Bevor jedoch den ersten Menschen die neuen Anstandsnormen übermittelt werden konnten, mußten sie erzogen werden, um spätere Rückfälle zu vermeiden: „Weil die Gefahr bestand, daß sie sich zurückentwickeln oder wieder mit Tieren paaren würden, vernichteten die Raumfahrer die mißlungenen Exemplare, oder sie nahmen sie mit, um sie auf anderen Kontinenten anzusiedeln.“

Nicht die SS-Männer an den Rampen von Auschwitz erfanden die Selektion, und nicht aus dem Hirn von Göring kamen die Pläne zu den Konzentrationslagern! Nein! In grauer Vorzeit schon wurde den ersten Menschen von Wesen aus anderen Welten die Vernichtung „unwerten Lebens“ beigebracht, und ganze Kontinente waren damals noch vonnöten, wofür später so vergleichsweise kleinflächige Gebilde wie Buchenwald ausreichten. Denn die Menschen hatten zwischenzeitlich viel gelernt!

„Es entstanden“, schilderte nun Däniken den weiteren Verlauf der Geschichte, „erste Gemeinschaften und erste

Fertigkeiten; Fels- und Höhlenwände wurden bemalt, die Töpferei wurde erfunden und erste Versuche der Baukunst gelangen."

In alten Zeichnungen, Reliefs und Statuen aus aller Welt sieht Däniken Belege seiner Theorien. Als die Menschen zu ersten künstlerischen Versuchen fähig waren, hätten sie die außerirdischen Besucher in Bildern und Modellen dargestellt. Kahlgeschorene Köpfe, überdimensionale Ohren oder von der Norm abweichende Augenpartien werden als Astronautenhelme oder Teile davon gedeutet. Jedes kompakte Kleidungsstück gilt als Raumfahrerdreß. Schmuckverzierte Schärpen werden zu Gurten mit montierten Lampen, feingliedrige Filigrane zu Antennen für Walkie-talkies. Figuren, die nicht fest auf der Erde stehen, schweben nach Dänikens Auslegungen im Zustand der Schwerelosigkeit, befinden sich auf einem Trip durchs Weltall. In stilisierten Darstellungen mit angedeuteten männlichen Geschlechtsteilen erkennt er sogar „Ausstoßdüsen" für Miniraketen.

Die antike Kunst bietet ihm ein breites Feld für solche eigenartigen Verfälschungen. Aber auch die ältesten Werke der Weltliteratur und mythologische Überlieferungen werden im gleichen Sinne gedeutet. Sei es das Alte Testament der Bibel oder das Gilgamesch-Epos, überall wimmelt es nur so von Zeugnissen und Belegen über den Besuch fremder Raumfahrer. Die altindischen Veden und die Mythen indianischer oder afrikanischer Stämme sind nach Dänikens Auslegungen Reportagen über Weltraum-Abenteuer. Die in der Bibel erwähnte Bundeslade des Moses wird hierbei zu einer Wechselsprechfunkanlage, und selbst aus den Moses-Zauberbüchern späterer Jahrhunderte (vgl. S. 264 f.) will Däniken technisches Know-how der Außerirdischen herauslesen. Dort werde beispielsweise eine Maschine mit „Laser-Optik" zum Herstellen eines Getränkes „mit Honigwaffelgeschmack" beschrieben, wie sie vor 3000 Jahren zur „Ausstattung in Raumschiffen" gehört habe.

Däniken ging also wesentlich weiter und wußte alles viel präziser als Williamson. Seinen „Besuchern aus dem All" räumte er jene festen Plätze ein, die die Götter bisher in alten Sagen innehatten. Den von Adamski und Veit verbreiteten Pseudoglauben verlagerte er um einige Jahrtausende zurück.

So vermied Däniken — vorläufig noch — die Peinlichkeit immer wieder prophezeiter und genauso häufig ausgebliebe-

ner UFO-Landungen und konnte seiner Phantasie freies Spiel für Märchen aus der Vorzeit lassen.

Der zeitliche Rahmen war groß. Manchmal erschienen schon 2000 bis 3000 Jahre angemessen, häufig lagen die UFO-Besuche 10 000 Jahre zurück, einige Gäste aus dem Weltall weilten sogar schon vor 500 Millionen Jahren auf der Erde. Däniken kann das durch Bilder belegen, die ihm sein Freund William J. Meister aus Antelope Springs in den USA beschaffte. Jener Hobby-Archäologe hatte bei einem Sonntagsausflug im Jahre 1968 Fußspuren entdeckt. Das waren Abdrücke von Schuhen, 32,5 cm lang, vorn modisch, spitz zulaufend, und mit Absätzen. Wissenschaftler der Universität Utah hätten dann das vorbiblische Alter von 500 Millionen Jahren bestimmt und bemerkt: „Dieser Fund spricht für sich selbst!“

In der Kollektion seiner „Beweise“ hat Däniken zahlreiche solcher Belege zur Entwicklung der Schuhindustrie auf anderen Sternen zusammengetragen, eine „Starparade weiterer Fußabdrücke“, wie er nicht ohne Stolz behauptet. So will er über den Abdruck einer Sohle mit „Spuren eines starken Zwirns“ aus einem Kohlenflöz in den USA verfügen: „Das Alter dieses Abdruckes wurde auf über 15 Millionen Jahre geschätzt“, schreibt er dazu. Und in der Lamos-Höhle in Nevada hätten die Außerirdischen „zweihundert Paar aus Fasern geflochtener Sandalen“ zurückgelassen — „wie man sie in St. Tropez oder Miami trägt. Nach einem Test mit der Radiokarbonmethode (C 14) wurde das Alter auf über 9000 Jahre festgelegt“.

Nicht nur im Schuhwerk, sondern auch in allen anderen Belangen waren die Besucher aus dem All den irdischen Lebewesen überlegen. Sie kamen mit Raketen, während unsere Urahnen gerade über Faustkeile verfügten.

„Diese ersten Menschen“, stellte Däniken zu diesem technologischen Gefalle fest, „haben einen unheimlichen Respekt vor den ersten Raumfahrern. Da sie von irgendwoher kommen und dann irgendwohin verschwinden, werden es für sie die ‚Götter‘.“

Solcher Respekt ist verständlich, denn diese „Götter“ benahmen sich jedesmal wie eine SS vom anderen Stern. Mit den Selektionen ist es nämlich auch nach zwei oder drei Erdvisiten keinesfalls zu Ende: „Aus einem unerfindlichen Grund sind die ‚Götter‘ daran interessiert, Intelligenz weiterzugeben. Sie behüten die Züchtungen, sie möchten

sie vor Verderben schützen und das Böse fernhalten. Sie möchten eine positive Entwicklung ihrer Gemeinwesen erzwingen."

Deshalb wird scharf durchgegriffen. Längst gehören die „guten, alten Zeiten" der Vergangenheit an, wo sie nur jene Rückfalltäter selektierten, die vom perversen Verlangen nach dem Beischlaf mit Tieren geplagt wurden. Jetzt steht die Euthanasie in voller Blüte: „Mißgeburten löschten sie aus und trugen Sorge, daß der Rest die Voraussetzungen für eine entwicklungsfähige Gesellschaft bekam."

Erich von Däniken versucht auch, solche Thesen zu „beweisen". So gilt für ihn die Sintflut als großangelegtes Euthanasie-Programm zu einer Zeit, in der individuelle Selektionen nicht mehr ausreichten. „In solcher Sicht", behauptete er, „wird die Sintflut zu einem vorausgeplanten Projekt angelandeter unbekannter Wesen mit dem Ziel, die menschliche Rasse bis auf wenige edle Ausnahmen zu vernichten."

Wo Fehldeutungen oder Verdrehungen nicht genügen, müssen Übertreibungen und Fälschungen herhalten. Die verzerrten oder erfundenen Beispiele sind zudem fast ausnahmslos in unzulänglichen Regionen Mittel- und Südamerikas, in Borneo, China oder Indien angesiedelt, in Gebieten also, die kaum ein Leser kennt. Landungen in Europa hingegen schienen von den Außerirdischen peinlich vermieden worden zu sein — bis auf ganz wenige Ausnahmen.

Für ihre Fahrten auf der Erde benötigten die außerirdischen Affenweibchen-Beglücker natürlich Landkarten, und auch mit diesem Reiseatlas kann Däniken aufwarten.

Als im Jahre 1929 in Istanbul der Topkapi-Palast umgestaltet wurde, fand man dort verschiedene Karten des mittelalterlichen türkischen Seefahrers Piri Reis, der im Jahre 1554 hingerichtet wurde. Sie zeigten Teile des Mittelmeeres und des Roten Meeres, und eine Karte des Atlantik, wahrscheinlich ebenfalls von Piri Reis gezeichnet, ließ außer Südwesteuropa und Westafrika auch Konturen der amerikanischen Ostküste erkennen; ungenau allerdings im gleichen Maße wie die Karte des Christoph Kolumbus, die der Türke vermutlich als Vorlage benutzte.

Däniken verlagerte nun, um die ganze Sache spannender zu machen, die Wiederentdeckung der Piri-Reis-Karten vom Jahre 1929 in den Anfang des 18. Jahrhunderts und das Entstehen der Karten im Mittelalter um weitere zehntausend

Jahre zurück. Damals wurden diese Karten, behauptete er, „aus großer Höhe angefertigt — ein Gedanke, den man besser nicht zu Ende denkt“.

Ein Stahlnetz wird zum Spinnennetz

Man könnte nun die Pseudolehren des Ufologen der dritten Generation, Erich von Däniken, nach ausreichendem Schmunzeln über die vielfältigen Möglichkeiten von Ausgeburten der menschlichen Phantasie mit gleichem Sarkasmus beiseite legen wie die Produkte seiner Vorgänger Adamski und Veit. Für einige weitere Autoren dieser Generation — solche, die sich vor Däniken ohne großes Glück in diesem Metier versuchten, und andere, die sich an seine Fersen heften wollten und dennoch vergleichsweise erfolglos, blieben — wäre das durchaus gerechtfertigt. Anders aber bei Erich von Däniken, der es mit neun Büchern in zwölf Jahren auf die Rekordauflage von rund 45 Millionen Exemplaren brachte. Es wurde geschätzt, daß es in dreißig Ländern weit mehr als 100 Millionen „Däniken-Leser“ gibt. Über jene Millionen, die durch Film und Fernsehen von der „Dänikitis“ infiziert wurden, lassen sich Schätzwerte nicht angeben.

„Constantin-Film“ setzte mit den ersten Däniken-Streifen vorerst jene Erfolgswelle fort, die mit den Karl-May-Filmen der sechziger Jahre so kassenfüllend angekurbelt würde. Für diese Kontinuität bürgte schon der Name Harald Reinl, der als Regisseur zuerst Mays irdische und dann Dänikens außerirdische Fabelwesen über die Leinwand dirigierte. Das Däniken-Programm reichte allerdings nicht aus, um „Constantin-Film“ im Herbst 1977 vor dem Konkurs zu retten.

Kein Schriftsteller konnte je in so kurzer Zeit ein Geschäft in solchen Dimensionen machen wie Däniken. Es war zugleich das bislang größte Geschäft mit Fälschung, Verachtung und Verspottung der Wissenschaft.

Däniken, ein gelernter Kellner, bezeichnete sich selbst als „Mitternachtsforscher“ und „Sonntagsforscher“, womit er den Zeitrahmen absteckte, der ihm für das Schreiben seines ersten Buches zur Verfügung stand. Er schätzte sich glücklich, „ohne die Belastung des Expertenwissens seiner Phantasie freien Lauf zu lassen“, denn damit konnte er alles vom

Erich von Däniken (rechts) begann seine Karriere als ungelernter Kellner.
1960 war er Barkeeper im Hotel „Rigi-Kaltbad“.

Erich von Däniken als „Forscher“ mit Taschenlampe in einem mexikanischen Tempel.



Tisch fegen, was bisher zur Frühgeschichte der Menschheit erforscht wurde.

Schritt für Schritt bestätigen heute archäologische Forschungen, was Friedrich Engels in seinem Werk „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“ wissenschaftlich begründete. Für Däniken jedoch sind diese Archäologen schlicht und einfach Stümper. Sie sammeln, wie er in den „Erinnerungen an die Zukunft“ schreibt, „ein paar lächerliche Tonfigürchen“ und treten dann „kühn und selbstsicher“ auf.

„Man macht es sich sehr bequem“, charakterisiert er ihre Arbeit, „man klebt ein paar alte Scherben zusammen, fahndet nach ein paar nächstliegenden Kulturen, klebt ein Etikette auf den restaurierten Fund, und — simsalabim! — es paßt wieder einmal alles wunderbar in das so außerordentlich bewährte Denksystem.“

Für ihn ist alles einfacher, denn er kennt nur zwei Geräte für seine „Forschungen“: Taschenlampe und Schneidermaßband. Damit überprüft er, was Archäologen zutage fördern. Nach einem Kontrollgang über eine Ausgrabungsstätte in Peru berichtete er über die Forscher in einem Brief an seine Frau: „Die arbeiten mit einer Voreingenommenheit und kindlicher Freude vor sich hin, daß ich mich frage, ob da manche nicht ganz normal sind.“

Weil jene Wissenschaftler im allgemeinen auch von „Fliegenden Untertassen“ nicht viel halten, werden sie an anderer Stelle als „gestopfte Gänse, die nichts mehr verdauen wollen“, eingestuft. „Neue Ideen“, bemerkt er noch, „lehnen sie einfach als Unsinn ab.“

Ein Sammelsurium willkürlich gedeuteter oder verfälschter Überlieferungen, gespickt mit unflätiger Arroganz gegenüber der Wissenschaft, füllte seine ersten Bücher. Der österreichische marxistische Philosoph Walter Hollitscher charakterisierte 1976 in unserer Zeitschrift „Wissenschaft und Fortschritt“ Dänikens „Werke“ treffend als „Religionersatz für halbgebildete Wissenschaftsgläubige, denen wahres Wissen vorenthalten wurde“.

In dem Ende 1977 erschienenen Buch „Beweise — Lokaltermin in fünf Kontinenten“ ging nun Däniken noch einen Schritt weiter. Was bisher als bunt zusammengewürfelter Mischmasch erschien, wurde jetzt als klar formulierter Angriff gegen die marxistische Weltanschauung geordnet. Schon einleitend verkündete Däniken, daß er die Darwinsche Evolutionstheorie „widerlegen“ werde.

Bei solchem Vorhaben greift er nunmehr in breiter Front die wissenschaftliche Forschung an. Wenn sich Däniken hierbei mit bürgerlichen Gelehrten befaßte, so bleiben das für ihn immerhin noch „Wissenschaftler“, mitunter sogar „Fachgelehrte von hohen Graden“, manchmal nur „hochgeehrte Professoren“, zumindest aber „wackere Gelehrte“. Andererseits schreibt er von „marxistischen Pseudowissenschaftlern“, „Darwins Gralshütern“ oder schlicht und einfach von „Analphabeten“, wobei er jene meint, die sich seinen früheren eigenwilligen Deutungen alter Texte nicht anzuschließen vermochten.

Erich von Däniken vergleicht sich mit Kopernikus und Kepler, mit Giordano Bruno, Galileo Galilei und anderen großen Gelehrten der Vergangenheit, deren Theorien sich nur mühsam durchsetzen konnten. Seiner Pseudoreligion ordnet er einen gleichen Stellenwert zu. „Einst blockierten kirchliche Institutionen fortschrittliche Erkenntnisse“, schreibt er. „An diesen Bremsen stehen heute Ideologien. Früher glaubte man an Religionen und ihre Stifter, nach gleichem Rezept glaubt man heute an Ideologien und deren Erfinder.“

Und damit niemand übersieht, wo Däniken selbst die wirkungsvollste Bremse sieht, zielen seine nächsten Zeilen auf den „Säulenheiligen Karl Marx“.

„Im dialektischen Materialismus“, stellt Däniken fest, „darf es auch keine Mitwirkung der Außerirdischen geben!“ Das ist einer der wenigen wahren Sätze des Schweizer Autors, denn unsere Weltanschauung stützt sich nicht auf phantastische Märchen und Spekulationen, sondern auf Ergebnisse exakter wissenschaftlicher Forschung.

Wie versuchte nun Erich von Däniken, die Evolutionstheorie zu „widerlegen“?

Sein „Stahlnetz der Beweise“, das er knüpfen will, erweist sich schon bei der ersten Masche als ein nur fadenscheiniges Spinnengewebe. Aus einem Buch von James F. Coppedge, einem Gegner der Evolutionstheorie, hat Däniken zunächst „ein lustiges mathematisches Spielchen“ abgeschrieben, was sich ungefähr so darstellt: Man notiere die 26 Buchstaben des Alphabets auf kleine Kärtchen, lege sie in einen Hut und mische sie durcheinander, wobei noch ein leeres Kärtchen hinzukommt. Danach beginnt ein Lotteriespiel. Kärtchen werden aus dem Hut genommen und wieder zurückgelegt, wobei man jedesmal den betreffenden Buchstaben auf-

schreibt. Insgesamt sollen 23 solcher Ziehungen erfolgen. Dann beginnt das Spiel von vorn.

Hierbei entstehen meist sinnlose Buchstabenfolgen. Die Wahrscheinlichkeit, auf diese Weise etwa den Satz „EVOLUTION IST UNMÖGLICH“ zu erhalten, ist äußerst gering. Nach mathematischen Gesetzen dürfte diese Buchstabenfolge erst bei mehr als 834 Quinquillionen Spielen — das ist eine Zahl mit 33 Ziffern — einmal auftreten. (Das leere Kärtchen müßte jeweils gerade dann gezogen werden, wenn ein Leerfeld zwischen den Worten fällig ist.)

Nun gibt es in der Wahrscheinlichkeitsrechnung zahlreiche amüsante Aufgaben dieser und anderer Art, welche in astronomische Zahlenbereiche führen. Jedem Mathematikstudenten sind sie geläufig. Mit der Evolutionstheorie haben solche Zahlenspielerien natürlich überhaupt nichts zu tun.

Deshalb ist es für die Sache selbst auch belanglos, daß sich in Dänikens abgeschriebenes Rechenexempel gleich mehrere mathematische Fehler eingeschlichen haben; weder Ansatz noch Ergebnis und Folgerungen stimmen. Auf ein paar Nullen mehr oder weniger kommt es auch gar nicht an, denn Däniken will durch solches Jonglieren mit Zahlen „beweisen“, daß die Urformen des Lebens nicht auf der Erde entstanden sein können. Denn das wäre ja, so behauptet er, noch unwahrscheinlicher als das Kunststück, aus dem Hut Buchstaben in der Reihenfolge eines sinnvollen Satzes zu ziehen. Außerirdische Raumschiffe hätten vielmehr die Erde „gezielt mit Lebenskeimen versorgt“!

„Steht gleich die Frage im Raum“, schreibt Däniken weiter: „Ja, wie ist es denn dort entstanden?“ Eine Antwort bleibt er schuldig. Vielleicht ist das Leben ein „Kreis ohne Anfang“? Das weiß er nicht so genau. *

Nach der Evolutionstheorie entwickelten sich aus den frühen, ersten Lebensformen durch natürliche Zuchtwahl immer höhere und vollkommeneren Lebewesen. Die Arbeit hatte dann, wie Friedrich Engels überzeugend nachwies, den entscheidenden Anteil an der „Menschwerdung der Affen“. Für diese Prozesse von Milliarden und Millionen Jahren vermag Däniken nur mit zwei eigenen Erklärungen aufzuwarten: Zuerst Aussaat von Lebenskeimen und dann Züchtung des Menschen durch UFO-Piloten. Von allem, was dazwischenliegt, sagt er nur, daß es auf keinen Fall so gewesen sei wie es die Evolutionstheorie erklärt, ohne jedoch eigene Mär-

Erich von Däniken als „Forscher“ mit dem Schneidermaßband in Sacsayhuaman.



chen zur irdischen Pflanzen- und Tierzucht durch Außerirdische aufzutischen.

Die wichtigsten Argumente gegen die wissenschaftlich begründete Erkenntnis, daß sich vor etwa drei bis fünf Millionen Jahren die Affenmenschen zu Menschen wandelten, holte Däniken wieder aus seiner Schuhkiste. Da kann er nämlich nicht nur mit Fußabdrücken von Außerirdischen, sondern auch von recht irdischen Menschen aufwarten. Beispielsweise von solchen, die bereits vor 140 Millionen Jahren auf der Erde herumgelaufen sein sollen. Dänikens Resümee zur Schuhparade: „Der darwinistisch-paläontologische Kriminalroman entblättert sich in seiner allzu durchsichtigen Konstruktion.“

Paläontologen und Anthropologen, die die Evolutionstheorie mit immer neuen Erkenntnissen sichern, sind nach Dänikens Meinung „betriebsblind“: Sie haben den „Darwin gründlich inhaliert“ und betreiben „Affenforschung“; sie sammeln „bienenfleißig“, und die Funde kommen dann auf die „nächstfällige Schädelauktion“; sie wissen „nichts Genaues“, dennoch „verkauft die einschlägige Literatur die Vermutungen über den Homo sapiens wie gesichertes Wissen“; alles führt „ins überdimensional Absurde“, denn man arbeitet mit „undelikat Tricks“ und mit „Killerphrasen“.

Neben einigen Zitaten aus Büchern von Gegnern der Evolutionstheorie sind solche Sprüche die auffälligsten Maschen, die Däniken zu seinem „Stahlnetz der Beweise“ zusammenbastelt. Er bläst zum großen Angriff gegen den dialektischen Materialismus und verhaspelt sich schon nach den ersten Schritten in den Fangleinen, die er auslegen will.

So verbleibt ihm zum Schluß nur eine Drohung: Wenn sich die Menschheit weiterhin so arrogant verhält und sein okkultes Denkgebäude ablehnt, dann könnten „unsere Schöpfer eines Tages auch das ‚Experiment Erde‘ abbrechen“.

Däniken liefert diesen Horror als „Gleichnis“: Ein Reporter durfte das geheimgehaltene „Biolabor PHI-X-2117“ besuchen und ein Experiment beobachten. Unter einer Glaskuppel sollten im Zeitraffertempo die Entstehung des Lebens und des Menschen nachvollzogen werden. Wissenschaftler setzten von außen her alles in Gang. Bald schossen erste Pflanzen aus dem Boden, und Tiere hüpfen durch die Landschaft. Mit metallenen Greifarman wurden einige Exemplare aus der Glaskuppel herausgeholt, um Fehlentwicklungen zu korrigieren!

Weitere Manipulationen folgten: So entstanden die ersten künstlichen Menschen. Über Raummikrofone konnten die Züchter deren Gespräche verfolgen.

Einige Gruppen dieser synthetischen Geschöpfe, so schildert es Däniken, benahmen sich nun recht eigenartig. Sie sonderten sich ab und „betrieben wissenschaftliche Forschung“, denn sie wollten erfahren, „wer sie eigentlich in diese Welt gepflanzt hatte“. Und das lief dann so ab: „Als sie von keiner Seite her Antwort auf ihre dringenden Fragen bekamen, begannen sie Löcher in den Boden ihrer Erde zu bohren, weil sie — so hörten wir sie reden — hofften, dort unten Aufschlüsse zu finden. Dann bauten sie sich immer bessere Mikroskope, unter die sie zwischen Glasplättchen Zellen der anderen Arten schoben ...

Da Tatsachen nicht aufzutreiben waren, entwickelten sie massenweise Theorien über ihre mutmaßliche Herkunft und Abkunft. Nach endlosen Streitereien setzte sich die allgemeine Ansicht durch, jede Art habe sich vermutlich aus der anderen entwickelt.“

Einige besonders Intelligente schlossen sich dieser Meinung nicht an und vermuteten ein Mitwirken „von außen her“. Aber diese echten Wahrheitsfinder wurden rasch mundtot gemacht. Das freilich erzürnte die Züchter außerhalb der Glaskuppel, die „sich so um all ihre Mühen geprellt sahen“, und es führte schließlich dazu, „daß der Chef die Beendigung des Experiments anordnete“.

„Benehmen wir uns ähnlich wie die Geschöpfe unter der Glaskuppel?“ fragt Däniken. „Sind wir nicht wie sie erschaffen worden? Beobachten uns unsere Schöpfer von Zeit zu Zeit? Ärgern sie sich über unsere Arroganz und Blindheit?“

Wird also das „Experiment Erde“ abgebrochen? Vielleicht durch eine große Landeoperation von UFOs? Irgendwann kommen sie. Das weiß neuerlich auch Däniken. Und: „An kleinen national-lokalen Eingriffen kann ihnen nicht gelegen sein.“ Das wird vielmehr eine ganz große Sache.

Darauf bereiten sich die UFO-Piloten derzeit vor. Wie sie das machen? Beispielsweise durch Sprachstudien. Gegenwärtig lernen die Besatzungen der „Fliegenden Untertassen“ die sechs Weltsprachen: „Diese großen Sechs müssen die Außerirdischen beherrschen, damit sie die weltweiten Kommunikationen über Radio, TV und die Hellschreiberei der Presse verstehen.“

Außerdem erforschen sie noch die „bakteriologischen und

virologischen Bedingungen auf der Erde", weil sich das seit ihrem letzten Hiersein verändert hat. Schließlich untersuchen sie auch „die politischen Machtkonstellationen". Denn vielleicht lassen die UFO-Götter ihr „Experiment Erde" weiterlaufen. Dann aber verändern sie bestimmt die heutige politische Landschaft. Auch Veit wußte das schon: Mit dem Kommunismus wird dann Schluß gemacht! Die Lenker der „Fliegenden Untertassen" befassen sich im Moment, so hat Däniken herausgefunden, mit vielen Fragen, „und alle müssen vorab geklärt werden".

Wahrscheinlich haben die UFOs schon „Patrouillen mit kleinen Zubringern irgendwo ‚am Rande der Welt‘" abgesetzt. Da ist sich Däniken sogar ziemlich sicher. Sein „Beweis" dafür: Bei einer Umfrage im Herbst 1975 in den USA gaben 51,7 Prozent der Bürger an, von der Existenz außerirdischer Raumschiffe überzeugt zu sein!

Dänikens Kommentar zu den zahlreichen Berichten über klammheimliche Untertassen-Landungen auf abgelegenen Pfaden zu nächtlichen Stunden: „Falls Außerirdische mit UFOs eine psychologische Vorbereitung erreichen wollen, kann man nur sagen: Hut ab! Die Methode erfüllt ihren Zweck."

Interpol sucht Däniken

Wer ist eigentlich dieser Erich von Däniken, der mit solchen wissenschaftsfeindlichen Märchen eine Millionengemeinde von Lesern erreichte und mit phantastischen Spekulationen den dialektischen Materialismus widerlegen wollte?

Durch zahlreiche Presseberichte geisterte er als „mehrfach vorbestrafter Schweizer Hotelbesitzer". Das stimmt jedoch nur zur Hälfte, denn ein umfangreiches Strafenregister machte es ihm sogar unmöglich, ein Hotel auch nur zu pachten. Die Schweizer Behörden verweigerten ihm 1965 das „Wirtepatent", das nur an Bewerber ohne Vorstrafen erteilt wird. Davon aber hatte Erich von Däniken — Jahrgang 1935 — zu jener Zeit schon eine ganze Liste aufzuweisen. Es waren ausnahmslos Bereicherungsdelikte.

Seine kriminelle Laufbahn begann er als Neunzehnjähriger. In einem Pfadfinderlager räumte er die Kasse aus, die er verwalten sollte. Wenige Tage später stahl er in einem Hotel

ein Bündel Geldscheine. Das brachte ihm die erste Strafe ein: vier Monate Gefängnis, noch zur Bewährung ausgesetzt.

Dann nahm er eine Lehre als Kellner auf. Seinen homosexuellen Vorgesetzten erleichterte er nach und nach um 12 000 Schweizer Franken. Damit finanzierte er unter anderem eine Reise nach Ägypten. Die Pyramiden mit manchen sagenhaften Geheimnissen hatten es ihm angetan, und nach der Lektüre verschiedener Bücher über Spiritismus, Zauberei und Jenseitsglauben wollte er es selbst probieren. Denn Erich von Däniken war schon damals überzeugt, mit hellseherischen Fähigkeiten ausgestattet zu sein. Für einen Blick in die Zukunft brauchte er das Fluidum der Pyramiden als Medium.

Seine Visionen am Nil scheinen jedoch recht verschwommen gewesen zu sein. Sie haben ihm jedenfalls nichts darüber verheißt, daß ein neuerliches Verfahren wegen „Betrug und Veruntreuung“ gegen ihn anhängig werden sollte. Nach fünfmonatiger Untersuchungshaft gab es die zweite Strafe: sechzehn Monate Gefängnis.

Es folgten zahlreiche Episoden als Kellner oder Barkeeper in verschiedenen Hotels und als Steward auf Schiffen. Kleinere Betrügereien führten in einigen Fällen zur fristlosen Entlassung. Dazwischen ein Lebensmitteldiebstahl im französischen Verdun und dafür der Strafbefehl über eintausend französische Franken, dann ein Verfahren wegen Versicherungsbetruges, das aber niedergeschlagen wurde, schließlich ab Ende 1963 eine undurchsichtige Betrugsaffäre mit einer Arbeitskollegin. Um 200 Franken habe es sich lediglich gehandelt, behauptete Däniken. Ein Urteil von drei Monaten Gefängnis und 30 000 Franken Prozeß- und Anwaltskosten lassen jedoch auf ein größeres Streitobjekt schließen.

Im Mai 1965 wollte er das Hotel „Rosenhügel“ in Davos pachten, aber das „Wirtepatent“ wurde dem einschlägig Vorbestraften nicht erteilt. So begnügte er sich dann mit der Geschäftsführung. In zweieinhalb Jahren brachte er es dabei auf einen Schuldenberg in Höhe von 300 000 Franken: Unbezahlte Lieferanten-Rechnungen, unterschlagene Kurtaxen und immer neue Kredite beschworen eine Situation herauf, in der sich Däniken die Frage nach Sein oder Nichtsein stellen mußte.

„Ich beschloß Geld zu schürfen, wo es sicherer war“, gestand er ein, als er das Metier wechselte. Däniken machte nunmehr das größte Geschäft, das jemals einem literarischen Hochstapler und Abschreiber glückte. In relativ kurzer Zeit

fertigte er ein Manuskript an, das dann unter dem Titel „Erinnerungen an die Zukunft“ gedruckt wurde.

Vorher aber machte er noch eine „Forschungsreise“. Seine Expedition zu den alten amerikanischen Kulturen bereitere Däniken auf eine Weise vor, die bis dahin unüblich war — nämlich überhaupt nicht. Das überließ er ganz einfach dem Reisebüro „American Express“.

Das Touristik-Unternehmen stellte das „Forschungsprogramm“ zusammen und vermittelte unter anderem ein Charterflugzeug. So konnte er den Spuren des „Prof. Dr.“ Williamson nicht direkt folgen, dafür jedoch auf den Vorteil des großen Überblickes verweisen.

Die durch zahlreiche Aufnahmen bereits hinlänglich bekannten Figuren in der südperuanischen Nazca-Wüste schaute sich jetzt Däniken nochmals aus den Lüften an. Ein zweites und ein drittes Mal mußte der Pilot seine Kreise ziehen, bis die letzten Zweifel schwanden. Erich von Däniken hatte dann endgültig die Nazca-Tierfiguren „als Landebahnen der Astronauten, die von fremden Sternen kamen“, erforscht. Angelegt „zu unbekannten Zeiten, ein Flughafen für fremde Wesen“, das stand unwiderruflich fest, mochten die Archäologen auch noch so viele Funde aus dem Zeitraum zwischen 300 v. u. Z. und 900 u. Z. präsentieren.

Über die Herausgabe seines Buches hatte Däniken zunächst mit Karl L. Veit verhandelt. Der Wiesbadener Verleger war mehrfach Gast im Hotel „Rosenhügel“, und von ihm erhielt er auch erste Hinweise zu den „Theorien“ des „Professors“ Williamson. Das Geschäft kam jedoch nicht zustande.

Auch das Hamburger Blatt „Die Zeit“ wies das Projekt zurück, weil, wie Däniken beschiedenen wurde, „Zeitungstexte allzu leicht für bare Münze genommen würden, selbst dann, wenn man sie ausdrücklich als Spekulation darbote.“

Schließlich interessierte sich der einstmals gern auf Seriosität pochende EGON-Verlag für das unseriöse Manuskript, und die anfänglich vagen Hoffnungen auf ein Bombengeschäft sollten sich später in allen Positionen erfüllen. Das Düsseldorfer Verlagshaus, früher bekannt für ansprechende Sachbücher, hat sich dabei — so der STERN — zur „Pseudowissenschafts-Schmiede Nummer 1 hochgeboxt“. In diesem Match konnte allerdings dem Unternehmen mancher Ärger mit dem künftigen Starautor nicht erspart bleiben.

Die Düsseldorfer Lektoren hatten das Manuskript zu-

nächst abgelehnt. Nach einem zweiten Anlauf machte sich ECON-Redakteur Wilhelm Roggersdorf — Pseudonym des Filmautors Utz Utermann — die Mühe, das Elaborat in eine zumindest sprachlich zu ertragende Form zu bringen.

Erich von Däniken war von dieser sprachlichen Pferdekur durch seinen Ghostwriter — Roggersdorf wies dieses Attribut stets von sich und bezeichnete sich schlicht als „Bearbeiter“ — nun keinesfalls begeistert. Als er den ECON-Verlag in einem Brief sein zweites Buch „Zurück zu den Sternen“ ankündigte, schrieb er fast im Tonfall der Resignation: „Stilistisch werde ich mir diesmal keine besondere Mühe geben, da Wilhelm Roggersdorf ohnehin wieder jeden Satz umkehrt.“

Bevor jedoch Däniken dieses in der Stilkunst reduzierte Werk zu Papier bringen konnte, sollte aufsehenerregendes Geschehen eine Vielzahl von Menschen in den Bann ziehen.

Im Februar 1968 wurden 6000 Exemplare der „Erinnerungen an die Zukunft“ an den Buchhandel in der BRD ausgeliefert. Bisher erwies sich für Bücher dieses Genres eine solche Auflagenhöhe meist als ausreichend, gleichgültig, ob die Landung der UFOs für Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft terminiert war. Ganz anders schlug der erste „Däniken“ ein. Bis Jahresende konnte ECON fast 150 000 Stück auf den Markt werfen, worauf dann die Millionenlawine folgte.

Die Tatsache, daß Däniken bald als Plagiator überführt wurde, tat dem Geschäft keinen Abbruch. Um dem wissenschaftsfeindlichen Werk eine wissenschaftliche Tünche zu verleihen, hatte der Autor ein „Quellenverzeichnis“ angefügt. Dort stand ein Werk Albert Einsteins zur Relativitätstheorie im trauten Nebeneinander mit dem Märchenbuch „Gullivers Reisen“ von Jonathan Swift und mit Veits „Dokumentarbericht über den UFO-Kongreß“.

Beim Schöpfen aus so unterschiedlichen Quellen konnte nicht ausbleiben, daß er ein bißchen die Übersicht verlor. Denn in der Bücherliste fehlen ausgerechnet jene Titel, aus denen er am meisten abgeschrieben hat. Beispielsweise die Bücher „Phantastische Vergangenheit“ und „Verratene Geheimnisse“, mit denen der französische „UFO-Forscher“ Robert Charroux schon vorher ein ähnliches Geschäft machen wollte, wobei ihm freilich der große Erfolg versagt geblieben war.

Däniken nennt in seinem Verzeichnis wohl die französische Ausgabe des einen Buches, die er jedoch kaum benutzt

haben dürfte. Denn in den „Erinnerungen an die Zukunft“ tauchen gleiche sachliche und orthographische Fehler auf wie in den deutschsprachigen Büchern von Charroux. In der Eile des Abschreibens hatte Erich von Däniken das Korrigieren ganz einfach vergessen.

Der zwanzigjährige Oberprimaner Gerhard Gadow machte sich die Mühe und zog Vergleiche. Neben den zwei Schriften des Franzosen waren es noch drei weitere Bücher — „Aufbruch ins dritte Jahrtausend“ von Jacques Bergier und Louis Pauwels, „Götter, Gräber und Gelehrte“ von C.W. Ceram und die „Auferstandene Geschichte“ von Edward Bacon —, aus denen der „Mitternachtsforscher“ fleißig kopiert hatte. Gadow zeigte das an vielen Textvergleichen.

Mit seinem Buch „Erinnerungen an die Wirklichkeit — Erich von Däniken und seine Quellen“ bewies er wissenschaftliche Akribie, die aber bekanntermaßen ein recht ungeeignetes Brett für den Sprung in die Millionärskaste abgibt. Sein Report über den Schwindler kam jedenfalls über eine einzige dünne Auflage nicht hinaus, und der große Büchermarkt blieb dem Schwindler selbst vorbehalten.

Im Sommer 1968 war Däniken ein bekannter Mann. Mit zwingender Logik präsentierte nun die berühmte Medaille ihre Kehrseite: Gläubiger mahnten Rückzahlungen an, denn nach wie vor stand der Hotel-Manager mit rund 300 000 Schweizer Franken in der Kreide.

Ein paar Wochen noch konnte er Zeit gewinnen und seine Kreditoren mit Vertröstungsbriefen und großartigen Versprechungen hinhalten. „Er schwindelte“, stellte selbst ECON-Redakteur Roggersdorf zu diesen Briefen fest, „daß sich die Balken bogen... Es ist schwierig, bis unmöglich, Däniken im Irrgarten seiner konfusen Überlegungen zu folgen.“

Als die ersten Zahlungsbefehle eintrafen, sah Däniken keinen anderen Ausweg mehr als die Flucht. Am 18. September 1968 verließ er die Schweiz und flog nach New York, gerade noch rechtzeitig, denn am gleichen Tag leitete der Untersuchungsrichter von Davos das Ermittlungsverfahren gegen ihn ein. In der neuesten Ausgabe des „Schweizerischen Polizeianzeiger“ wurde der Haftbefehl veröffentlicht: Erich von Däniken ist bei nächstfolgender Berührung auf schweizerischem Boden in Untersuchungshaft zu nehmen!

Nun packte ihn der Verfolgungswahn. Nirgendwo fühlte er sich mehr sicher. Aus den USA wechselte Däniken nach Mexiko über, reiste dann nach Chile und weiter nach Indien,

von dort in den Nahen Osten. Am 19. November 1968 schließlich landete er mit einer Boeing auf dem Flugplatz Wien-Schwechat. Sein Ticket für den Weiterflug nach München mußte verfallen, denn Erich von Däniken wurde bei der Paßkontrolle verhaftet. Zwei Wochen vorher war Interpol eingeschaltet worden. Die „Abendzeitung“ in München meldete:

„Nach den Ermittlungen der Kripo geriet er in Schulden, weil er in Klubs und Nachtlokalen mit dem Geld um sich warf... Mehr als DM 500 000,- soll sich der Schriftsteller ergaunert haben, bevor er in den Orient verschwand.“

Aus Dänikens Sicht sah das alles ganz anders aus. Im Wiener Untersuchungsgefängnis führte er ein „Tagebuch“, das aufschlußreiche Einblicke in die okkultistische Geisteshaltung des Autors liefert. Bereits am ersten Tage notierte er: „Was habe ich bloß verbrochen? Weshalb diese Verhaftung? Wessen kann man mich beschuldigen? Wer hat etwas gegen mich?“

Eine Woche später wurde die Sache deutlicher. „Langsam reift in mir die Ahnung, daß mich offensichtlich wer hineinlegen will. Jemand muß Interesse daran haben, mich fertigzumachen.“

Auch diesen ominösen „Jemand“ kann er allmählich identifizieren. Dazu nutzte er seine hellseherischen Fähigkeiten, die ihn seit frühester Jugend verfolgten und die ihm auch vieles von dem offenbarten, was er in seinen Büchern schilderte. Am 6. Dezember schrieb er ins „Tagebuch“: „Es gelang mir nur zweimal, meine Psi-Kraft einzusetzen und in die Vergangenheit zu ‚reisen‘. Wahrhaftig, von Fairneß ist bei der zuständigen Stelle keine Spur zu erwarten.“

Zwei Tage darauf: „In dieser schlaflosen Nacht gelang es mir zum drittenmal, meine Psi-Kraft einzusetzen. Ich bin erfreut darüber, denn früher gelang es mir nur unter Alkohol.“

Dann kann er endlich die „zuständige Stelle“ ermitteln: Untersuchungsrichter Dr. Hans-Peter Kirchhofer — der „Obemarr in Davos“.

Die abstinente Zeit im Gefängnis hatte Erich von Däniken offenbar gut genutzt, um seine „Psi-Kraft“ zu schulen. Er vervollkommnete seine Fähigkeit in „Espen“, wie er es auch nannte, konnte aber eine Barriere noch immer nicht überwinden.

„Die Schwierigkeit besteht darin“, gestand er offen ein, „daß ich präzise ‚sehe‘, was geschah oder geschehen wird,

1965 wollte Erich von Däniken das Hotel „Rosenhügel“ in Davos pachten. Das „Wirtepatent“ wurde dem einschlägig Vorbestraften verweigert.

Am 12. 2. 1969 wurde Erich von Däniken von Österreich an die Schweiz ausgeliefert, nachdem ihn Interpol in Wien verhaftet hatte.



aber ich weiß nie, ob das gesehene Ereignis schon vorbei ist oder ob es erst kommen wird. Ich unternehme in diesem Dämmerzustand Zeitreisen, weiß aber nie, ob ich mich in der Vergangenheit oder Zukunft befinde."

Psychiater bezeichnen solche Verwechslungen schlicht als „paranoide Schizophrenie“.

Für den ECON-Verlag erwiesen sich selbst diese okkultistischen bis psychopathischen Meditationen noch als wertvoll genug, um in ein Buch aufgenommen zu werden, das anlässlich dieser Ereignisse zusammengestellt wurde. Mit sicherem Gespür hatten die Düsseldorfer Verleger schon in den ersten Monaten des Jahres 1968 registriert, daß mit der Däni-ken-Welle das ganz große Verlagsgeschäft zu machen war.

Die bisher üblichen Maßstäbe — Vergabe von Lizenzen für Taschenbuchausgaben, an Buchgemeinschaften und an Filmemacher — waren bald durchbrochen. Dänikens unwissenschaftliche Thesen forderten zum Widerspruch auf. So begann die in der Buchgeschichte bislang einmalige Eskalation; der gleiche Verlag profitierte abwechselnd an Pro und Kontra. „Dänikens“ und „Anti-Dänikens“ füllten umschichtig die Kassen. Keinen Platz in diesem Ringenspiel fanden allerdings Autoren wie Gadow, der schon Dänikens erstes Buch als das entlarvt hatte, was es wirklich war: ein Sammel-surium von Abschreibereien aus anderen Büchern. Denn in der verlagsoffiziellen ECON-Reklame galt Däniken als einmaliges Original, als „einer der ganz wenigen echten Outsider“.

„Man sollte solche Leute unter Naturschutz stellen“, forderten die Werber. „Oder unter Denkmalsschutz. Jedenfalls unter einen Schirm, der verhütet, daß solche Originale verblühen.“

Und so sorgte der ECON-Verlag schon dafür, daß seinem mit Abstand erfolgreichsten Autor keine Perle aus der Blütenkrone fallen konnte. Die Düsseldorfer „Anti-Dänikens“ waren im Grunde nur sekundierendes Beiwerk zum primären Geschäft, das mit dem Markenzeichen „Däniken“ gemacht wurde.

Der Engländer Nigel Davies beispielsweise geht in dem ECON-Buch „Bevor Columbus kam“ hart mit Däniken — und auch mit Williamson — ins Gericht, widerlegt zahlreiche Thesen des Schweizer Autors und befaßt sich eingehend mit dessen Feindschaft zur Archäologie. Alles sehr überzeugend, doch dann kommt die letzte Seite des Kapitels: Im Grunde genommen habe Däniken nur übertrieben!

„Ein einmaliger Besuch aus dem Weltraum auf der Erde wäre denkbar, oder notfalls zwei Besuche, jedenfalls genügend, um die Erschaffung des Homo sapiens und die einer höheren Zivilisation zu erklären. Es ist jedoch keine haltbare Theorie, zu behaupten, daß jedesmal, wenn Erdenbewohner große Pyramiden zu bauen begannen oder riesige Steinblöcke beförderten, außerirdische Besucher herbeieilten, um ihnen zu helfen.“

Aber geschaffen worden sei der Mensch wahrscheinlich eben doch durch die Außerirdischen. Bei solchen verlegerischen Klopffechtereien behält Däniken immer jenen kleinen Vorsprung, den er als Zugpferd mit Augurenlächeln im Düseldorfer Augiasstall benötigt.

War das ECON-Techtelmechtel mit Pro und Kontra noch einigermaßen originell, so galt das schon nicht mehr für das Zusatzgeschäft mit der Sekundärliteratur zu Däniken. Das hatten bereits andere Verlage und viel früher mit ihren Erfolgsautoren praktiziert. Aber der ECON-Verlag wollte nun, um alle Einnahmequellen auszuschöpfen, gleichfalls den Akker vollständig pflügen — alles zusammen ein Lehrbeispiel dafür, wie ein kapitalistisches Verlagsunternehmen Maximalprofite macht.

Der erste „Sekundär-Däniken“ erschien 1970 — Titel: „Das seltsame Leben des Erich von Däniken“. Der Schweizer Bestseller-Autor saß zu jener Zeit noch im Gefängnis, und der ECON-Verlag verfolgte mit diesem Buch noch beiläufig den Zweck, seinen kriminellen Star etwas zu rehabilitieren.

Däniken hatte nach der Verhaftung durch Interpol ein Vierteljahr in österreichischer Untersuchungshaft verbracht und war am 11. Februar 1969 an die Schweiz ausgeliefert worden. Vom 3. bis zum 13. Februar 1970 fand dann vor dem Kantonsgericht von Graubünden in Chur der Prozeß statt. Däniken wurde wegen „wiederholter und fortgesetzter Veruntreuung, wiederholtem und gewerbsmäßigem Betrug und wiederholter und fortgesetzter Urkundenfälschung“ zu dreieinhalb Jahren Gefängnis, 3000 Franken Geldbuße, zwei Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und zur Erstattung der Prozeßkosten von 48 300 Franken verurteilt.

Die Richter mußten sich durch einen Aktenberg in der stattlichen Höhe von 1,70 Metern durcharbeiten, und die Strafe gegen Däniken fiel so hoch aus, suggeriert das ECON-Buch, weil dieser Stapel zu niedrig war. Viel Entlastungs-

Vom Kantonsgericht Graubünden wurde Erich von Däniken im Februar 1970 wegen „fortgesetzter Veruntreuung“ und ähnlicher Delikte zu dreieinhalb Jahren Gefängnis und weiteren Zusatzstrafen verurteilt. Er mußte 666 Tage absitzen.



material habe gefehlt, zum Beispiel das von Hans Neuner.

Dänikens Freund war über Manipulationen in der Buchführung des Hotels vernommen worden, und dabei hatte er offenbar nur die belastenden Fakten genannt, denn er mußte eilig zum Bahnhof. „Ich war befangen in dieser Umgebung, ich war sehr ängstlich“, erklärte er. „Ich mußte immer denken: Na, hoffentlich versäume ich den Zug nicht. Darum habe ich vielleicht vieles ausgelassen, was ich hätte sagen können.“

Er hatte deshalb auch keine Zeit, sein Vernehmungsprotokoll durchzulesen und „richtig zu korrigieren oder richtigzustellen.“

Schuld an Dänikens Verurteilung sei auch dem Psychiater Dr. med. Erich Weber zuzusprechen, behauptet das ECON-Buch weiter. Der Arzt mußte den Angeklagten auf seinen Geisteszustand untersuchen. In der Expertise kam er zu solchen Feststellungen wie „geltungstüchtig, lügnerisch, haltlos, krimineller Psychopath mit hysterischem Charakter“. Für die ECON-Schreiber galt dieser Dr. Weber deshalb nicht mehr als Spezialarzt, sondern als „Spezialarzt“, der ein „haarsträubendes Gutachten“ verfaßte und im Prozeß für einen „makaberempörenden Höhepunkt“ sorgte.

Als größter Bösewicht aber mußte der Untersuchungsrichter Dr. Hans-Peter Kirchhofer herhalten, der nichts anderes im Sinn gehabt habe, als Erich von Däniken fertigzumachen. Unter der Aufsicht dieses Beamten jedoch konnte der so arg Betroffene noch während der Untersuchungshaft sein zweites „Werk“ verfassen. Kirchhofer besorgte ihm die gewünschten Bücher zum Abschreiben, die vorbereiteten Notizen und eine Schreibmaschine.

Für den Titel „Zurück zu den Sternen“ benötigte Däniken nur ganze vier Monate, denn Neuigkeiten waren kaum zu vermelden. Alte Klamotten aus den „Erinnerungen an die Zukunft“ wurden aufpoliert und mit größerem mystischem Beiwerk ausgeschmückt. Das Buch glich — so der STERN — einer „Sektierer-Bibel“.

Da Däniken, wie er in seinem „Tagebuch“ schrieb, zum Hellsehen eigentlich den Alkohol benötigte, konnten ihm seine im Gefängnis durch Abstinenz geschwächten „Psi-Kräfte“ auch nur wenige neue Varianten zum alten Thema offenbaren. So teilte er dann ergänzend lediglich mit, daß sich in grauen Vorzeiten auch Riesen — „direkte Nachfahren

riesenhafter fremder Kosmonauten" — auf der Erde tummeln, und allen anatomischen Größenunterschieden zum Trotz waren auch sie in der Lage, sich mit den ersten Töchtern der Menschheit zu paaren! Auch dabei blieb die Selektion die Triebfeder der Entwicklung. „Rückfällig gewordene Wesen" wurden vernichtet, und der „auserwählten Gruppe" schenkten die supergroßen „Außerirdischen" ein „bedeutendes hygienisches, medizinisches, technisches Wissen". Aber nicht nur das, denn sie „deponierten eine Schrift und Methoden zum Anbau von Gerste". Und schließlich die Story von den Tachyonen!

Professor Gerald Feinberg von der New-Yorker Columbia-Universität hatte 1967 in einer Fachzeitschrift rein theoretisch erörtert, ob es „Teilchen" geben könne, die sich schneller als Licht bewegen. Er nannte diese Gedankengebilde Tachyonen.

Für Däniken waren diese nur in der Gedankenwelt vor kommenden „Teilchen" nun sofort „billionenfach schneller als das Licht" und bestens geeignet zu einer neuen „Antriebsenergie für Raumsonden ... mit tausendfacher Lichtgeschwindigkeit". Solches Tempo blieb den irdischen Raumschiffen nur deshalb noch versagt, weil sie „bisher mit der Energie von Millionen Litern Treibstoff vom Boden abhoben". Das hatte Einstein übersehen, und mit den Dänikenschen Tachyonen-Raketen werden die Menschen demnächst ihre Götter in fernen Galaxien besuchen!

Als „technologisch Halbgebildete" bezeichnete der Kölner Sozialpsychologe Professor Hans Anger die Leser solcher Bücher. Eine komplizierter werdende Welt wird für sie zunehmend undurchschaubarer, sie glauben mehr und mehr an Wunder. Däniken liefert nun ein „Pseudoverständnis der Wirklichkeit", wie es Professor Anger formulierte. Darin sah er einen entscheidenden Grund für den Verkaufserfolg dieser Bücher.

Däniken mußte von seiner letzten Strafe 666 Tage absitzen. Am 14. September 1971 wurde er aus der „Kantonalen Strafanstalt Regensdorf" entlassen. Ins Hotelgewerbe kehrte er nicht mehr zurück.

Sein paradiesisch gelegener Schweizer Wohnsitz gilt im Volksmund als „Millionärsvilla". Dort widmet er sich ganz der Bücherschreiberei, wenn er nicht gerade auf einer Weltreise unterwegs ist oder seine „Weltkongresse für Altertums-Astronautik" — Nachfolger von Veits UFO-Tagungen — veranstaltet.

Zu solchen Treffen kommen „Gläubige“ aus zahlreichen Ländern. Die meisten wissen nichts von den Gefängnisstrafen ihres „Meisters“, und wenn doch, dann fallen bei Literaturkundigen Namen wie Hans Fallada, Oscar Wilde oder Georg Kaiser. Solche Vergleiche jedoch sind nicht nur unfair gegenüber manchen großen Schriftstellern, die durch tragische Umstände in Justitias Hände gerieten, sondern auch total verfehlt. Denn am literarischen Werk dieser Autoren gibt es keinerlei Abstriche; die Achtung vor ihrem Schaffen bleibt unberührt von manchen dunklen Schatten in der Biographie.

Auch Wert oder Unwert der Däniken-Bücher werden nicht am Vorstrafenregister gemessen. Aber bei dem Schweizer Autor bilden „Werk“ und Person eben eine Einheit. Das erste Buch schrieb er unter dem Druck der durch Betrügereien angehäuften Schulden. Er wechselte dabei zu einem Gebiet über, auf dem die Gesetze der kapitalistischen Klassengesellschaft dem Betrug keinerlei Schranken gebieten: Däniken wurde zum Apostel eines grandiosen Programms gezielter Manipulationen durch betrügerische Massenverdummung. Und das wiederum durch Betrug auf einer anderen Ebene — durch geistigen Diebstahl. ECON und andere Verlage, die Dänikens Bücher herausbrachten, interessierte der Gewinn und sonst nichts. Von den moralischen Prinzipien großer bürgerlicher Verleger der Vergangenheit war nichts mehr geblieben. Der nächste Fall mit Däniken macht das alles erneut überaus deutlich.

Höhlenlatein

„Die Story um Erich von Dänikens drittes Buch *„Aussaat und Kosmos“* aber ist spannend wie ein Thriller“, heißt es werbewirksam in einer „Dokumentation“ des ECON-Verlages aus dem Jahre 1973. Dieses Mal hatte sich Däniken weniger mit dem Kopieren aus anderen Büchern befaßt, sondern einem ausländischen Schriftsteller-Kollegen eine mündlich überlieferte Story gestohlen und anschließend maßlos aufgebauscht. Für den ECON-Verlag war auch dies kein Anlaß zum Distanzieren. Ganz im Gegenteil! Die Vorkommnisse wurden vielmehr genutzt, um dem neuen Däniken-Buch noch ein krimiähnliches Begleitwerk zur Entstehungsgeschichte auf den Weg zu geben. Der hochtrabende Titel „Das

Welt-Phänomen Erich von Däniken" sollte das Plagiat bemänteln und die Fälschungen, die dem Autor ganz rasch nachgewiesen wurden, übertünchen.

Der Sache nach ging es um Höhlen. Sie zählen in aller Welt zu den touristischen Attraktionen. Vielerorts umranken erregende Ereignisse jene geheimnisvollen Gänge oder steinernen Dome, wobei nicht alles, was die Überlieferungen bieten, tatsächlich geschehen ist. Denn das unterirdische Dunkel sollte sich immer wieder als Quelle für eine leuchtende Phantasie erweisen. So kann beinahe jede Höhle mit ihrer eigenen Sage aufwarten.

Manche Legenden verstricken sich hierbei zu einem unentwirrbaren Knäuel von Dichtung und Wahrheit. Das ist nicht selten gerade dann der Fall, wenn solche Höhlen verfolgten Menschen Zuflucht geboten haben sollen. Im Oberwald bei Hohenstein-Ernstthal gibt es eine Karl-May-Höhle, die als ehemaliges Versteck des bekannten Schriftstellers gilt. Karl May habe sich dort in jungen Jahren nach einer Straftat vor den polizeilichen Häschern versteckt gehalten. Und unweit von den erzgebirgischen Greifensteinen senkt sich das Waldgelände zur Stülpner-Höhle hinab, die einst für den Wildschützen Asyl gewesen sei.

Weniger aufsehenerregend, dafür entschieden glaubwürdiger geht es in der Speläologie zu. In diesem Spezialgebiet der Wissenschaften wurden die Höhlen sogar zu Objekten einer eigenständigen Forschung.

Aber alles, was vor dem August 1972 an Wissen zutage gefördert, an Überlieferungen gesammelt oder an schmückenden Legenden erfunden wurde, war nichts. Nichts im Vergleich zu dem, was die Leser des dritten Däniken-Buches nunmehr erfahren durften. Es begann jene Story, „spannend wie ein Thriller“.

„Aussaat und Kosmos“ lautete der neue Titel, und sicherlich empfanden es die Käufer der einhunderttausend Exemplare der ersten Auflage als unschätzbaren Vorteil, daß ihnen nunmehr ein authentischer Reisebericht zum einstigen Wohnsitz der Außerirdischen geboten wurde. Denn nur wenige Wochen zuvor, im März jenes Jahres, durfte ihr Lieblingsautor als einer der ersten Menschen die wohl aufsehenerregendste Entdeckung der Neuzeit besichtigen.

In der ecuadorianischen Provinz Morona-Santiago, berichtete Däniken, hatte ein Señor Juan Moricz ein künstlich angelegtes „gigantisches Tunnelsystem von mehreren 1000 Ki-

lometern Ausdehnung tief unter der Erde" aufgespürt. Man mußte vermuten, daß sich hier einst der außerirdische „Urvater der Menschheit" versteckt hatte. Darauf deutete unter anderem eine umfangreiche „Metallbibliothek" hin. Auf dicken Platten, teilweise auch auf Folien mit den Maßen 96 mal 48 Zentimeter, war „voraussichtlich eine historische Zusammenfassung einer verlorenen Zivilisation, von welcher der Mensch bisher weder Ahnung noch Beweise hatte", aufgezeichnet.

Erich von Däniken mußte sich vorerst mit diesbezüglichen Vermutungen begnügen, da er die fremdartige Schrift beim ersten Bibliotheksbesuch in 240 Meter Tiefe noch nicht zu entziffern vermochte. Auf alle Fälle hatte Entdecker Juan Moricz, der den Schriftsteller beim Rundgang begleitete, mit diesem gewaltigen Höhlenlabyrinth einen „unterirdischen Tresor der Menschheitsgeschichte" aufgefunden.

Das galt nicht nur mit Blick auf den enormen historischen Fundus, sondern auch angesichts der unermesslichen Kunstschätze aus Gold, die hier versteckt lagen. Als er den Eingang — „breit wie ein Scheunentor" — durchschreiten durfte, begann, wie Berichterstatter Däniken ehrlich bekannte, das „größte Abenteuer" seines Lebens. Kurz darauf übertrumpfte allerdings der Besuch der Armenkirche „Maria Auxiliadore" in Cuenca beinahe diese Erlebnisse. Der ehrwürdige Pater Carlo Crespi führte seinen Goldschatz vor, der alles in den Schatten stellte, was südamerikanische Museen bieten konnten.

In fünfundvierzig Jahren war diese enorme Sammlung gewachsen. Indios, die ihren geistlichen Hirten liebten und verehrten, kramten aus alten Verstecken immer wieder goldene Miniaturen und Monster aus und schenkten sie dem Pater. Auch jetzt waren die Ureinwohner wieder mit von der Partie.

„Die Indios schleppen die Goldplatten, Goldbarren und Goldblöcke aus dem Hinterhof der Marienkirche vor meine Kamera", schildert Däniken seine Visite beim Pater. „Wenn deshalb nun von Gold und immer wieder von purem Gold die Rede sein wird, ist das in jedem Fall wörtlich zu nehmen, es handelt sich eben um pures Gold."

Auch hier war nicht alles von dieser Welt. Der Pater kramte eigenhändig eine Goldplatte von vermutlich außerirdischer Herkunft heraus.

„Hier, junger Freund, ist etwas Besonderes für Sie!" führte der alte Herr jene Kostbarkeit vor: „Dieses Stück stammt aus der Zeit vor der Sintflut!"

Das Bild war schwer zu deuten. „Etwas wie eine Morse-schrift, Punkte, Striche, Notrufe?“ fragte sich Däniken. Oder: „Eine Schalttafel für Reglerableitungen?“ Der erste Blick jedenfalls brachte noch keine Klarheit.

Dennoch erschien alles, was Erich von Däniken auf dem Ekuador-Trip sehen konnte, sensationell genug. Wenige Monate später legte er in „Aussaat und Kosmos“ seinen reichbebilderten Reisebericht vor, wobei zahlreiche Farbaufnahmen noch überzeugender als die Schwarzweiß-Fotos wirkten.

Was Däniken nun als Weltsensation schilderte, wollte die Hamburger Illustrierte STERN ihren Lesern nicht vorenthalten. Die Reporter Hero Buss und Perry Kretz reisten nach Ekuador und recherchierten in dem fraglichen Gebiet. Sie interviewten Senor Juan Moricz, den es tatsächlich gab, und seinen Rechtsanwalt Dr. Gerardo Pena, sie besuchten den Pater Crespi und wollten die Goldschätze fotografieren.

Am 1. Oktober 1972 platzte die Bombe. „*Augenzeugen über Dänikens neues Buch: ‚Warum macht der Mann so krumme Dinge ?‘*“ hieß die Schlagzeile im STERN. Nichts von dem, was Däniken geschildert hatte, stimmte; alles war erfunden oder gefälscht.

Wohl gab es in der betreffenden Region wie überall in Ekuador diverse Höhlen, und Moricz befaßte sich auch mit Höhlenforschung. Von Gold jedoch oder gar von einer „Metallbibliothek“ konnten die Reporter nichts entdecken. Und mit Gold vermochte auch Pater Crespi nicht aufzuwarten. Er hatte zwar manches zusammengetragen. Aber das erwies sich bei näherem Hinschauen als Tand und Tinnef, was jedoch die Freude des alten Herrn an diesem Sammelsurium nicht schmälerte, denn seine Senilität mußte als beängstigend bezeichnet werden.

Hochstapler Däniken reagierte in den folgenden Monaten auf diese Entlarvung als Fälscher mit einem taktischen, Gemisch aus homöopathisch dosierten Rückzugsgefechten und halsbrecherischen Fluchtversuchen nach vorn. Verständlicherweise mußte dabei die Logik tollkühne Kapriolen schlagen.

„Wenn niemand die Metallbibliothek gesehen hat“, argumentiert er, „ist es deshalb absurd, wenn behauptet wird, eine solche Metallbibliothek existiere nicht.“ Er selbst jedenfalls sah davon auch nicht viel, aber immerhin „ein Promille“!

Auch mit Pater Crespi sei die Sache verständlich. Er habe

früher ein ganz großes Museum besessen, das sei 1962 einer Brandstiftung zum Opfer gefallen, wobei aber viel gerettet werden konnte. „Doch seither“, fabulierte Däniken, „hat Crespi Angst, daß seine wertvollen Schätze erneut aus der Welt geschafft werden sollen, und er zeigt sie niemanden mehr.“ Er selbst jedoch durfte alles anschauen — „die Kunstwerke aus Metall aller Art, darunter viel Gold“ —, weil der Pater in ihm einen der „WISSENDEN“ erkannt habe.

Am 17. September, als Däniken aus den Hamburger Redaktionsstuben bereits das leise Ticken der Bombe vernahm, schrieb er einen Brief an den STERN. Nur einen kleinen Teil des Höhlensystems habe er besichtigen können. Aus dem Entree, einst „breit wie ein Scheunentor“, war nunmehr ein kleiner Seiteneingang geworden. Die Reporter konnten ihn gar nicht finden, erläuterte er, denn mindestens elf Monate im Jahr sei er vom Wasser überflutet. Moricz habe ihm alles vorgeführt. „Ich glaube nicht“, lamentierte Däniken, „daß er heute zurückkrebse kann und nun behauptet, die Metallbibliothek ... sei Erfindung.“

Dem ECON-Verlag schlug Däniken vor, mit einem Sachverständigen nach Ekuador zu fahren, um ihm dort alles zeigen zu können. Prof. Dr. Udo Oberem, Direktor des Institutes für Amerikanistik an der Bonner Universität, erklärte sich dazu bereit.

Ein solches Vorhaben konnte das angeschlagene Renommee des Düsseldorfer Verlagshauses weiter zerbröckeln lassen, denn der Glaube an die ominöse „Metallbibliothek“ schien auch dort mächtig geschrumpft zu sein. So entschloß sich der ECON-Verlag zu einem für seinen Starautor recht despektierlichen Schritt. Der Psychotherapeut Dr. med. Hellmut Sopp erhielt den Auftrag, ein „Psychogramm“ über Erich von Däniken anzufertigen.

Um Auskunft über den Geisteszustand des Mannes zu erhalten, wurde der noch am wenigsten anrühige Weg gewählt, zählt doch die Psychographie zu den in kapitalistischen Ländern häufig genutzten Methoden der „Persönlichkeitsbeschreibung“, wenn es um Eignungsprüfungen oder ähnliches geht. Sehr schmeichelhaft fiel diese psychiatrische Expertise dennoch nicht aus. Dem Exploranden wurden wohl „Zuversicht“ und „missionarischer Glaube“ bescheinigt, aber zum Schluß resümierte der Arzt mit der Feststellung: „Von welcher Seite man E. v.D. auch betrachtet, er ist immer und überall ein Außenseiter.“

Mit der nervenärztlich bescheinigten „Zuversicht“ prellte Däniken jetzt nach vorn. Zuerst lancierte er einen Bericht in die Öffentlichkeit, für dessen „Wahrheit“ sich ein Fräulein Pia Buob verbürgte. Das war eine ihm befreundete Stewardess der SWISSAIR.

An Dr. Pena, den Anwalt von Senor Moricz, habe sie persönlich eine Botschaft des Herrn von Däniken überbracht, worauf sie der ecuadorianische Advokat sogleich zu seiner Familie einlud. Über den STERN-Artikel sei der Advokat „höchst entsetzt“ gewesen, hingegen habe man über Herrn von Däniken „überall in ehrlicher Zuneigung und Begeisterung“ gesprochen. Der große Schriftsteller solle nur recht bald wieder nach Ekuador auf Besuch kommen und auf alle Fälle auch seine Frau mitbringen. Eine schriftliche Einladung werde noch folgen, sobald Senor Juan Moricz aus der unterirdischen Metallbibliothek zurückgekehrt sei.

Dieser Brief ließ nun auf sich warten, und auch drei angebliche Schreiben Dänikens an den Rechtsanwalt blieben unbeantwortet. In den Kopien, die er veröffentlichen ließ, ging es um ein vermeintlich dringendes Anliegen — nämlich recht bald mit dem Sachverständigen nach Ekuador kommen zu dürfen. Eile sei geboten, drängelte er in der Briefkopie vom 29. Dezember 1972: „Die Situation beginnt schwierig für mich zu werden, um nicht zu sagen unmöglich.“

Zeitungsreporter, die allen Sensationen hinterherliefen, hatten ihn gestellt. Immer wieder tauchten in den Blättern Anfragen zum Höhlenlatein auf: Wann endlich könne Erich von Däniken einen Experten in den unterirdischen Lesesaal führen und dort die Folianten aus der Vorgeschichte der Menschheit vorzeigen?

Rechtsanwalt Pena droht

Das Jahr 1972 ging zu Ende, aber nichts geschah. Aus dem ECON-Verlag, der die Kosten der Expedition tragen wollte, kam nun der Vorschlag, dann eben auf gut Glück die Reise nach Südamerika anzutreten, um wenigstens die Sache mit dem Gold von Pater Crespi zu klären.

Mit solcher Konsequenz hatte nun Däniken nicht gerechnet. Am 7. Januar 1973 begründete er in einem seitenlangen Brief an seinen Verlag, weshalb daraus nichts werden kann:

„Allein wegen Pater Crespi. nach Ekuador zu reisen ist ein Unding . . . Was ICH will, ist aus Ekuador den klipp und klaren Beweis, ‚die Metallbibliothek existiert‘. . . Crespi bringt nichts Neues. Im Gegenteil, er bringt bloß Ärger. . . Es ist nicht einfach, ohne gründliche metallurgische Untersuchungen in dem Wirrwarr von Crespi klarzusehen ... Daß Pena und Moricz bis heute nicht antworteten, beunruhigt mich. Ich beginne mich zu fragen, ob hier nicht andere Kreise sich eingeschaltet haben.“

So also hatten sich die Berge aus „purem, Gold“ zuerst in „Metall aller Art, darunter viel Gold“, und schließlich in einen „Wirrwarr“ verwandelt.

Die „Beunruhigung“ über das Schweigen von Dr. Pena sollte nur noch ein paar Tage vorhalten. Dann traf das Schreiben des ekuadorianischen Rechtsanwalts, datiert vom 26. Januar 1973, ein. In dem Brief hieß es unter anderem: „Wider alles Recht haben Sie öffentlich Gebrauch aller Ihnen übermittelten Informationen gemacht, sie umgemünzt und in einen erfinderischen Stil gebracht...“

Indem Sie den wissenschaftlichen Charakter der Forschungen herabsetzten, haben Sie daraus ein Geschäft gemacht

Trotz unseres ursprünglichen Wunsches, Ihr Ansehen als Schriftsteller zu bewahren, war es uns mit Rücksicht auf die Wahrheit entschieden unmöglich, eine so wirklichkeitsfremde Behauptung zu unterstützen ... Aber keinen Augenblick lang haben Sie mit uns an den Erlebnissen teilgenommen, wie Sie in Ihrem Buch erzählen.“

Der Anwalt forderte Däniken schließlich noch auf, zur gütlichen Regelung nach Ekuador zu kommen.

Dem Dr. Pena ging es bei diesem Verlangen nun nicht etwa um eine sachliche Richtigstellung der falsche Behauptungen in Dänikens Fabel, sondern um handfeste materielle Interessen seines Mandanten. Juan Moricz arbeitete selbst an einem Buch und wollte dabei mit einigem Höhlenlatein flunkern. Er hatte seinem Schriftstellerkollegen davon berichtet, und Däniken stahl ihm die Schau. Innerhalb nur weniger Wochen brachte er die geklaute Story zu Papier, womit der Ekuadorianer seine Geschichte in die Esse schreiben konnte.

Von dem vorher so dringenden „Wunsch“, ganz schnell mit einem Sachverständigen nach Ekuador kommen zu dürfen, wollte Däniken jetzt nichts mehr wissen. Bin „hier in Europa immer noch mit Vorträgen überlastet“, antwortete er.

Und später müsse er nach Australien fahren. Und übrigens käme die falsche Höhlen-Story eigentlich gar nicht auf sein Konto. In dem ihm eigenen Stil — redaktionell unbearbeitet — und mit falscher Grammatik teilte er mit: „In der ersten Auflage meines neuen Buches sind — teils durch die Redaktion, welche nicht durch mich gemacht wurden — einige Fehler und Übertreibungen hineingeraten. Diesbezüglich der unterirdischen Welt als auch der Gegenstände bei Pater Crespi.“

Rechtsanwalt Dr. Pena antwortete rasch. „Auf gütlichem Wege“ soll Däniken die dem Herrn Moricz zustehende Summe zahlen, sonst werde er in der BRD „seine Rechte auf Schadenersatz wegen Mißbrauch vor Gericht geltend machen ...“

Trotz seiner schlechten Erfahrungen mit der Justiz schien ihm solche Drohung doch Grund genug zum Lachen zu sein, und der nunmehr große Däniken wollte es dem kleinen Moricz schon zeigen. „Ideen und Theorien lassen sich nicht patentieren“, meldete er am 16. März 1973 nach Ekuador, und: „Dafür von mir Prozente kassieren zu wollen — ist ein Witz.“

Einmal in Schwung gekommen, schrieb er im Interesse seiner persönlichen Geschäfte an jenem 16. März 1973 noch einen zweiten Brief. Er hatte etwas davon gehört, daß die US-Filmgesellschaft „Media Associated Company“ in irgendwelchen ekuadorianischen Höhlen einen Film drehen wollte. Nun versuchte Erich von Däniken, seine Höhlen-Story ein zweites Mal zu verkaufen.

Er schrieb an Media-Manager James B. Mobley, berichtete vom Erfolg, den die Constantin-Filmgesellschaft mit dem Streifen „Erinnerungen an die Zukunft“ eingespielt hatte, verwies bescheiden auf seine Gesamtauflage von damals neun Millionen verkauften Büchern, um schließlich seine Vorschläge für neue Geschäfte zu offerieren: „Vielleicht besteht sogar die Möglichkeit für eine Koproduktion zwischen ‚Constantin-Film‘ und Ihnen... Ich selbst habe darüber hinaus eine ganze Reihe wichtiger Informationen und sowohl über das Tunnelsystem in Ekuador als auch über andere mysteriöse Plätze auf diesem Planeten.“

Solche allzeit rührige Geschäftstüchtigkeit machte Herrn von Däniken inzwischen zum Millionär. Die Drohung von Rechtsanwalt Dr. Pena verpuffte. Er durfte die mit der plagierten Höhlen-Story ergaunerten Beträge auf seinem Konto behalten. Das verdankte der große Schwindler nicht

nur seinem Aufstieg in die Kaste mit manchen schützenden Tabus, sondern auch einem Fehler des kleinen Schwindlers Moricz.

Dieser hatte wohl etwas mit Höhlenforschung zu schaffen, aber gerade in einem für ihn ungünstigen und deshalb für Däniken äußerst günstigen Moment stellte sich heraus, daß eine Höhle, für die er Entdeckerrechte beanspruchte, schon seit Jahren wiederholt von anderen Forschern besucht worden war. Damit aber schwand seine Chance auf Schadenersatz, und Däniken war vor erneutem gerichtlichem Zugriff geschützt.

Seinem Starautor ließ der ECON-Verlag noch eine moralische Rehabilitation folgen: Eine Experten-Expedition nach Ekuador — auf Verlagskosten — werde zeigen, was an den Höhlengeschichten dran sei; einen Termin könne man noch nicht nennen — vielleicht im August 1973.

So wuchs allmählich Gras über die Geschichte. Die Zeitungsreporter mußten Ausschau nach neuen Sensationen halten, denn die Langeweile hatte schon mächtig am Höhlenlatein genagt. Für den ECON-Verlag liefen die Geschäfte prächtiger denn je.

Erkrankt an karitativem Striptease

Von „begeisterten Däniken-Lesern“ sei die Idee gekommen; ununterbrochen bombardierten sie den ECON-Verlag mit Fragen. Ist es denn nicht möglich, so bettelten sie, daß „ein Sammelband mit der Essenz aus diesen drei Büchern herausgebracht werden könnte“? Da brauche man doch nicht alles zu lesen, was der große Meister geschrieben hat. Eine Zusammenfassung wollen wir haben!

Nun, der Verlag griff die „Anregung“ auf. Für gepfefferte 39,80 DM erschien 1975 „Das große Jubiläumsbuch mit illustrierten Auszügen aus ‚Erinnerungen an die Zukunft‘, ‚Zurück zu den Sternen‘, ‚Aussaat und Kosmos‘“.

Aber der die Zusammenfassung liebende Leser erfährt noch weit mehr, als dieser Titel besagt. Zum Beispiel, daß sich der „Sonntagsforscher“ auf einer sechsten Weltreise befindet. Oder daß die Dogge „Neptun“ und die Hochland-Terrierin „Luna“ „zur Familie Däniken gehören“. Und daß Herr von Däniken „zusehends rundlicher wird“ und zum

Stillen seines Durstes zwischen „verfügbaren 17 Whiskysorten“ auszuwählen pflegt. Oder daß seine Pfeffermühle „von der Größe einer Kniegeige“ ist. Und daß der Hausherr auch nach schwer durchzechter Nacht noch so frisch erscheint, „als käme er eben unter der morgendlichen Brause hervor“, und daß er dann sofort in den Keller hinunterklettert und wie besessen schreibt. Oder daß er an „karitativem Striptease“ leidet: Auf den Weltreisen zieht er sofort seinen Mantel aus und verschenkt ihn, „wenn ihm ein armer Teufel über den Weg läuft“.

Das alles mutet furchtbar interessant an, und so vergißt der Leser allmählich, in dem Buch nach anderen Dingen zu suchen. Beispielsweise nach einem Bericht über die einst versprochene Sachverständigen-Expedition nach Ekuador.

Der Leser würde auch vergeblich suchen. Denn. „Das große Jubiläumsbuch“ schreibt nichts über das, was für Däniken noch kurz zuvor als „die unglaublichste, die unwahrscheinlichste Geschichte des Jahrhunderts“ galt. Nichts über Ekuador, nichts über das Höhlensystem, nichts über die Metallbibliothek und auch nichts über das Gold von Pater Crespi.

Dabei hätte jener alte Herr durchaus ein paar Zeilen verdient, denn er war 1973 im Zeitraum von nur ganz wenigen Wochen um genau zehn Jahre gealtert.

„Pater Crespi ist heute 80 Jahre alt“, schrieb Däniken in einem Brief, mit dem er gegenüber dem ECON-Verlag sein Höhlenlatein verteidigte. Ein paar Tage oder Wochen, vielleicht sogar Monate vergingen, auf keinen Fall aber mehr als die Dauer eines Jahres, als Däniken dem gleichen Verlag jenen Pater als nunmehr „90jährigen alten Herrn“ vorstellte.

Wer nun willens war, 28 DM auf den Buchhändlerisch zu blättern, konnte doch noch einmal die Goldstory des bibelfesten Methusalem in veränderter Version lesen. Im September 1973 hatte ECON den „vierten Däniken“ auf den Markt gebracht, der sich jedoch beim näheren Hinschauen gar nicht als echter „Vierter“ vorstellte. Denn das Geschäft „aus Drei mach Eins“ von 1975 mit dem „Jubiläumsbuch“ wurde zwei Jahre vorher schon einmal erprobt, noch um einen reichlichen Zehner billiger. Der Band „Meine Welt in Bildern“ brachte nämlich ebenfalls nur Zusammenfassungen aus den drei vorangegangenen Büchern.

Pater Crespi und seine Schätze geisterten noch durch diese „Welt in Bildern“, das Märchen von der Metallbibliothek war aber schon gestorben. Und als dann 1975 das penetrant

anmutende Geschäft mit den bebilderten Essenzen zum höheren Preis wiederholt wurde, war auch von dem „größten Goldschatz“ nichts übriggeblieben.

Inzwischen jedoch spukte bereits ein neuer echter „Däniken“ in Auslagen und Regalen der Buchläden. Noch kräftigerer Spuk aber geisterte durch die 320 Seiten dieses Gruselkompendiums.

Geisterstunden

„Den aufregendsten Däniken, den es je gab!“ präsentierte der ECON-Verlag — laut eigener Reklame — 1974 mit dem Buch „Erscheinungen“. Aufregend für den gläubigen Leser schon deshalb, weil sich der Saulus zum Paulus gewandelt hatte; Geschäftemacher Däniken entlarvte andere Geschäftemacher, beispielsweise jene von Lourdes. So heißt der bekannteste Wallfahrtsort der katholischen Kirche. Er liegt in den Pyrenäen.

Im vorigen Jahrhundert sei hier einem vierzehnjährigen Mädchen mehrere Male die Madonna erschienen, um Botschaften zu überbringen. Bald darauf hätten an dieser Stelle die ersten „Wunderheilungen“ stattgefunden: Schwerkranke kamen nach Lourdes, beteten hier, tranken heiliges Wasser oder badeten auch darin und reisten geheilt nach Hause. Papst Pius XI. hat 1933 das Mädchen heiliggesprochen und damit die Madonnaerscheinungen und Wunderheilungen im Namen der katholischen Kirche anerkannt.

Millionen Pilger ziehen seither jährlich nach Lourdes, was den Geschäftsleuten und Hoteliers eine permanente Hochkonjunktur sichert. Auch Däniken fuhr nach Lourdes und war „angewidert von soviel exhibitionistischer Geschäftemacherei“.

In seinem Buch nimmt er eine beachtliche Vielzahl solcher „Erscheinungen“ und vermeintlichen Wunder unter die Lupe und beklagt, daß solche Mystifikationen zu Bereicherungsgeschäften mißbraucht werden dürfen. Auch mit den okkulten Sekten geht Däniken scharf ins Gericht. „Viele Menschen unserer Zeit sind, man sollte es nicht für möglich halten“, staunt er, „immer noch bereit, ‚wunderwirkenden Religionsstiftern‘ in Sekten und Bünden auf den Leim zu gehen.“ Dann verdammt er unter anderem die „Universal Life

Church" (vgl. S. 79), die „Church of Satan" (vgl. S. 252) und die „Hare Krishna" „Bekannt ist", erläutert er seine Gründe, „daß die cleveren ‚Religionsstifter' kassieren, kassieren, kassieren ... nach dem hehren Beispiel der Großen." Zu den „Großen" aber durfte sich Däniken, zumindest bisher, selbst zählen.

Er kann noch darauf verweisen, daß gerade die BRD für Geschäfte in diesem Metier ein günstiges Terrain abgibt; einer demoskopischen Umfrage zufolge glauben über 50 Prozent der Bundesbürger an Wunder und Visionen!

Manches, was noch gestern als Wunder galt, kann heute durch neue medizinische und naturwissenschaftliche Erkenntnisse erklärt werden. Erich von Däniken belegt es durch Beispiele. Es verbleibt ein Rest von „Erscheinungen", die Däniken ebenfalls desillusioniert, die nach der Lektüre des Buches keine Wunder mehr sind. Denn er kann alles erklären — auf ganz einfache Weise.

Wieder sind die Außerirdischen am Werk. Als einst die fremden Wesen kamen, sich mit Affenweibchen oder Steinzeitmädchen paarten, Selektionen vornahmen und so den intelligenten Menschen züchteten, besuchten sie noch andere Sterne.

Dort begann das gleiche Spiel, wobei die außerirdischen Schönheiten ihren Astronauten-Göttergatter) jedoch klügere Nachkommen gebaren als auf der Erde. Deshalb blieb die irdische Menschheit etwas im Nachtrab gegenüber den außerirdischen Zivilisationen, wie das ja auch schon die großen „Untertassen-Forscher" von Adamski bis Veit festgestellt hatten. Aber die Planetenbrüder und Sternenschwestern wollten helfen. Däniken erklärt es: „Diese Vorzugsschüler oder überreifen Intelligenzler senden an uns, ihre Brüder und Schwestern gleicher Abkunft, energetische Gedankenimpulse, die unser Bewußtsein anregen und erweitern sollen."

„Es geht direkt von Gehirn zu Gehirn", hatte Adamski zwanzig Jahre vorher entdeckt, und Erich von Däniken fand nun heraus, daß sich Sender und Empfänger nicht unmittelbar vis-a-vis zu stehen brauchen wie einst noch bei Herrn Emanuel Cihlar und dem Ufonen vom Mars am Hochwedel in Österreich. Solche Funkverbindung überbrückt auch größere Distanzen. „Die Situation erscheint mir klar", resümiert Erich von Däniken. „Außerirdische Impulse veranlassen Gehirne, Erscheinungen zu produzieren."

Damit sind die Ursachen aller Wunder geklärt!

Eigentlich wollten die Außerirdischen damals elektronische Geräte zurücklassen, um damit eine ständige Funkverbindung zu schaffen. Darauf haben sie aber schließlich "verzichtet, weil es seinerzeit auf der Erde noch keine Fabriken für „integrierte Schaltungen, chemische Halbleiter, Kernfusionen" gab. Um unsere Vorfahren nun nicht vor unlösbare Probleme in der Ersatzteilfrage zu stellen, erfanden die fremden Wesen dann rasch die draht- und gerätelose Telegrafie.

Unklar war jetzt nur noch, auf welchem Stern die außerirdischen Gehirnfunker sitzen. Deshalb reiste Erich von Däniken nach den USA und befragte die Hellseherin Jane Dixon, die Buchela von Washington. Er wollte wissen, woher die UFOs kommen, und er erfuhr es.

„Wir werden bald herausfinden, daß sie von einem unentdeckten Planeten in unserem Sonnensystem stammen. Wir werden offiziellen Kontakt mit den Besatzungen erhalten und von ihnen insbesondere lernen, wie vorhandene Energien simpler und besser ausgenutzt werden können."

Begierig, weitere Einzelheiten zu erfahren, stellte Däniken neue Fragen, und die Hellseherin erzählte: „Der Planet befindet sich in der Nähe des Jupiters ... Übrigens werden die UFOs von Frauen gelenkt."

Das war eine echte Überraschung, denn Erich von Däniken kannte bislang nur Außerirdische männlichen Geschlechts. So mischten sich in sein Staunen auch leichte Zweifel. „Wie kommen Sie denn darauf?"

Damit aber war Mrs. Dixon nicht in die Enge zu treiben. „Ich fühle die Vibrationen, sie sind weiblich."

Und dann plätscherte das Gespräch weiter.

„Frau Dixon, Sie kennen meine Bücher. Was sagen Sie zu meinen Theorien?"

„In vielen Punkten haben Sie absolut recht."

„Glauben Sie, daß wir wieder von Außerirdischen besucht werden?"

„Ja, selbstverständlich. Wir sind in der Vergangenheit besucht worden, wie Sie behaupten . . . Geben Sie mir für einige Minuten Ihre Hand. Sehen Sie, ich kann hier — in ihren Fingerspitzen — die Energie Ihres Über-Überbewußtseins erfühlen. Sehen Sie, Herr von Däniken, Ihr nächster wichtiger Lebensabschnitt..."

Was in den folgenden zwei Geisterstunden geschah, ist das streng gehütete Geheimnis der beiden, denn an dieser Stelle

**Erich von Däniken am 5. 5. 1974 mit
der „Hellseherin“ Jane Dixon in Washington, D.C.**



wurde, wie es Däniken in dem Buch „Erscheinungen“ schilderte, das Tonbandgerät abgeschaltet.

Vielleicht haben sie ihre „Psi-Kräfte“ vereint, um den nächsten Landetermin für die „Fliegenden Untertassen“ zu erfahren? Wir wissen es nicht. Auf alle Fälle aber hatte sich die vormals mitunter noch unkonventionell erscheinende „Altertums-Austronautik“ zu einer profanen und präsenten UFO-Prophetie gewandelt.

Drei Jahre später — 1977 im Titel „Beweise“ — konnte Däniken schon mit Details aufwarten. Da lernten die Außerirdischen bereits die irdischen Sprachen und untersuchten Bakterien und Viren, um sich bei der bevorstehenden Landung nicht zu infizieren. Letztlich wurde also der Punkt erreicht, den alle UFO-Schwindler ansteuerten: Die unglaublichen Märchen sollten durch eine Fülle von erfundenen Einzelheiten glaubhaft gemacht werden.

Adamski war einst „von den Brüdern von anderen Planeten zu einem ihrer ganz wichtigen Sendboten auf Erden aus-

erwählt" worden. Er galt daher als „vielleicht so etwas wie ein Prophet". Aber er besaß auch nur ein Überbewußtsein.

Erich von Däniken kann sich jedoch auf ein „Über-Überbewußtsein" stützen, wodurch er als „auserwählt" gelten dürfte, nicht „vielleicht so etwas wie", sondern „ein Prophet" zu sein. Dazu noch ein Prophet mit dem dicksten Konto, das es je in solchen Kreisen gab — Universalerbe der Scharlatane von Adamski bis Veit, nur entschieden raffinierter.

Bestaunt und beneidet, vor allem jedoch anregend. Denn wie kein anderer Ufologe hat Däniken die Gemüter bewegt. Zahlreiche Autoren versammelten sich in seinem Gefolge, und vielerorts sorgten die Märchen für Gesprächsstoff. Prof. Dr. Günther Kehnscherper, der unter anderem die Rolle Dänikens bei der Vermarktung der Atlantishypothese untersuchte, fragt einleitend zu seinem Buch „Auf der Suche nach Atlantis", ob angesichts einer „totalen Verwirrung des Problems" ein solches Thema „überhaupt noch sinnvoll behandelt werden kann"?

Der Greifswalder Wissenschaftler findet den einzig gangbaren Weg, der auch zu neuen Erkenntnissen über Leben im Weltall führt. Allein exakte wissenschaftliche Forschung bereichert unser Wissen. Kein Platz verbleibt hier für verfälschte Mythen, erdichtete Legenden und okkultistische Scharlatanerien mit „Hellsehen" und „Psi-Kräften" des Erich von Däniken und seiner Paladine.

Ein Planet ist geplatz

Wer in der Verquickung von hoher Gelehrsamkeit mit merkantilem Dilettantismus eine Regel zu sehen glaubt, hat zumindest auch deren Bestätigung durch die berühmten Ausnahmen im Blick. Die „Dänikitis" erbrachte dafür neue Beweise, denn mit dem Föhn, der die euphorische Kunde von den Erfolgen des Ex-Hoteliere brachte, kam aus den Schweizer Bergen auch ein neuer Bazillus.

Einige vormals ernst zu nehmende Wissenschaftler wurden davon befallen. Sie brachten wunderliche Dinge zu Papier, und ob sie es nun wollten oder nicht, ihr Weg führte an Adamski vorbei, den sie schließlich weit hinter sich erblicken mußten.

So erging es beispielsweise den Brüdern Eric und Craig

Umland, Archäologe der eine und Anthropologe der andere. Der New-Yorker Verlag Walker brachte 1974 ihr Buch „Mystery of the Ancient“ — auf deutsch „Mysterium der alten Zeit“ — heraus.

Dieser Titel erregte auch tatsächlich das von ihnen erhoffte Aufsehen, denn die Gebrüder Umland hatten sich wirklich manches Neue einfallen lassen. Und das ist ihre Story über die Mayas vom anderen Stern:

In unserem Sonnensystem gab es einst noch den „Planeten X“, der von den Mayas bewohnt wurde. Das war ein Volk von fleißigen Bergleuten, hochintelligenten Technikern und weitgereisten Raumfahrern, die sich aber allesamt ziemlich unvorsichtig, ja. geradezu sträflich leichtsinnig verhielten. Denn vor Zehn- oder Hunderttausenden von Jahren — genau konnten es die Umlands noch nicht erforschen — kam es zur Katastrophe.

Auf dem „Planeten X“ waren die Bodenschätze nahezu erschöpft. Eine Gruppe von Mayas bekam deshalb den Auftrag, auf der Erde nach Aluminium und Uran zu suchen — für Bau und Antrieb weiterer supermoderner „Fliegender Untertassen“. Diese Prospektoren vom anderen Stern landeten dann in der Antarktis und bauten dort ihren ersten Stützpunkt. Bald kam aber eine Eiszeit, worauf die Erzschrüfer gen Norden zogen.

Alle Kontakte mit den primitiven Erdenbewohnern wurden vorerst tunlichst vermieden, denn es ging ja nur um Aluminium und Uran. In erzeichen Regionen Mittel- und Südamerikas ließen sie sich schließlich nieder.

Inzwischen hatte auch das Hauptvolk der Mayas auf dem „Planeten X“ fleißig nach weiteren Bodenreichtümern Ausschau gehalten. Und dabei passierte es. Verantwortungslose Techniker bohrten den Kern jenes Himmelskörpers an, der darauf zuerst in sich zusammenrutschte und dann explodierte. Die Überreste können wir heute noch sehen, wenn wir den Asteroidengürtel betrachten.

Was sollten nun die heimatlichen Mayas des Expeditionskorps machen? Ihnen verblieb keine andere Wahl, als sich auf der Erde anzusiedeln. Einige ließen sich in China und Ägypten nieder und sorgten damit für manche Ähnlichkeiten in den alten Kulturen des Fernen und Mittleren Ostens und Lateinamerikas. Das Gros der unfreiwilligen Erdengäste aber nahm die Dschungelgebiete im mexikanischen Yucatan und in Guatemala in Beschlag. Sie rüsteten ihre „Fliegenden Un-

tertassen" zu Hubschraubern um und bauten damit die Städte Usmal und Chichen Itza. Später konnten sie ihre Vehikel nicht mehr benutzen, weil die Ersatzteile fehlten.

Dann veränderten die Mayas ihren alten Kalender. Das Jahr hatte nicht mehr 260 Tage — entsprechend der Umlaufzeit des einstigen „Planeten X" —, sondern 365 Tage und sechs Stunden. Mehr und mehr paßten sich die X-Planetarier den irdischen Verhältnissen an. So würden die Mayas allmählich zu Erdenmenschen.

Nicht so harmlos wie im Maya-Märchen der Gebrüder Umland, dafür jedoch sehr aktuell, geht es bei den „Gylfiten" zu, denen die Dänikensche Lehre vom außerirdischen Import faschistischer Methoden recht behaglich sein dürfte.

Drachenschiffer mit sechs Fingern

Von einem fernen Stern starteten jene „Fliegenden Untertassen", die ein Strafgericht über die Erde brachten. Sie landeten auf dem Marchfeld bei Wien. Dann schwirrten die „Kleinen Grünen Männer" aus, um den zu suchen, der ihre Botschaft verstand. In München fanden sie ihn.

So wurde Adolf Hitler zum Werkzeug einer fremden Zivilisation, die für die Erde kein Wohlwollen empfand. Langjährige Forschungsarbeiten der beiden großen französischen Ufologen Pauwels und Bergier förderten diese Weisheit zutage.

Das aber ist nur die halbe Wahrheit, schwören die „Gylfiten", denn der „Führer" selbst hat das Ärgste verhindert: In den Konzentrationslagern blühten mehr Blumen als in einem Park; genauso üppig aber entfalteten sich später die Verleumdungen, die das Bild der „großen Zeit mit hehren Zielen" derart gräßlich verzerrten. Niemals wäre es zu solchen Schmähungen gekommen, wenn nicht bereits vor 2000 Jahren die Wurzeln für alles spätere Übel gelegt worden wären.

Die germanischen Götter hätten damals die Erde verlassen, um an anderen Flecken ihrer großen Welt für Zucht und Ordnung zu sorgen. Jetzt aber sei „Götterdämmerung" auch für die Menschheit wieder angebrochen, und mit Beginn der achtziger Jahre kämen Wotan und sein Gefolge zurück. Vermutlich mit drei Dutzend Drachenschiffen, das wisse man aber noch nicht genau. Vielleicht konnten sie ihr Transport-

System auch auf die modernen überlichtschnellen „Fliegenden Untertassen“ umrüsten? Genau bekannt sei lediglich der Landeplatz an den Externsteinen.

Das ist eine Gruppe von Felsensäulen und Trümmern, die sich in einer Länge von etwa einem Kilometer östlich des Teutoburger Waldes hinzieht. Ein fast zwanzig Quadratmeter großes Steinrelief, das die Kreuzabnahme Christi darstellt, und eine Felsengrotte, die im Jahre 1115 als Kapelle eingeweiht wurde, haben Anlaß zu manchen Legenden gegeben.

Dort wollen die „Gylfiten“ nun ein Haus bauen, um ihre Götter dereinst zu empfangen. Nach der Landung werden sie sich denen offenbaren, wird versprochen, die mit Spenden die Wiederkehr beschleunigen. Wer einen ansehnlichen Obolus abgeliefert hat, braucht dann nur noch die Augen offenzuhalten, denn Wotan und Gesellen sind leicht zu erkennen: „An jeder Hand haben sie nicht fünf, sondern sechs Finger.“

Chef der spiritistischen Sekte, die ihren Namen von einem obskuren „König Gylf“ ableitet, ist der „Bruder Wali“. Wenn er vom Altar mit der brennenden Opferschale herabgeklettert kommt und die Weihrauchstäbchen zur Seite legt, um dann seine grüne Toga mit dem großen schwarzen Runenzeichen ausziehen, verwandelt er sich wieder in den Bundesbürger Wolfgang Kantelberg. In der neofaschistischen NPD fand er nicht das gewünschte Betätigungsfeld. Weil sie ihm „zu links war“, verließ er diese Partei, schloß sich der rechtsradikalen „Aktion Widerstand“ an und gründete die Sekte.

Im Hotel „Zur Post“ in Bad Meinberg, einem kleinen Ort am Abhang des Teutoburger Waldes, versammelten sich die „Gylfiten“. Mit dumpfem Trommelschlag oder kernigen Gesängen beschwören die grün umhüllten runengeschmückten Faschisten die Rückkehr germanischer Götter und Hitlerischen Geistes. Neben „Bruder Wali“ steht „Bruder Mimer“ alias Günter Sadlowski, Stadtbauingenieur in Krefeld, ehemaliger Bundestagskandidat der NPD und danach weiterhin Funktionär dieser Partei. Zur Spitze der „Gylfiten“ zählt auch „Bruder Forseti“. Als Alfons Libisch war sein Name einst in den Soldlisten der SS im Konzentrationslager Auschwitz vermerkt.

Der braune Humbug der grünen Brüder ist nun mehr als lächerlicher Mummenschanz, denn schon seit einiger Zeit hat der Neofaschismus in der BRD die Religion für sich entdeckt. Auch „Bruder Wali“ hat diese Strategie begriffen. „Nur noch über den Glauben“, so Kantelberg Ende 1976,

„gewinnen wir das frische Blut der Jugend.“ Deshalb mischte er ein okkultes Ritual zusammen, für das auch vermeintliche altgermanische Tugenden wie Sittenstrenge und Moral herhalten sollen. „Völkisch-national läßt sich die Welt nur verändern“, erklärte Wali den anderen „Brüdern und Schwestern“, „wenn man Spannkraft besitzt. Sexuelle Abstinenz fördert die politische Potenz.“

Von dem einstigen SS-Mann Libisch wurde Anfang 1977 bekannt, daß sogar in seinem Auto ein Hitlerbild hängt. Darunter sein Credo: „Ich bleibe unseren hehren Zielen treu. Mein letzter Stolz: Ich war auch dabei.“

Als „Bruder Forseti“ ist er wieder „dabei“, wenn den „Gylfiten“ die durch okkulten Spuk ergaunerten Finanzmittel zu Buche schlagen, und er will ein großer grüner Mann mit braunem Herzen bleiben, wenn die „Kleinen Grünen Männer“ kommen, um greise Götter im Lippischen Lande abzusetzen, damit sich von da aus die alte Drachensaat verbreitet. Denn er glaubt mehr an die „Drachenschiffe“ als an die „Fliegenden Untertassen“: „Wie sie die Erde verließen, so werden sie zurückkehren.“

Satans Sklaven

Wo liegt Hollywood?

Los Angeles ist, so wurde behauptet, ein Spiegelbild der Vereinigten Staaten, und das stimmt in vielerlei Hinsicht. Da sind die Widersprüche und Kontraste, die anderswo kaum augenfälliger zutage treten. Eine halbe Autostunde nur liegt zwischen Beverly Hills und Watts, zwischen dem eleganten Luxusviertel, dessen Name als Symbol sagenhaften Reichtums gilt und wo Preislagen von 250 000 Dollar und mehr für einen standesgemäßen Wohnsitz keine Seltenheit darstellen, und jenem Vorort, der im August 1965 für Schlagzeilen sorgte. Hier erhoben sich die diskriminierten, in bitterster Armut lebenden Afroamerikaner zum ersten großen Aufstand, der dann in einem Blutbad erstickt wurde.

Wenn die Monopolpresse der USA später über den „Mord des Jahrhunderts“ berichtete, war allerdings nicht das blutige Verbrechen an den Farbigen von Watts gemeint. Dieses Attribut galt vielmehr einem Kriminalfall, der sich genau vier Jahre später ereignete.

Sieben Tote waren zu beklagen, nicht einfach erschossen wie die 34 Opfer von Watts, sondern bestialisch abgeschlachtet, erstochen oder erdrosselt, und das schien wohl eine höhere Qualität des Tötens zu sein, um darin den „Jahrhundert-Fall“ zu sehen.

Etwas gerechtfertigt wurde jene Apostrophierung allenfalls durch die okkulten Triebkräfte, die den Wahn einer Verbrechersekte zum blutigen Finale führten; vielleicht auch noch durch unglaubliche Nachlässigkeiten bei den polizeilichen Ermittlungen, die weiteren Menschen das Leben kosteten.

Die Boten des „Satans“ waren nach Los Angeles, also in die „Stadt der Engel“, gekommen. Ein nur äußerlicher Kontrast, denn von den frommen Wünschen, die einst bei der Namensgebung einem spanischen Pater Pate standen, war nichts mehr geblieben. Verbrechen und Sex beherrschten seit langem die Stadt. Was aber Los Angeles gegenüber anderen Gemeinwesen der USA auszeichnete, war die Tatsache, daß von hier aus peinlich genaue Anweisungen zum Killen und

Kiffen, für Intimitäten wie Obszönitäten oder zum Anlocken und Austreiben des Teufels ergingen.

In Los Angeles wurde über Jahrzehnte hinweg das große Geschäft mit dem Film gemacht, wurde jene Traumwelt auf Zelluloidstreifen verkleinert und auf Leinwände vergrößert, für die Hollywood als Synonym galt.

Hollywood? Wo liegt das in Los Angeles?

Einen solchen Stadtteil hat es nie gegeben. Nur ein Hügel dieses Namens existiert im Nordwesten des südkalifornischen Häusermeeres, das sich in jener Gegend in die grünen Parkoasen von Beverly Hills auflöst. Filme aus Hollywood waren somit in zweifacher Hinsicht Bilder aus einer Scheinwelt. Gerade jenes Viertel aber wählten die Boten des „Satan“ für ihren vielfachen Mord.

Um vom Stadtzentrum nach Hollywood zu gelangen, kann man eine berühmte Straße benutzen. Der Wagen rollt über den Sunset Boulevard nach Nordwesten und schlägt dann eine schnurgerade westliche Richtung ein — Sunset Strip, einst Symbol für Hollywoods Traumwelt, flankiert von eleganten Restaurants und den mit Extravaganz ausgestatteten Agenturen renommierter Filmfirmen, heute Tummelplatz für Hippies und Rauschgiftsüchtige. Vieles vom vornehmen Flair fiel schon vor Jahren den knalligen Schockfarben der Beat-Schuppen zum Opfer. Grellbunte Reklame beherrscht heute das Bild des Strip.

Will man nun den Spuren des „Satan“ folgen, fragt man sich zur Benedict Canyon Road durch. Dann schwenkt man in den Cielo Drive ein. Schmal und kurvenreich quält sich jene kleine Seitenstraße durch die Hollywoodberge. Wer jetzt irgendwo nach links oder rechts abbiegt, gerät unweigerlich in eine Sackgasse. Tore, automatisch zu öffnen und zu schließen, versperren die Weiterfahrt.

Die Entscheidung, ob die dahinterliegenden Anwesen noch als Bungalows oder bereits als Villen anzusprechen sind, fällt meist schwer. Ob so oder so, diese komfortablen Luxusbauten stellen den Reichtum ihrer Besitzer oder Mieter zur Schau. Hier wohnt die Prominenz von Hollywood.

Über Leben und Treiben in diesem Viertel wurde viel geschrieben, am meisten jedoch über das Geschehen im Grundstück Cielo Drive 10050.

Wie im „Tal der Puppen“

Sonnabend, 9. August 1969. Für Winifred Chapman begann der Tag mit einem Ärgernis. Die farbige Haushälterin galt als Muster für Pünktlichkeit, und so war sie einigermaßen gereizt, weil ihr Bus durch eine Verkehrsstörung verspätet eintraf. Die Uhren zeigten bereits mehrere Minuten nach acht Uhr an, als sie den Cielo Drive hinaufeilte.

Am Tor des Grundstückes 10 050 machte sie die nächste Feststellung, die ihrer Ordnungsliebe widersprach. Die Telefonleitung war zerrissen oder zerschnitten und baumelte über dem Gitter. Aber dann funktionierte wenigstens der elektrische Öffner.

Winifred Chapman eilte zum Hintereingang des Hauses und ärgerte sich erneut. Da stand quer über den Weg ein weißer Rambler. „Wer hat denn hier so liederlich geparkt?“ murmelte die Frau, und dann sah sie, daß an der Garage noch das Außenlicht brannte. Sie schaltete die Lampe aus und ging in die Küche. Dort griff sie zum Telefonhörer, der nicht den geringsten Ton von sich gab. Das wirkte genauso befremdend wie die ungewöhnliche Stille, die im Haus herrschte.

Die Haushälterin ging ins Eßzimmer und in das sich anschließende Wohnzimmer. Zwei große Koffer, die sie nicht kannte, fielen ihr auf. Besonders merkwürdig empfand sie die roten Farbspritzer an den blauen Ungetümen.

Sie blickte um sich, und plötzlich entdeckte sie überall im Wohnzimmer — auf dem Boden, an Wänden und Decke, an den Möbeln — rote Flecke. Farbe? Oder vielleicht Blut?

Die Mittfünfzigerin schauderte und machte ein paar rasche Schritte zur Terrassentür, die offenstand. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr. Die großen Lachen auf den Platten, das war Blut. Und dann sah sie auf dem Rasen den Toten.

Aufschreiend rannte Winifred Chapman zurück, hastete durch die Küche und dann aus dem Haus, blieb erst an dem Rambler wieder stehen. Aus dem Innern des Wagens starrten ihr die toten Augen eines anderen Opfers entgegen.

Laut gellten jetzt die Schreie durch die morgendliche Stille, als die Frau so schnell wie noch nie in ihrem Leben den schmalen Weg hinunterstürzte. Mit beiden Fäusten trommelte sie an die Tür von Cielo Drive 10 090.

„Mord, überall Blut, zwei Tote“, mehr konnten die heraus-eilenden Nachbarn nicht von der schluchzenden Haushälterin-

rin erfahren. Aber das reichte aus, um über den Notruf die Polizei zu verständigen. Das geschah genau um 8.33 Uhr.

Wenig später preschte der Streifenwagen mit Blaulicht und Sirenen den Cielo Drive hinauf. Officer Jerry Joe De-Rosa sprang aus dem Fahrzeug und konnte von der noch immer schluchzenden und schreienden Mrs. Chapman nicht mehr erfahren als die Nachbarn: „Überall Blut, zwei Tote, Mord!“

Ein Bewohner des Hauses 10 090 erklärte dann, daß das nebenanliegende Grundstück von Roman Polanski gemietet worden sei. Der bekannte Filmregisseur halte sich aber zur Zeit in Europa auf. So werde das Anwesen Cielo Drive 10050 im Moment nur von seiner Ehefrau, der Schauspielerin Sharon Tate, und einigen Bekannten bewohnt.

DeRosa nahm sein Schnellfeuergewehr aus dem Wagen, lud durch und entsicherte die Waffe. Ein zweiter Streifenwagen traf ein, und die beiden Beamten, William T. Whisenhunt und Robert Burbridge, wurden rasch informiert.

Mit aller Vorsicht näherten sich die drei bewaffneten Polizisten dem Ort des grausamen Geschehens.

DeRosa schaute in den Rambler. Den Toten schätzte er auf knapp zwanzig Jahre.

Auf dem Rasen lagen zwei Leichen. „Wie Schaufensterpuppen, die man in rote Farbe getaucht und dann achtlos auf das Gras geworfen hatte“, wurde dazu später festgestellt. Eine Frau im Nachthemd und ein Mann, bekleidet mit Hemd, Hose und Parka, deren Alter sich nur vermuten ließ — vielleicht um die Dreißig? Gesichter waren nicht zu erkennen, die Köpfe glichen blutigen Klumpen. Körper und Gliedmaßen zeigten außerdem eine Vielzahl von Stichwunden.

„Zwei Tote“, hatte die Haushälterin geschrien; die Polizisten fanden drei. Ihre Blicke tasteten die Fenster-des Mordhauses ab, glitten über den Zaun, erfaßten das prachtvolle Panorama von West Los Angeles, die Küste von Santa Monica. Endlose Wagenkolonnen rollten dort unten, Pazifikwellen brachen am Strand, aber nichts vom Lärm, den Mensch, Technik und Natur verursachten, drang bis zum Cielo Drive in die Hollywoodberge. Totenstille hier, ein Stummfilm mit drei Leichen.

Die drei Beamten handelten rasch. DeRosa pirschte sich über die offene Terrassentür ins Wohnzimmer, seine beiden

Mordopfer Sharon Tate, genannt „Sex-Bolzen“, war durch viele Hollywoodfilme bekannt geworden.



Kollegen kletterten durch ein offenes Fenster an der Giebelfront.

Das erste, was der Officer entdeckte, waren die Buchstaben „PIG“; ungelenk mit Blut an die Tür geschmiert. Er kannte den Begriff nur zu gut. Vor Jahren schon hatte sich das alte Schimpfwort „Bullen“ in „Pigs“ — „Schweine“ — verwandelt. Dann sah DeRosa das große Sternenbanner über der Couch.

Unter den Stars and Strips lag eine Leiche, die die Polizisten sofort identifizieren konnten: Sharon Tate, die sie in manchem Hollywoodstreifen gesehen hatten, zuletzt im „Tal der Puppen“. Die Beamten vermochten allerdings nicht zu entscheiden, welche Szene furchtbarer gewirkt hatte: der qualvolle Tod des Starlets in dem grusligen Horrorfilm des Regisseurgatten Polanski oder jetzt die Realität. Im knappen Bikini krümmte sich der Körper der hochschwangeren Schauspielerin, zerfetzt durch zahlreiche Messerstiche. Mehr als ein Dutzend mußten es sein.

Um ihren Hals war außerdem ein Nylonseil geknüpft. Es lief über einen Balken an der Decke, zurück zum Fußboden und endete in einer Schlinge. Dort entdeckten die Polizisten den fünften Toten. Ob der junge Mann erdrosselt oder erschlagen worden war, ließ sich nicht sofort ausmachen; seine Kleidung war ebenfalls blutdurchtränkt.

„So etwas habe ich noch nicht gesehen“, stöhnte Whisenhunt. Systematisch durchsuchten die drei Polizisten dann das „Schlachthaus“. Es blieb bei den fünf Opfern.

Die Cops aus der Stummfilm-Klamotte

Bald darauf trafen die Beamten der Kriminalpolizei von West Los Angeles am Cielo Drive ein: Spurensicherer, Fotografen, der stellvertretende Coroner und andere. Damit aber begann das, was in einem späteren Bericht so geschildert wurde: „Die Polizei von Los Angeles, in zahllosen Fernsehserien als grimmig-unfehlbare Truppe von Crimefightern gefeiert, benimmt sich hier mehr wie ein Haufen Keystone-Cops, der sich aus einer Stummfilm-Klamotte an den Tatort verirrt hat.“

Den Anfang jener Mißgriffe, die die Ermittlungsarbeiten um Monate verzögerten, machte DeRosa selbst. Und das nicht im übertragenen Sinne des Wortes. Mit ungeschicktem Griff nämlich betätigte er den inneren Türöffner und verwischte dabei einen blutigen und damit überaus deutlichen Fingerabdruck, dessen Kopie, wie sich später herausstellte, im Computer gespeichert war. Im Prozeß wurde der Officer dann zu diesem „Mißgriff, der eine ganz heiße Spur verwischte, vernommen.

„Warum haben Sie mit dem Finger auf den blutigen Türkopf gedrückt?“

„Damit ich durch das Tor konnte.“

„Und das haben Sie absichtlich getan?“

„Ich mußte doch herauskommen!“

Ließ sich dieser Fehlgriff noch mit der Erregung DeRosas durch die urplötzliche Konfrontation mit den fünf gräßlich zugerichteten Mordopfern erklären, so galt das nicht mehr für das täppische Verhalten der Mordkommission. Denn die Detektive waren vorgewarnt, wußten, was sie erwartete.

Als die Beamten am „Schlachthaus“ eintrafen, liefen sie von der Terrasse ins Wohnzimmer und vom Wohnzimmer auf die Terrasse und tapsten von einer Blutlache in die andere. Wenn danach von den 45 Blutproben fast die Hälfte nur ganz oberflächlich analysiert wurde, so war das schon ziemlich belanglos. Das Verwischen der Spuren machte ohnehin eine genaue Rekonstruktion des Verbrechens unmöglich.

Vincent Bugliosi, kalifornischer Staatsanwalt im späteren Prozeß, stellte fest: „Ständig fahren jetzt Polizeiwagen vor. Und je mehr Beamte erschienen, desto stärker verändert sich der Schauplatz.

Die Hornbrille, die DeRosa, Whisenhunt und Burbridge zuerst neben den beiden Koffern gesehen hatten, lag plötzlich auf dem Schreibtisch. Die beiden Stücke eines Pistolenoder Revolvergriffs, zuerst in der Nähe der Haustür gesehen, befanden sich jetzt unter einem Stuhl im Wohnzimmer."

Die zwei Teile des Griffes gehörten zu einem Hi Standard Longhorn Revolver, Kaliber 22. Von diesem Typ waren im April 1967 ganze 2700 Exemplare auf den Markt gekommen. „Empfohlener Einzelhandelspreis": 6,50 Dollar.

Ein zehnjähriger Steppke namens Steven Weiss fand wenig später die Waffe mit dem unvollständigen Griff, und weil er es im Fernsehen oft genug gesehen hatte, daß man Fingerabdrücke nicht verwischen darf, faßte er den Revolver ganz vorsichtig mit nur zwei Fingern an. Vater Weiss telefonierte sofort mit dem Polizeipräsidium, und bald darauf erschien der Cop Michael Watson bei der Familie.

Vater und Sohn staunten nun nicht schlecht, daß ein echter Polizist so ganz anders handelt als die Helden auf der Bildröhre. Watson beguckte umständlich die Waffe, nahm sie in die rechte Hand und dann in die linke, faßte sogar gleichzeitig mit beiden Händen zu. Schließlich setzte er sich an den Küchentisch und bat, man möge ihm einen alten Lappen geben.

Sorgfältig bemühte sich nun der Cop, Schmutz und Rostspuren abzuwischen. „Der Revolver scheint in der Nässe gelegen zu haben", stellte er dazu fest. Der kleine Steven konnte ihm das bestätigen, denn er hatte seinen Fund neben einem Rasensprenger gemacht. Dann entleerte Watson das Magazin, zählte sieben leere Hülsen und zwei scharfe Patronen, säuberte auch diese Geschosse und packte zum Schluß alles in die engen Taschen seiner Uniformjacke. Er bedankte sich für die Aufmerksamkeit des Jungen und kehrte zu seiner Dienststelle zurück.

Dort nahm er einen dicken Folianten zur Hand, trug die Waffe als „gefundenes Beweismaterial" ein und verwahrte sie in einem sorgfältig beschrifteten Umschlag. Und dort blieb der Revolver über Wochen liegen.

Auch das war wiederum belanglos, denn als man später das Corpus delicti untersuchte, konnte man lediglich die Fin-

gerabdrücke des ordnungsliebenden Polizisten Michael Watson feststellen.

Auf einem anderen Revier wurde ein Ganove verhört, der zu den Freunden des Bosses der Mordbande zählte. Um bei dem ihm zur Last gelegten Diebstahl glimpflich davonzukommen, legte er ein umfassendes-Geständnis ab und informierte über die Täter im Mordfall Sharon Tate. Die Aussage, auf ein Tonband aufgezeichnet, wurde umgehend der zuständigen Kriminalpolizei von West Los Angeles übermittelt.

Dort aber unterzogen sich die Detektive nicht einmal der kleinen Mühe, die Kassette abzuspielen. „Ist doch unmöglich, daß wir die Anschrift des Mörders gewissermaßen frei Haus' geliefert bekommen sollen!“ Das Tonband wurde dann verlegt und schließlich vergessen und konnte auch nicht wieder aufgefunden werden, als diese Schweinerei ans Tageslicht kam.

Die Kette der Trotteleien war aber damit, wie wir noch sehen werden, keinesfalls beendet. Kehren wir zunächst noch einmal zum Cielo Drive zurück.

Dort war mittlerweile William Tennent, Manager des Regisseurs Roman Polanski, eingetroffen. Durch seine Mithilfe gelang es, die Ermordeten zu identifizieren. Außer der sechs- undzwanzigjährigen Sharon Tate — Spitzname „Sex-Bolzen“ — waren das ihr Exverlobter Jay Sebring, fünfunddreißig Jahre alt und Modefriseur vieler Hollywoodstars, die sechs- undzwanzigjährige Abigail Anne Folger, millionenschwere Erbin einer Kaffeefirma, der Playboy Voytech Frykowski, ein Mittdreißiger, und der erst achtzehn Lenze zählende Student Stephen Parent.

Die ersten Untersuchungen ergaben, daß es sich weder um ein Sexualverbrechen noch um Raubmord handeln konnte. Alle Opfer führten noch beträchtliche Barschaften bei sich.

Im Porsche des Haarkünstlers Sebring fanden die Detektive reichliche sechs Gramm Marihuana, und neben dem gemeinsamen Nachtlager des Frykowski und der Folger entdeckten sie dreißig Gramm Haschisch und zehn Kapseln MDA, eine neue Droge, die gerade auf den Raschgiftmarkt gekommen war.

War hier das Motiv der Morde zu suchen? Eine Rauschgiftparty am Vorabend, bei der ein Kiffer auf seinem Trip durchdrehte und die anderen Gäste abschlachtete? Das schien am wahrscheinlichsten. Diese Hypothese aber sollte die Polizei gründlich in die Irre führen.

Dreiundvierzig Beamte durchsuchten das Haus, und draußen am Tor drängten die sensationsgierigen Zeitungsschreiber. Sie erfuhren beispielsweise, daß das Wort „PIG“ an der Tür mit Blut geschrieben worden war. Die Kunde von dem schauerlichen Geschehen verbreitete sich rasch und drang auch zu den Ohren von Paul Whiteley und Charles Guenther. Die zwei Sergeanten des Los Angeles Sheriff's Office setzten sich umgehend mit der Mordkommission in Verbindung und berichteten, was sie wenige Tage zuvor erlebt hatten.

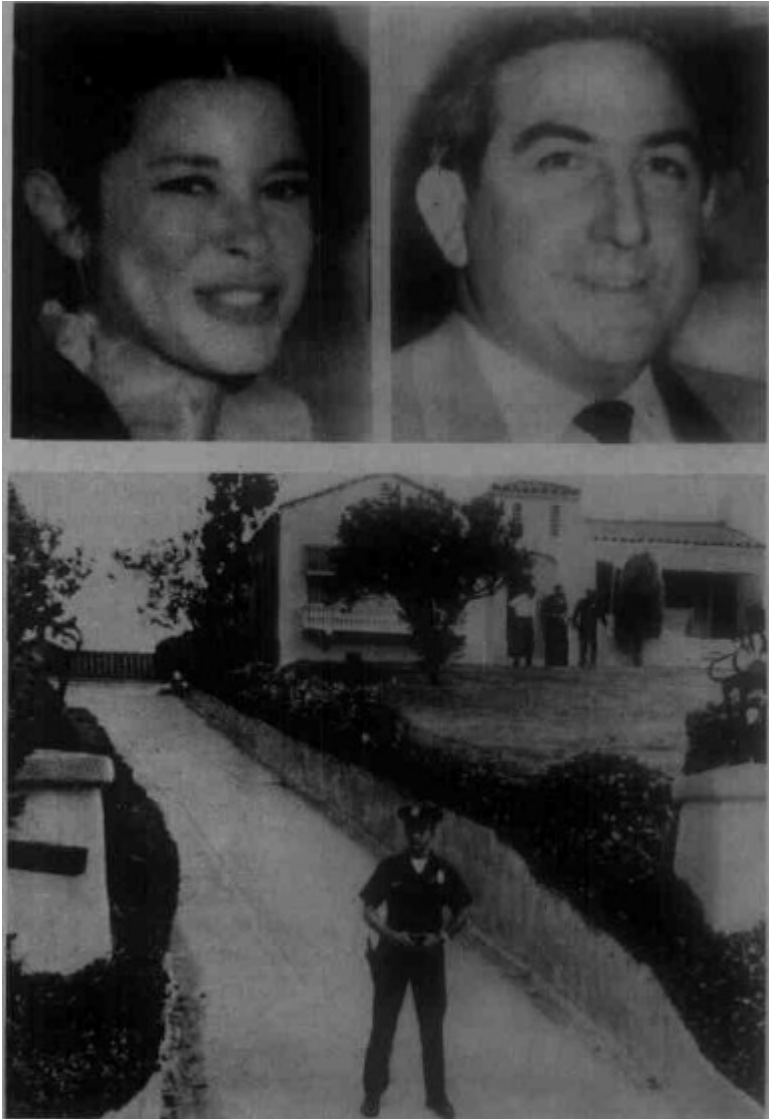
Am 31. Juli mußten sie in dem Vorort Malibu den Mord an dem Musiker Gary Hinman untersuchen. An der Zimmerwand lasen sie die Worte „POLITICAL PIGGY“ - „Politisches Schweinchen“ —, hingeschmiert mit dem Blut des Ermordeten, und als die beiden Sergeanten jetzt von ähnlichem am Tatort Cielo Drive hörten, erschienen ihnen diese Parallelen doch recht bemerkenswert. Sie erzählten also von ihrem Verdacht und auch davon, daß sie in Malibu schon bald den mutmaßlichen Mörder gefaßt hatten: Bobby Beausoleil, gleichfalls Musiker, der den Wagen des Opfers in seinen Besitz gebracht hatte, blutbeschmierte Kleidungsstücke am Körper trug und im Auto ein Messer, vermutlich die Tatwaffe, versteckt hielt.

Jener Beausoleil könne zwar nicht der Täter am Cielo Drive gewesen sein, denn er saß schon wohlverwahrt hinter Gittern, aber man solle sich doch mal die Hippie-Bande vornehmen, die da draußen auf Spahn's Ranch hause. Der Verhaftete gehöre zu dieser Gruppe, die sich auf der verfallenen Filmfarm vor den Toren der Stadt eingenistet habe. Boß jener Horde sei ein gewisser Charlie, der sich aber lieber Teufel, Satan oder Jesus Christus oder noch lieber „Hymie“ nennen ließ, was im Hippie-Slang soviel wie Hitler bedeutete.

Wäre nun die Mordkommission diesen deutlichen Hinweisen gefolgt, so hätte sie binnen Stunden die Mörder hinter Schloß und Riegel gehabt. Aber die Detektive der Polizei von West Los Angeles dünkten sich furchtbar schlau, viel schlauer als jene zwei unbedarften Sergeanten, und winkten ab. „Im Mordfall Tate waren keine Hippies am Werk. Das ist eine ganz große Rauschgiftsache. Wir haben da so unsere Spuren. Und das mit den Schmierereien — ein bloßer Zufall. Außerdem hier Pig, dort Piggy. Sollte sieh noch was ergeben, dann lassen wir von uns hören.“

Die Opfer Rosemary und Leno LaBianca
waren den Mördern unbekannt.

Am Waverly Drive in Los Angeles wohnte das Ehepaar LaBianca.



Mit dieser Floskel waren Whiteley und Guenther verabschiedet, und mit ihrem Verhalten hatten die Detektive, wenn man so will, grünes Licht für den nächsten Doppelmord gegeben.

Frankieboy hat sich versteckt

Die Entfernung zwischen dem Lake Isabella und Los Angeles beträgt etwa 200 Kilometer. Eine nächtliche Autofahrt vom See zur Stadt erweist sich somit als anstrengende Sache, selbst wenn man in einem flotten Thunderbird sitzt, aber durch einen angekoppelten Bootsanhänger gezwungen wird, auf Höchstgeschwindigkeiten zu verzichten.

So war Leno LaBianca rechtschaffen müde, als er am Sonntag, dem 10. August 1969, kurz nach ein Uhr morgens seinen massigen, mehr als 110 Kilogramm schweren Körper aus dem Wagen wuchtete. Er lief noch rasch zu einem Zeitungskiosk und kaufte die druckfrische Ausgabe des „Herald Examiner“. Über das, was sich in Hollywood zugetragen hatte, wollte er noch etwas lesen.

Zusammen mit seiner Frau Rosemary hatte er die Berichte über den Mord an Sharon Tate und den anderen im Autosuper verfolgt. Die lange Reise war dadurch nicht angenehmer geworden.

Nun steuerte der Mttvierziger, in Los Angeles als Besitzer einer Supermarkt-Kette kein Unbekannter, seinen Thunderbird über die restlichen Meter bis zur pompösen Villa Nummer 3301 am Waverley Drive. Leno und Rosemary LaBianca machten die letzten Schritte ihres Lebens.

Am Montagmorgen kehrte Frank Struthers, Sohn von Rosemary LaBianca aus erster Ehe, nach einem Ferienaufenthalt zurück. Er wunderte sich, daß das Boot noch immer auf dem Hänger im Freien lag, denn das widersprach den Gewohnheiten seines Stiefvaters. Dann fiel ihm auf, daß alle Fenstervorhänge geschlossen waren und in der Küche Licht brannte. Auf sein Klopfen bekam er keine Antwort.

Dem fünfzehnjährigen Frank erschien das alles recht merkwürdig. In einer nahe gelegenen Telefonzelle wählte er die Rufnummer seiner Eltern. Die Verbindung kam nicht zustande, und so rief er seine Schwester Susan an.

Sie hatte am Sonntag nichts von den Eltern gehört und

„Tod den Schweinen" — blutige Inschrift im
Wohnzimmer der LaBiancas.





sagte zu, umgehend in den Waverley Drive zu kommen. Ihr Freund Joe Dorgan begleitete sie. Gemeinsam betraten die drei jungen Leute das Haus.

Im Wohnzimmer, zwischen Couch und Sesseln, entdeckten sie die Leiche von Leno LaBianca. Der Schlafanzug war zerfetzt. Aus der Magengegend ragte ein Griff heraus. Sie glaubten, es sei ein Messer. Aber es handelte sich, wie sich später ergab, um eine zweizinkige Tranchiergabel mit Elfenbeingriff.

Jetzt handelten die drei Jugendlichen recht überlegt. Sie rührten nichts an und liefen zu einem Nachbarn, der die Polizei verständigte.

Nur wenige Minuten vergingen, bis zuerst ein Streifenwagen, dann ein Ambulanzfahrzeug und schließlich Beamte der Mordkommission eintrafen.

Leno LaBianca war offenbar erdrosselt worden. Das um den Hals geschlungene und festverknottete Seil deutete darauf hin. In die Stirnhaut des Opfers hatten die Verbrecher das Wort „WAR“ - „Krieg“ - geritzt.

Noch schlimmer zugerichtet sah Rosemary LaBianca aus. Sie lag im Schlafzimmer, Nachthemd über den Kopf gezogen, ein elektrisches Kabel um den Hals. Der bloße Körper wies so viele Stichwunden auf, daß sich die Polizisten vorerst gar nicht der Mühe unterzogen, die Stellen zu zählen.

An der Wohnzimmerwand prangten die Worte „DEATH TO PIGS“ - „Tod den Schweinen“ -, mit Blut hingeschmiert. Gegenüber die Aufforderung „RISE“ — „Erhebt euch“. An der Külschranktür schließlich „HEALTER-SKELTER“, was trotz falscher Schreibweise — im ersten Wort war der Buchstabe A überflüssig — „Drunter und drüber“ heißen sollte, eine Losung, die den Weltuntergang apostrophierte.

Trotz verblüffender Ähnlichkeiten im brutalen Modus operandi und anderer Parallelen — so die Blutschmierereien und keine Beraubung der wohlsituierten Opfer — verlautete aus dem zuständigen Dezernat der Polizei, daß die Mordfälle Tate und LaBianca nichts miteinander zu tun hätten.

Der zeitliche Abstand zwischen den beiden Verbrechen betrage zwar nur 24 Stunden, hieß es, aber die räumliche Entfernung sei zu groß, um Verbindungen zu erkennen. Außerdem hätten sich Sharon Tate und die LaBiancas nicht persönlich gekannt. So bemühten sich zwei getrennt arbeitende Kommissionen, Licht in das mysteriöse Dunkel zu bringen.

Im Mordfall am Cielo Drive waren das durchweg ältere Beamte, die sich von einfachen Cops zu Detektiven hochgedient hatten und für die jahrelange praktische Erfahrungen mehr galten als alle Buchgelehrsamkeiten. Ganz anders sah jene Gruppe aus, die nach den Tätern vom Waverly Drive suchte. Hier waren junge Polizisten am Werk, das Diplom der Polizeiakademie in der Tasche, und nun wollten sie zeigen, daß eine gute Theorie noch jede Routine aufwiegt.

Die eine Einstellung war so unvernünftig wie die andere, jedes Team suchte den Erfolg für sich, und was die einen vermuteten, mußte bei den anderen von vornherein auf Ablehnung stoßen. Eine untaugliche Rivalität zwischen Praxis und Theorie, die für beide den Erfolg hinauszögerte, ja vielleicht sogar gänzlich verbaut hätte, wäre nicht schließlich der berühmte Kommissar Zufall auf der Bildfläche erschienen.

In Los Angeles aber machte sich vorerst die Angst breit. Was gestern da und heute dort passierte, das kann vielleicht morgen schon mir selbst passieren, sagten sich viele. Die Schußwaffenhändler hatten ihren Boom. An einem Tag registrierten ihre Kassen jetzt die gleiche Summe, für die sie sich vorher mehr als zwei Monate abrackern mußten. „Wachhunde ausverkauft“ stand schon bald an den Fenstern der Tierhandlungen, Partys wurden abgesagt, und Frank Sinatra hatte sich versteckt. Niemand kannte seinen Unterschlupf. Jack-the-Ripper-Atmosphäre am Sunset Strip.

Ein reichlicher Monat zog durchs kalifornische Land, und am 16. September saßen die an beiden Schlächtereien schuldigen Verbrecher hinter Schloß und Riegel. Der Polizei blieb allerdings verborgen, welche Fische ihr da ins Netz gegangen waren.

Die Hippie-Bande des Charles Manson, von deren Täterschaft das vergessene Tonband hätte künden können, war in den Verdacht von Stehlereien geraten. Ein Polizeikommando fuhr hinaus auf die Filmranch und durchsuchte das Anwesen.

Manches erschien recht merkwürdig, und so wurde die Gruppe kurzerhand in Untersuchungshaft genommen. Dann aber kam nicht mehr heraus als die Tatsache, daß auf Spahn's Ranch unwahrscheinliche Sexorgien gefeiert wurden. Beischlaf mit fliegendem Wechsel, und das war nicht strafbar. Also wurden die siebenundzwanzig Hippies nach zwei Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt: „Aus Mangel an Beweisen!“

Später versuchte die Polizei wohl, diese peinliche Panne zu vertuschen, hatte damit aber keinen Erfolg.

Die sieben jungen Männer und zwanzig Mädchen konnten kaum fassen, welches Glück ihnen widerfahren war. Sie zogen noch einmal hinaus auf die Ranch, die früher Kulissen für Cowboyfilme geliefert hatte, und ein letztes Mal begann dort die rituelle Orgie.

Der Bandenchef entledigte sich seiner Hose, und die ohnehin nur dürtig Bekleideten folgten dem Beispiel. Als alle nackt waren, kamen die Befehle: „Hinlegen! Zwölfmal tief ein- und ausatmen! Augen schließen! Aneinanderdrücken! Berühren!"

Als jeder körperlichen Kontakt zu jedem anderen gefunden hatte, setzte der zweite Teil ein. Die sieben Männer wählten als Partnerin die gerade zufällig neben ihnen liegende Frau, während sich die dreizehn übriggebliebenen Mädchen vorerst mit lesbischer Liebe begnügen mußten. Zu zweit oder zu dritt, je nachdem. Danach wurden die Partnerinnen gewechselt.

Im Tal des Todes

Tags darauf war die Ranch verlassen. Die Hippies hatten sich einen alten Bus „beschafft" und tuckerten damit durchs Land. Etwa 350 Kilometer weit. Auf der Barker-Ranch, einem verlassenen Anwesen im „Tal des Todes", fanden sie neuen Unterschlupf. Bis in den Oktober hinein konnten sich die meisten dort unbehelligt vergnügen.

Bei den zwei Mordkommissionen in Los Angeles ging inzwischen das große Rätselraten weiter. Unsinnige Gerüchte kamen in Umlauf. Die Mafia sei es gewesen, hieß es, und dann wollte man der Black Panther Party die Sache in die Schuhe schieben. Schließlich mußte ein ominös erfundener polnischer Geheimdienst ein paar Tage als Täter herhalten. Truman Capote, Erfolgsautor des Titels „In Cold Blood" („Kaltblütig"), entwickelte im Fernsehen seine Hypothese von einem „wahnsinnigen Einzeltäter". „Wir aber folgen den Spuren von mindestens zwei Verdächtigen", entgegnete ein Polizeisprecher.

Roman Polanski setzte eine 25 000-Dollar-Belohnung „für zweckdienliche Informationen" aus, was aber seitens der Polizei auf keine Gegenliebe stieß. Die Zahlen der falschen Hinweise und Denunziationen schnellten in die Höhe.

Charles Manson besaß einen Vogel, der angeblich Geister wittern konnte.



Der Vater der ermordeten Schauspielerin, Paul Tate, ließ sich Bart und Haare wachsen. Im Habitus eines alten Gamblers spielte der pensionierte Geheimdienstoberst auf eigene Faust Detektiv. Tagelang suchte er Anschluß an diverse Hippie-Gruppen. Alles vergeblich. Ihm blieb der Erfolg genauso versagt wie den vielen anderen, die durch den fetten Polanski-Dollar-Brocken inspiriert wurden.

Stellungslose Schauspieler und Huren, Rauschgiftsüchtige und Trinker und viele andere, bekannte Leute und Namenlose, suchten nach Spuren und fanden nichts. Diejenigen aber, die die Namen der Täter schon gehört hatten, schwiegen jetzt. Mußten annehmen, sich eben doch geirrt zu haben.

Unabhängig von diesem hektischen und dennoch erfolglosen Getriebe kam nun jener Kommissar Zufall zum Zuge, und zwar in dem weit entfernten Tal des Todes. Die Hippies konnten nicht nur von dem leben, was sie als Liebe verstanden. Sie bettelten manchmal um Nahrungsmittel, weit häufiger jedoch stahlen sie ganz einfach, wonach ihr Sinn stand. In den Supermärkten fanden sie eine beträchtliche Auswahl vor, aber diese Einkaufszentren waren in diesem unwirtlichen Landstrich nicht gerade dicht gesät. Also besorgten sie sich, um beweglicher zu sein, auch Fahrzeuge und den dazugehörigen Treibstoff.

Bei einer abgestellten Planierraupen konnten sie nur zwei kleine Kanister finden, was sie in mächtige Wut versetzte, die sich schließlich in einer sinnlosen Zerstörung entlud: sie setzten das Fahrzeug in Brand.

Tage später entdeckte der Forstaufseher Dick Powell das lädierte Vehikel, und weil es zwischenzeitlich nicht geregnet hatte, fand er auch noch deutliche Spuren des Wagens, mit dem die Brandstifter gekommen und wieder weggefahren waren. Powell verständigte seinen Freund James Pursell, Offizier bei der California Highway Patrol. Die zwei Männer befragten ein paar Bewohner der Gegend und erfuhren, daß des öfteren Hippies in einem roten Toyota gesehen worden waren. Dabei fiel das Stichwort Barker Ranch.

Der Forstbeamte und der Polizeibeamte beschlossen, sich dieses Anwesen einmal anzuschauen. An jenem 29. September fanden sie dort lediglich zwei junge Mädchen, aber keinen Toyota und auch keinen anderen Wagen vor.

In den folgenden Tagen häuften sich Hinweise auf die Hippies, so daß für den frühen Morgen des 10. Oktober eine Razzia auf der Barker Ranch angeordnet wurde.

Polizisten der Highway Patrol und mehrere Forstaufseher umstellten die zerfallenen Bauten und überwältigten zuerst drei junge Männer. Allerdings ohne große Schwierigkeiten, denn die drei waren trotz ihres Auftrages, Wache zu schieben, fest eingeschlafen. Die zehn Mädchen (19 bis 20 Jahre), die dann festgenommen wurden, leisteten ebenfalls keinen Widerstand.

Beim Durchsuchen fanden die Beamten mehrere Autos, allesamt als gestohlen gemeldet; dazu eine Flinte mit abgesägtem Lauf und eine Pistole, Vorräte von Lebensmitteln und Treibstoff, schließlich mehrere leere Schlafsäcke. Die Bande mußte mehr als dreizehn Mitglieder zählen.

Deshalb kam es zwei Tage danach zur neuerlichen Razzia. Bevor die nunmehr Verhafteten — drei Mädchen und vier Männer — abtransportiert wurden, durchkämmte James Pursell nochmals das ehemalige Hauptgebäude der Ranch. Unter einem Waschbecken bemerkte der Offizier der Highway Patrol einen kleinen Schrank und in dessen Tür eine verfangene lange Haarsträhne.

„Kommen Sie heraus! Und keine falsche Bewegung!“ befahl er.

Langsam öffnete sich die Tür, und noch langsamer schraubte sich eine schwächliche und schmuddlige Figur aus dem engen Verschlag.

„Wie heißen Sie?“

„Ich bin Charles Manson“, erklärte die Gestalt und fügte hinzu: „Ich bin Jesus Christus, ich bin Gott.“

Diese drei Namen standen anschließend auch im Protokoll, das beim Verhör in Intependence aufgenommen wurde. Mehrfacher Autodiebstahl, Brandstiftung und Bildung einer kriminellen Bande vermerkten die Haftbefehle gegen die insgesamt einundzwanzig Personen.

Die Mörder werden reich

Eine erste Verbindung zu den Morden von Los Angeles ergab sich, als ein fünfzehnjähriges Mädchen identifiziert wurde. Sie war von zu Hause weggelaufen, und ihre Eltern ließen nach ihr fahnden. Dann stellte sich heraus, daß sie die Freundin von Bobby Beausoleil war, jenes Mannes also, der als mutmaßlicher Mörder des Musikers Gary Hinman galt.

Am Tatort hatte es hier bekanntlich jene Schmiererei mit Blut gegeben - POLITICAL PIGGY stand an der Wand -, die sich bei den Tate- und LaBianca-Morden in leicht variierte Form wiederholte.

Die Fünfzehnjährige wollte ihren Freund decken und sagte aus, Hinman sei von Susan Atkins umgebracht worden. Jene Atkins, einundzwanzig Jahre alt, gehörte zu den Hippies, die im Tal des Todes gefaßt wurden und nun im Gefängnis von Independence saßen.

Beim Mord in Malibu sei sie wohl dabeigewesen, das stimme, aber die tödlichen Messerstiche habe Bobby Beau-soleil geführt, erklärte sie beim Verhör. Das aber war nun keine überraschende Neuigkeit, und mehr konnten die Beamten nicht erfahren.

Entschieden gesprächiger zeigte sich die Atkins — Tochter zweier Alkoholiker, die ihr die Gabe trunkener Geschwätzigkeit vererbten — in der Zelle. Der Zufall hatte sie mit einem ihr völlig fremden Callgirl zusammengeführt, das sie plötzlich mit ihrer Verbrecherphilosophie überraschte. „Im Leben ist doch alles nur ein ‚Rein und Raus‘, ob beim Essen, beim Sex oder beim Töten. Es ist ein ganz tolles Gefühl, jemanden zu erstechen; ‚rein und ‚raus geht das Messer, und dadurch werde ich genauso happy wie beim Sex.“

Dann erzählte Susan Atkins, wie sie in der Nacht vom 8. zum 9. August die Schauspielerin Sharon Tate erstochen hat. „Immer ‚rein und ‚raus!“

Die nächsten Szenen liefen recht undramatisch ab. Für das Callgirl, Zeugin wider Willen, gab es jetzt nur ein Ziel: schleunigst weg von dem dämonischen Ungeheuer in ihrer Zelle, um nicht etwa noch selbst Opfer eines Rein-und-Raus-Happening zu werden. Wer konnte wissen, auf welche Ideen eine solche Mörderin noch verfallen mochte?

Am 2. November 1969 bat das Callgirl dringend um eine Unterredung bei der Gefängnisverwaltung und erzählte dort, was sie erfahren hatte. Am gleichen Tage wurde Susan Atkins verhört.

Freimütig, ohne Reue und bar jeder Erregung berichtete sie über das Geschehen am Cielo Drive und am Waverly Drive. Sie selbst, Leslie van Houten, Patricia Krenwinkel, Linda Kasabian und Charles Tex Watson hätten im Tate-Haus „die Aktion vollzogen“, und Tex Watson, Patricia Krenwinkel und Leslie van Houten wären auch dabeigewesen, als das Ehepaar LaBianca umgebracht wurde; sie per-

sönlich leider nicht, was sie bedaure, denn am Waverly Drive müsse die Sache viel mehr Freude gemacht haben als am Cielo Drive!

Weshalb? Dumme Frage! Das sei doch klar. Charles Manson habe diesen „Einsatz“ höchstpersönlich geleitet. Der „göttliche Charlie“, der für alles die Pläne ersonnen habe.

Manson, die Atkins und die van Houteri wurden nach Los Angeles transportiert und dort weiter verhört. Nach kurzer Fahndung gelang es, die Krenwinkel in Alabama und den Watson in Texas zu verhaften. Linda Kasabian stellte sich schließlich freiwillig der Polizei.

Den zweiten Akt des makabren Dramas leitete Edward M. Davis, Polizeipräsident von Los Angeles, ein. Am 12. Dezember 1969 stellte er sich vor fünfzehn Mikrofone und noch mehr Scheinwerfer und zählte und rechnete, und als er sein Exempel gelöst hatte, war es mit der Wahrheit auch schon vorbei. Er warf mit vierstelligen Zahlen um sich und machte eine eindrucksvolle Stundenbilanz auf. „Tag und Nacht waren die Männer der Polizei von Los Angeles im Einsatz“, erklärte er, um gleich darauf zu lügen: „Und nun haben *wir* die zwei Fälle geklärt!“

Kein Wort von den vorangegangenen Behauptungen, die beiden Verbrechen hätten nichts miteinander zu tun, und nichts davon, daß seine Polizeitruppe die Mörder noch längst nicht im Gewahrsam hätte, wäre nicht Hilfe von anderen Seiten gekommen. Dazu stillschweigendes Übergehen aller Schlampereien der letzten Wochen.

Den meisten Journalisten erschienen solche Verdrehungen schon einigermaßen überraschend, doch hüteten sie sich, den Polizeipräsidenten mit delikaten Fragen in die Enge zu treiben und damit das große Geschäft, das nun anlaufen konnte, zu verbauen.

„Wann dürfen wir mit den Beschuldigten sprechen? Wann fotografieren?“ Über solche Fragen konnte man sich rasch einigen.

„Über keinen Kriminalfall dieses Jahrhunderts — den Mord an Präsident Kennedy ausgenommen — ist so weit-schweifig und ausschweifend berichtet worden wie über das Sharon-Tate-LaBianca-Massaker“, wurde in einem späteren Bericht festgestellt.

Das Taschenbuch „Exklusive Story der Susan Denise Atkins“ stand schon bald auf einem ganz vorderen Platz der US-Bestseller-Liste. Larry Schiller, „Bearbeiter“ des Schmö-

Der unscheinbare Charles Manson, hier auf dem Wege zur Verhandlung, zog Dutzende von Jugendlichen in seinen dämonischen Bann.



kers, verdiente daran 175 000 Dollar. „Ich hatte aber auch beträchtliche Ausgaben“, lamentierte er. Beispielsweise allein 3500 Dollar Telefonspesen, um die pikanten Details des Sexuallebens der Mörderin rasch an westeuropäische Blätter weiterzuleiten.

„Time“ und andere Gazetten überschlugen sich mit „Tatsachenberichten“. Die Verbrecher waren zu gefragten Partnern der Journalisten geworden.

Eine Partnerschaft auf Gegenseitigkeit, vertraglich fixiert, denn die Mörder bekamen ihre Plauderstündchen in den Zellen ordentlich honoriert. Als allgemein üblicher Beteiligungssatz galten 25 Prozent.

Der am meisten begehrte Mann war natürlich Charles Manson. Über zweihundert Interviews durfte er geben und im Gefängnis die Firma „The Family James Incorporated“ gründen; ein Schallplattenunternehmen, durch das der „Singende Satan“ —«so der Werbetext — mit eigenen Texten und Kompositionen gut auf dem Musikmarkt einschlug. Ein Fernsprecher in der Zelle garantierte, daß der frischgebakene singende Direktor und Showmaster jederzeit erreichbar war.

So fand das Jugendmagazin „Tuesday Child“ auch keinen geeigneteren als Charles Manson, den es zum „Mann des Jahres“ küren konnte. Sein Konterfei mit dem stechenden Blick beherrschte monatelang Titelblätter und Innenseiten der Produkte der Asphalt-Journaille.

Ein Jahr früher oder später hätte der „Singende Satan“ wohl kaum jene Publicity errungen, aber Anfang 1970 kam er gerade recht: um seine Verbrechen zum „Mord des Jahrhunderts“ hochstilisieren zu lassen, konnte man doch dadurch eine andere und weitaus schlimmere Abscheulichkeit kaschieren.

Im fernen Vietnam, in Son My, hatte US-Oberleutnant William Calley 102 Menschen — Männer, Frauen und Kinder — umgebracht. Anklage mußte erhoben werden, aber der anstehende Prozeß wurde vertagt — „auf unbestimmte Zeit wegen Beweisschwierigkeiten“. Der Manson-Rummel mit den Sex-Stories und ständig „neuen Tatsachen“ lieferte die ablenkende Begleitmusik, durch die der Fall Calley in Vergessenheit geraten sollte. Was in weiten Kreisen der USA auch einigermaßen gelang.

Der Weg des „Singenden Satans“

Wer war eigentlich jener Charles Manson, der so gut in die amerikanische Landschaft des Jahres 1970 paßte? Und welche Motive trieben ihn zu dem Verbrechen, das als „Mord des Jahrhunderts“ gelten sollte?

Fast alle, die den sechsunddreißigjährigen „göttlichen Charlie“ zum ersten Mal in der vollen Größe seiner 156 Zentimeter sahen, waren enttäuscht. Dieses Würstchen sollte „der gefährlichste Mann der Welt“, wie ihn die US-Presse nannte, sein? Jener Gnom sollte dämonischen Einfluß auf ein paar Dutzend Hippies gehabt haben, die bedingungslos seinen Befehlen gefolgt waren? Und ihn jetzt noch immer liebten?

Es hätte schon eines ungewöhnlich starken eigenen Willens bedurft, sollte Manson seine Kindheitserlebnisse schadlos verdauen und nicht in die Verbrecherlaufbahn gedrängt werden. Als er 1934 in Cincinnati, Bundesstaat Ohio, geboren wurde, war seine Mutter gerade sechzehn Jahre alt. Über den Vater ist nichts bekannt, was angesichts der vielen Kunden der minderjährigen Prostituierten nicht verwundern kann.

Einer der zahlreichen Männer, mit denen sie später zusammen lebte, hieß William Manson. Das einzige Andenken, das er bei seinem Weggang zurückließ, war der Name, den er seinem kurzzeitigen Stiefsohn gegeben hatte.

Die junge Mutter überbrückte das Warten auf neue Kundschaft vor allem damit, ihren immer größer werdenden Durst zu stillen. Weil es nun im horizontalen Gewerbe auch mal eine Flaute gab, die im Geldbeutel der Alkoholikerin gährende Leere nach sich zog, verfiel sie auf eine andere Art des Anschaffens. Zusammen mit ihrem Bruder überfiel sie eine Tankstelle, schlug dem Tankwart eine ausgetrunkene Flasche über den Schädel und entleerte die Kasse bis auf den letzten Cent. Das brachte ihr drei Jahre Gefängnis ein, und der kleine Charles wurde, wie schon so oft vorher, von einer Tante zur anderen geschoben.

Er war acht Jahre alt, als die Mutter zurückkehrte, und später erinnerte er sich nur an den ständigen Wechsel vieler Hotelzimmer, noch zahlreicherer „Onkels“ und immer neuer voller und leerer Flaschen.

Der kleine Zuschauer wurde der Mutter bei ihrem Treiben allmählich lästig; sie bemühte sich, ihr Kind loszuwerden.

Schließlich hatte sie Erfolg und konnte Charles in eine Besserungsanstalt einweisen lassen. Das aber gefiel dem Knaben überhaupt nicht. Er riß aus, aber die Mutter wollte nichts mehr von ihm wissen.

Der Einbruch in einen Lebensmittelladen stand nun am Anfang einer endlos langen Kette von Diebstählen, Überfällen und Gewaltverbrechen des Charles Manson. Ließ er anfangs nur Nahrungsmittel und Fahrräder mitgehen, so interessierte er sich bald mehr für die Barschaften in den Registrierkassen. Nach den Räubereien in Geschäften war ein Spielkasino an der Reihe, und dann — nach Mutters Vorbild — Überfall auf eine Tankstelle. Das schon nicht mehr allein, sondern im Bunde mit anderen kriminellen Kindern. Schließlich mit vierzehn Jahren die „Feuertaufe“ als Gangster — erster bewaffneter Raubüberfall. Das Fahrrad war hier bereits längst passe. Charles Manson benutzte gestohlene Autos.

Zwischendurch mehrfach Verhaftungen, Einweisungen in Besserungsanstalten für minderjährige Verbrecher, wenige Tage später gelungener Ausbruch und wieder irgendwo ein neuer Einbruch.

1951 stand der noch nicht Siebzehnjährige zum ersten Mal in der Fahndungsliste des FBI, weil er mit einem gestohlenen Fahrzeug auf der Reise von Illinois nach Utah wenigstens viermal Grenzen zwischen Bundesstaaten überquert hatte, wodurch diese Fahrt automatisch zu einer „Federal Offense“ wurde.

Weitere „Bundesvergehen“ kamen hinzu, und außerdem klagten nach dieser Brachialtour der insgesamt drei Jugendlichen etwa fünfzehn bis zwanzig Tankwarte über ausgeraubte Kassen. Nach der neuerlichen Verhaftung an einer eigens dafür errichteten Straßensperre konnte sich selbst Charlie nicht mehr an die genaue Zahl erinnern. Unter anderem lag das daran, daß er bis zu diesem Zeitpunkt — nimmt man alles zusammen — nur etwa vier Jahre Schulunterricht erhalten hatte. Als Analphabet waren ihm aber auch die Geheimnisse des Rechnens verschlossen geblieben, und selbst beim Zählen kam er über Anfänge nicht hinaus.

Das änderte sich in den folgenden drei Jahren, die er in drei verschiedenen Jugendstrafanstalten und Bundesbesserungslagern verbringen mußte. Anfangs noch vermerkte seine Akte „Trotz des jugendlichen Alters im Kriminellen raffiniert. Sehr aggressiv!“, wobei aber eine Entscheidung darüber, ob er mehr zu Vergewaltigungen oder zu homosexuel-

len Nötigungen zu neigen schien, nicht eindeutig getroffen werden konnte.

Dann kam der große Wandel. Manson wollte 'raus aus den Lagern, und das war bei dem strengen Regime nicht mit einem Ausbruch zu bewerkstelligen. Also besserte er sich, hielt sich streng an die Disziplin, lernte fleißig. Spielend holte er nach, was er bisher versäumt hatte, seine Zeugnisse zeigten die besten Noten. Für den Arbeitseifer in der Autowerkstatt wurde er prämiert.

So öffneten sich für ihn am 8. Mai 1954 die Anstaltstore in Ohio. „Auf Bewährung“ machte Manson die ersten Schritte in die Freiheit.

Die rasche Heirat mit einer jungen Serviererin und die Arbeit an einer Tankstelle und auf einem Parkplatz sollten, wie sich bald zeigte, nur Staffage für neue Verbrechen sein. Manson hatte wohl Lesen und Schreiben, aber sonst nichts gelernt. Mit dem ersten gestohlenen Auto überquerte er wiederum eine Bundesgrenze, wodurch erneut das Interesse des FBI geweckt war. Scheckfälschungen und Einkäufe mit gestohlenen Kreditkarten kamen hinzu, dann das für ihn neu entdeckte Gewerbe der Zuhälterei.

Als er zwischen 1956 und 1958 wieder im Gefängnis saß, hatte sich seine Frau längst von ihm scheiden lassen. Danach Entlassung wiederum „auf Bewährung“, wofür ihm die Tätigkeit als Zuhälter das beste Mittel zu sein schien.

Seinen „Arbeitsplatz“ hatte er inzwischen nach Los Angeles verlegt. Eine brutale Vergewaltigung brachte ihn im Juli 1960 erneut vor die Schranken des Gerichtes. Auf zehn Jahre Gefängnis lautete nunmehr das Urteil.

Manson wird Philosoph

Manson war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt. Er überdachte sein bisheriges Dasein, las, was die Anstaltsbibliothek zu bieten hatte, und jene Lektüre führte zu einer Zäsur. Einbrechen, stehlen, rauben, fälschen, dazu regelmäßige Provisionen aus der Zuhälterei und Befriedigung aller Beischlafgelüste, notfalls durch Vergewaltigung, das war sein Lebensstil gewesen, und er fand, daß ihn solches Tun künftig nicht mehr ausfüllen konnte. Das jedoch sollte beileibe nicht heißen, auf etwas davon zu verzichten. Das keinesfalls, aber hin-

ter jedem Einzelnen und hinter dem Ganzen mußte ein Sinn stehen, sollte eine allegorische Bedeutung beigemessen werden können. Charles Manson begann eine Weltanschauung des Verbrechens zusammenzubasteln.

Zu jenen Autoren, die ihm dafür in der Anfangsphase am meisten geben konnten, zählte Lafayette Ronald Hubbard. Unter der gängigeren Diktion Ron Hubbard hatte er sich als Science-fiction-Schreiber einen Namen gemacht und häufig obere Plätze auf den Bestseller-Listen belegt. Das nun weniger durch besonders spannungsgeladenen Inhalt oder gar literarische Qualität seiner Bücher, sondern vielmehr auf Grund einer „Lehre“, die er schon in diesen Schriften kreierte und dann in pseudoreligiösen Traktaten verbreitete.

Mit „Scientology“ werde alles möglich, versprach Hubbard. Ungeheure, alles bezwingende Geisteskräfte könne jeder erwerben, der seiner Lehre folge. Vonnöten sei dazu das Beichten aller Sünden und Verfehlungen, allerdings nicht so, wie man das landläufig kenne. Regelrechte Beichtkuren müsse man durchmachen, um das alte, verdorbene Ich durch Selbsthypnose aufzulösen. Der so „geläuterte“ Mensch erlange die „totale Freiheit“, könne tun und lassen, was er wolle, und niemand dürfe ihn dafür zur Verantwortung ziehen.

1954 hatte Hubbard eine „Church of Scientology“ ins Leben gerufen, deren Anhängerschar — wie bei allen obskuren Sekten üblich — recht unterschiedlich geschätzt wurde. Die 1979 recherchierten Werte bewegten sich zwischen 600 000 und 10 Millionen Scientology-Gläubigen.

Welche Zahl der Wahrheit näherkommt, mag dahingestellt bleiben; sein einst leichtsinnig ausgeplaudertes Ziel hatte Hubbard längst überboten: „Wenn man eine Million Dollar verdienen will, so ist der beste Weg, eine eigene Religion zu gründen.“

Die für Meditationsschriften und Beichtkuren zahlenden Gefolgsleute nahmen solche Offenheit nicht zur Kenntnis. Mit dem Vermischen von Zukunftsvisionen, okkultem Ritual und Übermenschentum machte der große Hubbard jedenfalls das große Geld, während für den kleinen Manson die ersten Hoffnungen, die er aus der Lehre ableitete, noch bescheiden bleiben mußten. Denn die Macht seiner neuentdeckten Geisteskräfte endete vorerst an den Gittern der Zelle, was ihn aber nicht abhielt, an seine kommende „totale Freiheit“ zu glauben.

Als er anderthalb Jahre nach Strafantritt in ein anderes Gefängnis verlegt und dort nach seiner Religionszugehörigkeit befragt wurde, antwortete er selbstbewußt: „I'm a Scientist!"

Seine Gedanken reichten aber schon weiter; er wollte höher hinaus, nicht Anhänger, sondern Führer sein. Vage erinnerte er sich, daß es vor einiger Zeit einen Mann gegeben hatte, der zwölf Jahre lang sogar offiziell so angesprochen werden mußte. Manson las alles, was ihm über jenen „Hy-mie" zwischen die Finger kommen konnte.

Das paßte so ganz in sein Bild: Mit sechs oder sieben Männern hatte dieser Hitler begonnen, und dann war es ihm gelungen, die ganze Welt in Schrecken und Panik zu stürzen. Eine nie dagewesene Blutorgie, der allerdings der erträumte Erfolg versagt geblieben war. Manson glaubte auch zu erkennen, warum „Hymie" scheitern mußte: Nicht mit Männern, sondern vor allem mit auserlesenen Frauen war ein großes Vorhaben nur zu packen.

Ganz so sicher, ob er gleich nach seiner Entlassung seine „totale Freiheit" als ein neuer „Führer" werde einsetzen können, schien sich Manson jedoch nicht gewesen zu sein. Eine mögliche Zeitspanne bis zum Beginn wollte er auf alle Fälle mit großen Geldeinnahmen überbrücken. Am verheißungsvollsten erschien ihm dafür das Showgeschäft: Auftritte als Star, als Pop-Star, als der Größte, der Einmalige. Alles mit eignen Melodien, eignen Texten. Er komponierte und dichtete; das Ergebnis wurde mit achtzig bis neunzig Songs beziffert.

Am 21. März 1967 kam der lang ersehnte Augenblick; für den Scientologen und Hitler-Verehrer öffnete sich das Gefängnistor, wiederum „auf Bewährung".

Der Wunsch, nun direkten Anschluß an Hubbard zu finden, verflüchtigte sich schnell. Und nicht nur deshalb, weil sich das Sekten-Oberhaupt meist in England aufhielt. Für das gläubige Fußvolk großer Sekten blieb der Verkünder des Heils ja meist unnahbar. Aber das Angebot war breit. Aus dem großen Stamm sprossen kleine Knospen, die sich lösten und mit leicht variierten Lehren um Anhänger warben. Auch die Wurzeln trieben neue Senker aus.

Im Grunde genommen hatten viele Sekten ihren gemeinsamen Nenner in den „Theorien" des Aleister Crowley. Er gilt für das erste Drittel unseres Jahrhunderts als einer der einflußreichsten Okkultisten und wirkt nachhaltig bis heute. Der

Engländer bezeichnete sich einst als „Bestie“, hielt sich für den leibhaftigen Teufel und weihte sich selbst zum „Papst der Schwarzen Magie“. Unter dem Credo „Tu, was du willst, das soll sein das ganze Gesetz!“ sammelte er in mehreren Ländern zahlreiche Anhänger. Sie vergnügten sich bei religiös verbrämten Sex-Orgien — was in jenen Zeiten weitverbreiteter Tabus wohl manchen Neugierigen lockte und dann bannte — und brachten perverse Tieropfer dar, um das von Crowley verheißende Glück zu erlangen: die Kräfte der Dämonen und des Satans anzueignen, um die Welt zu beherrschen.

Crowleys Leitsatz wurde später zu einem langen Kodex formuliert. Dort hieß es unter anderem:

„Das Gesetz des Starken: das ist unser Gesetz und die Freude der Welt.

Tu, was du willst, das soll sein das ganze Gesetz. Du hast kein Recht, als deinen eigenen Willen zu tun. Tu den, und keiner soll nein sagen ... Der Mensch hat das Recht, nach seinem eigenen Gesetz zu leben:

zu arbeiten, wie er will, zu spielen, wie er will, zu ruhen, wie er will, zu sterben, wann und wie er will...

Der Mensch hat das Recht zu lieben, wie er will; auch erfüllet euch nach Willen in Liebe, wie ihr wollt, wann, wo und mit wem ihr wollt. Der Mensch hat das Recht, all diejenigen zu töten, die ihm diese Rechte zu nehmen suchen. Die Sklaven sollen dienen. Liebe ist das Gesetz, Liebe unter Willen!"

Die Menschen — das waren selbstredend jene, die erst durch Sex- und Blutperversitäten zu solchen wurden und damit den Freibrief zum Morden erhielten. Allen, die nicht zum Kreis dieser Auserlesenen zählten, blieben Sklavendienste vorbehalten.

Neue Heilsbringer nahmen immer wieder diese „Theorien“ auf, große und kleine Sekten hefteten sich an Crowleys Fersen. Auch Hubbard bezog hier kräftige Anleihen.

Was sich für Manson bei den Scientologen als unerreichbar erwies, glaubte er nun bei der „Solar Lodge“ zu finden, noch dazu, weil eine Frau diese kleine Geheimsekte leitete. Kurz nach seiner Entlassung schloß er sich der „Sonnenloge“ der Priesterin Georgina Brayton—genannt Jean — an.

Die „Solar Lodge“ bestand erst einige Jahre. Priesterin-Gatte Richard M. Brayton wirkte als Philosophie-Dozent an der University of California. Das Ehepaar war schon überdurchschnittlich reich mit Gütern gesegnet — besaß unter anderem Grundstücke in Los Angeles und in abgelegenen Gegenden, eine Tankstelle und Buchhandlungen —, was jedoch Gattin Jean nicht abhalten konnte, diese irdische Habe durch außerirdisches Brimborium zu mehren.

Die „Theorien“ von den Ausgewählten boten Manson längst nichts Neues mehr. Priesterin Jean aber bereicherte sein Wissen um die Taktik des „Machtergreifens“: Einen großen Rassenkrieg müsse man auslösen, wo sich Weiße und Farbige so lange auftreiben, bis die Jünger der „Solar Lodge“ in diesem Helter-Skelter als Retter erscheinen. Neben solchem imaginären Humbug lernte Manson in der Sekte aber auch etwas sehr Reales: Jean Brayton führte vor, wie man Menschen total gefügig und hörig machen kann.

Mit Marihuana, LSD und anderen Drogen schickte die Priesterin neugewonnene Anhänger auf den Trip, um intime Details aus ihrem Vorleben zu erfahren — Grundlage späterer Erpressungen, denn bei jedem, der Zuflucht in einer Sekte suchte, gab es dunkle und wunde Punkte in der Vergangenheit. Überredungskünste und körperliche Qualen kamen hinzu. In der Anfangsphase der Manipulation verlangte die Brayton außerdem völlige sexuelle Abstinenz.

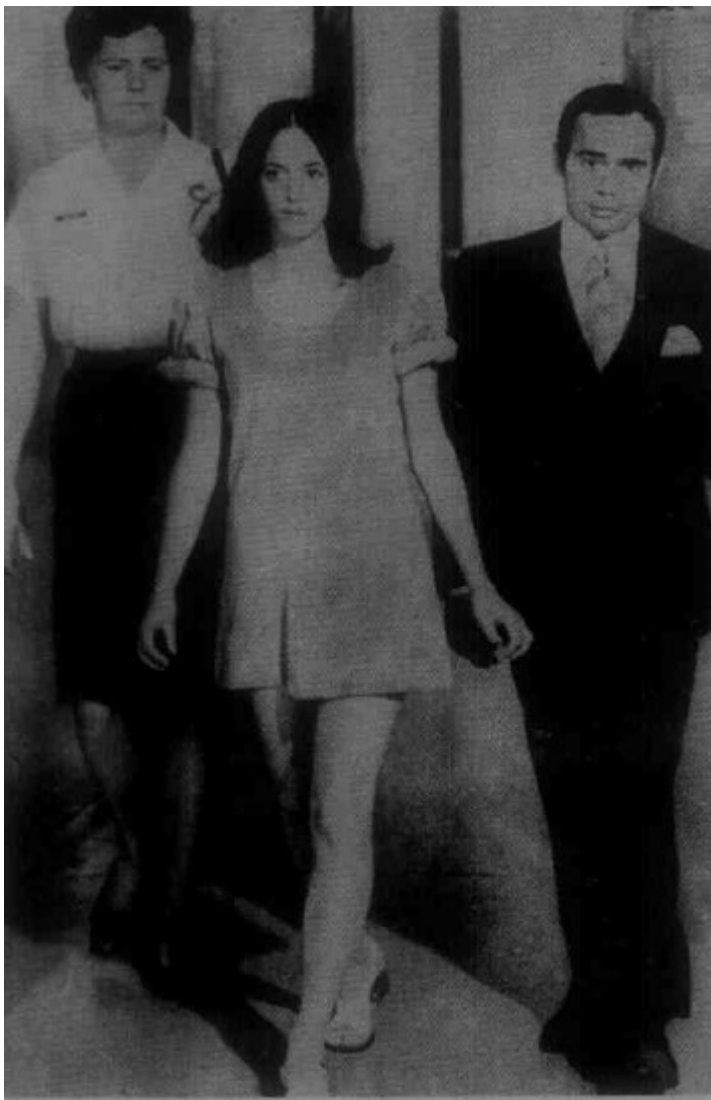
Wer irgendwelche diesbezüglichen Absichten erkennen ließ, wurde mit einem Messerschnitt in den Arm oder anderer Folter bestraft. Diesen „Prozeß der Läuterung“ konnte die Priesterin einigermaßen kontrollieren, denn ihre Adepten lebten im familieneigenen Anwesen.

Höhepunkte des okkulten Treibens bildeten sexuelle Riten im Crowleyschen Stil. Die Anfänger durften hier nur zuschauen. Wer sich jedoch bis zu den oberen Graden hinaufgeläutert hatte, mußte sich an den unappetitlichen Orgien beteiligen, im leichten Drogenrausch Hunde und Hühner schlachten und ihr Blut trinken. Mehrere Paare vollzogen dann nach vorgeschriebenem Ritual den Geschlechtsakt und wurden beim Orgasmus mit Tierblut übergossen.

Leichtes Spiel hatte Priesterin Jean mit psychisch zerrütteten Jugendlichen. Aber auch ältere, vom Leben enttäuschte Menschen kamen zur „Solar Lodge“ und hofften auf Geborgenheit und Gemeinsamkeit.

Von dem abscheulichen Treiben abgestoßen, konnten

Mörderin Susan Atkins (Mitte) kassierte im Gefängnis für Interviews sechsstellige Dollarsummen.



manche noch rechtzeitig aus dem Teufelskreis ausbrechen. Einigen aber wurde die „Sonnenloge“ zum Verhängnis; „einigen“, weil eine Zahl dazu nicht bekannt ist. Ein Zahnarzt aus Palm Springs verschwand von der Bildfläche und blieb unauffindbar. In der Nähe eines Brayton-Hauses entdeckte man später einen anderen Solar-Gläubigen im Wüstensand verscharrt.

Als im Sommer 1969 noch zwei Fälle schlimmer Kindesmißhandlung ruchbar wurden, griffen Polizei und sogar das FBI ein, die ansonsten um Sekten einen großen Bogen schlugen. Es gab sogar Haftbefehle. Elf Hilfspriester kamen vor Gericht, die Brayton jedoch tauchte rechtzeitig unter.

Zu jener Zeit hatte sich Charles Manson schon längst wieder von „Solar Lodge“ gelöst, um eine eigene Sekte zu gründen. Seine Philosophie des Verbrechens — bisher ein Gemisch aus Scientology, Hitlerwahn und brutalen Crowley-Brayton-Perversitäten — ergänzte er durch ein paar aus dem Zusammenhang gerissene Bibelzitate. Besonders geeignet fand er die Offenbarung des Johannes im Neuen Testament, wo die verheißene Wiederkehr Christi mit einem schlimmen Strafgericht verbunden war.

In welchem Maße hierbei geistige Verwirrung eine Rolle spielte, blieb unbekannt. Kein Psychiater kam im späteren Prozeß zu Wort. Aus den Bibelstellen jedenfalls las Manson heraus, daß er selbst Jesus Christus sein müsse.

Um die Wiederkehr vorzubereiten, schien ihm alles erlaubt, denn die Offenbarung verkündete: „Und taten auch nicht Buße für ihre Morde, Zauberei, Unzucht und Dieberei.“ Diesen Satz hämmerte er dann seinen „Auserwählten“ gründlich ein.

Wie viele sollten das eigentlich sein? Auch hier fand Manson eine passende Bibelstelle im 7. Kapitel der Offenbarung: „Und ich hörte die Zahl derer, die versiegelt wurden: hundertvierundvierzigtausend, die versiegelt waren von allen Geschlechtern Israels.“

In der Bibel galt das Kreuz als schützendes Siegel. Auch dieses Symbol spielte bei Manson eine Rolle.

Somit hatte sich sein Programm gerundet: Frauen und Farbiges galten für Manson als minderwertige Wesen, auf deren Dienste er jedoch nicht verzichten konnte. Eine große „Familie“ wollte er gründen, Frauen um sich scharen und von aller überlieferten Moral lösen. Sie sollten ihm Untertan und hörig sein, mit ihnen wollte er eine neue „weiße Herrenrasse“ zu-

sammenführen und züchten. „Satans Sklaven" erschien ihm als geeigneter Name für die Sekte der „Auserwählten".

Auf ein Signal von ihm, so glaubte er, würden die unterdrückten Farbigen „aus ihren Verstecken hervorkommen und alle Weißen vernichten". Ausgenommen natürlich ihn und die „Familie", die auserkoren sei, danach die Herrschaft zu übernehmen. Auf 144 000 Personen bezifferte er „sein auserwähltes Volk", das von Millionen schwarzer Knechte und Mägde geliebt und bedient werde.

Unklar in diesen obskuren Halluzinationen blieb, ob Manson nur die USA oder etwa die ganze Welt beglücken wollte.

Um möglichen Nachstellungen der „Solar Lodge" zu entgehen, setzte sich Manson nach San Francisco ab und harrete der Dinge, die da kommen sollten.

Sie kamen in der unauffälligen oder, wenn man so will, durch die absolute Reizlosigkeit sogar auffälligen Gestalt der Mary Brunner. Noch nie hatte sich ein Mann für sie interessiert, und Manson hatte deshalb leichtes Spiel. Die dreiundzwanzigjährige Diplom-Historikerin nahm den kleinen Charlie mit den großen Ideen bei sich auf. Die traute Zweisamkeit währte gerade so lange, daß Manson ein neues Herrenmenschlein zeugen konnte. Dann machte er neue Bekanntschaften.

Der Widerstand der schwangeren Mary Brunner kam nur schwach. Nach kurzer Resignation begeisterte sie sich an Mansons Vorhaben; weitere Mädchen zogen in die kleine Wohnung ein. Die Familie wuchs, bis sie schließlich neunzehn Köpfe zählte. Manche mußten, als die Behausung nicht mehr ausreichte, in den Parkanlagen von Haight Ashbury nächtigen. Das fiel nicht weiter auf, denn dieses Viertel galt als Hippie-Zentrum von San Francisco.

Der Lebensunterhalt wurde vor allem durch Diebstähle gesichert. Was durch Bettelei oder anderweitig an Geld einkam, wanderte meist in die Taschen von Rauschgifthändlern. Manson erprobte, was er in der „Solar Lodge" gelernt hatte. Das jedoch in aufgelockerter Form; er verzichtete vorerst auf Tieropfer und gestaltete die Sex-Orgien nicht nach strengem Ritual.

Seine Erfahrungen als Zuhälter, der in langen Jahren ausgeschliffene Gefängnisjargon, Überredungskünste und das Nachäffen des Hitlerschen Vorbildes trugen das Ihre dazu bei, die jungen, meist noch recht naiven und daher leicht be-

einflußbaren Mädchen in seinen Bann zu ziehen, sie mit teuflischer Macht zu beherrschen. Er verkündete seine „Lehre“ — die „Familie“ glaubte an ihn; er rüttelte an allen moralischen Tabus — die Mädchen gehorchten bedingungslos.

Zu den vielen Faktoren, die Mansons Pläne förderten, kam noch die Szene vom Sommer und Spätsommer 1967 in San Franzisko hinzu. Hier bot sich ein überaus günstiges Klima für solche Vorhaben an.

Die Hippies vom Sunset Strip

Jahre vorher hatte es mit den Beatniks angefangen. Jugendliche, die nichts mehr vom „Glauben an die Ideale der Väter“ halten konnten, wollten die Welt erneuern. Wie das geschehen sollte, wußten sie allerdings nicht. Die jungen Männer ließen sich jedenfalls erst einmal lange Barte wachsen, um sich dadurch vom glattrasierten Wohlstandsklischee abzuheben. Diese bescheidene Form des Protestes wurde noch kaum ernst genommen.

Dann kamen Mitte der sechziger Jahre die Hippies mit ihren Blumen. Ihrer Herkunft nach waren es anfangs vor allem Söhne und Töchter wohlsituierten Familien des Mittelstandes, die gegen den durch Heuchelei und Dollarjagd geprägten Lebensstil der Eltern protestierten.

Das gutbürgerliche Vaterhaus war den Hippies allerdings nicht anzusehen. Aus den Zottelfrisuren der Beatniks waren unappetitlich anzuschauende lange Mähnen geworden, und die Barte hatten ebenfalls an ungepflegter Länge gewonnen.

Sie kleideten sich mit Auswüchsen an Phantasie oder mit dem, was gerade greifbar war. Mädchen liefen im heißen Sommer barfuß und mit Pelzmantel einher, andere mit superknappem Minirock und hohen Lederstiefeln und daneben welche in der knöchellangen Imitation eines Abendkleides. Allen gemeinsam aber die Blumen in den Haaren, was ihnen den Namen „Blumenkinder“ einbrachte.

Solcher Habitus sollte demonstrieren, daß jeder Hippie wohl eine einmalige Persönlichkeit war, daß alle zusammen aber herausgefunden hatten, wie die Welt verbessert werden könne. Mit ihren Liedern zur Gitarre, so glaubten sie, werde man den Frieden der Welt herbeisingen. Und mit einem gleichen Rezept gewaltlosen Protestes könne man auch die

schreienden sozialen Gegensätze im eigenen Lande überwinden. Man müsse nur nett zu den Ordnungshütern sein. So küßten die Hippie-Mädchen die Polizisten und überreichten ihnen Blumen.

Mit solchen untauglichen Mitteln wurde natürlich nichts erzielt. Die im Jahre 1965 einsetzende Eskalation des Krieges gegen Vietnam — einer der Anstöße für die Hippie-Proteste — steigerte sich in grauenvolle Dimensionen, und die sich verschärfende kapitalistische Wirtschaftskrise ließ die Gefühle der Existenzunsicherheit und Zukunftsangst von Jahr zu Jahr anwachsen.

Dennoch schenkte die herrschende Klasse der Hippie-Bewegung große Aufmerksamkeit. Es ging keinesfalls darum, diese Protestform gegen das Establishment zu unterdrücken, sondern um ein raffiniertes Ausnutzen zum Ablenken von den echten Problemen des Landes.

Die „Blumenkinder“, enttäuscht von der Erfolglosigkeit ihrer Gesänge und zu großen Teilen von der Rauschgiftszene erfaßt, lieferten jetzt einen fruchtbaren Boden für alle möglichen „Lehren“, die an sie herangetragen wurden. Verkünder von Weltfluchtideen und okkultistischem Gedankengut, Sektenprediger und pseudoreligiöse Heilsbringer meldeten sich zu Wort und fanden offene Ohren.

„Kommunen“ wurden gegründet. Manche lebten von Bettel und Diebstahl, andere fanden Geldgeber für Nahrung und Unterkunft. Dem Habitus und Lebensstil der Hippies angepaßt, hatten sich Seelenretter diverser Sekten in manche Gruppen eingeschlichen. Solche „Kommunen“ waren beliebt, boten sie neben abwechslungsreicher sexueller Betätigung doch vor allem das in der menschenfeindlichen Gesellschaft gefragte Gefühl oder Scheingefühl der Zusammengehörigkeit.

Zur größten Gruppe — weit über den Rahmen einer „Kom-mune“ hinausgehend — wuchs die Bewegung der „Jesus People“ heran. Sie entstand im Sommer 1967 in San Francisco und brachte es bald auf etwa zehntausend Anhänger. Plakate tauchten in der Stadt am Golden Gate auf und warben mit makabrem Text für die „Hippies in Christo“, wie sie sich auch nannten.

„Gesucht wird ein gewisser Jesus von Nazareth, auch unter den Namen Messias, Gottessohn, König der Könige oder Friedensfürst bekannt; langhaarige, bärtige Erscheinung; heilt Kranke ohne Lizenz; verteilt Brot zum Nulltarif; treibt

sich in Slums herum; verkehrt mit kriminellen und subversiven Elementen; hat großen Einfluß auf Jugendliche.

Wer kann Auskunft über den Verbleib der skandalumwitterten Person geben?"

Näheres zu erfahren bei den „Jesus People“, wurde noch verkündet.

Wer nun der primitiven Werbung zur Flucht in die pseudo-religiöse Gemeinschaft folgte, mußte zuerst an einer Massentaufe an der Pazifikküste teilnehmen. Das erforderte ein langes Stehen im Wasser — in voller Kleidung —, das Zuschauen bei vermeintlichen Wunderheilungen und das Ausstoßen greller Freudenrufe.

Der weitere rituale Kult vollzog sich dann auf dem Trockenen. Ein Reporter der Pariser Zeitung „Le Monde“ war dabei und beschrieb das so: „Alle singen. Jedesmal, wenn der Name Jesus fällt, erhebt sich ein Wald von Armen, die *Zeigefinger* zum Himmel gestreckt und so den ‚einzigen Weg‘ zeigend. Jeder faßt den Nachbarn an der Schulter, die Menge gerät in Ekstase und wiegt sich hin und her, wobei fast bis zur Bewußtlosigkeit immer wieder die Worte ‚Halleluja, halleluja!‘ gerufen werden. Von Zeit zu Zeit macht eine Gruppe ‚Rock‘ spielender Musiker aus dem Gottesdienst so etwas wie ein ‚Pop-Festival‘.“

Derartige Szenen, Mischungen aus physischen und geistigen Narkotika, beherrschten im Sommer 1967 das Ashbury-Viertel von San Francisco und den Sunset Strip von Los Angeles.

Wenige hundert Meter entfernt andere Gruppen. Zum Beispiel die „Erste Kirche des Satans“, wo der Chef, ein „Satanspriester“, von einem nackten Mädchen bedient wird, während die „Satanisten“ ihre Hymnen singen und sich winden, als seien sie von einem nie erlebten Orgasmus gepackt. Oder jene Hippies, ganz in Schwarz und Grau gekleidet, die ein auffälliges Abzeichen tragen, roter Ziegenbock mit drei Hörnern. Das sind die Mitglieder der „Prozessualen Kirche des Jüngsten Gerichts“, die sich auf das in Kürze eintretende Weltende vorbereiten. Und dazwischen Gruppen von heilenden Magnetopathen, Hellsehern, Wahrsagern, Pendlern — und Touristen, die das Ganze süperb finden und schließlich doch froh sind, ihren Abstecher in die Welt des Okkultismus ohne Schaden überstanden zu haben. Sie lohnen es der letzten Bettelgruppe an der Ecke mit einem Dollarstück. Großzügige geben sogar einen Greenback.

„... brauchst du keine Ohren mehr“

Mansons „Familiengründung“ fügte sich als kleines Mosaiksteinchen in diese buntschillernde Manipulation der Hippie-Bewegung ein. Weil die achtzehn Mädchen, die er um sich geschart hatte, seine potenten Fähigkeiten bei weitem überforderten, nahm er noch ein paar junge Burschen in die „Familie“ auf. Mit einem gestohlenen Schulbus verließ die Gruppe die Stadt am Golden Gate.

„Wir suchen einen Ort“, verkündete Manson, „wo wir uns vor der Menschheit verbergen können, bis die große Blutorgie beginnt.“

Sie fanden den Platz auf Spahn's Ranch, reichliche zehn Meilen nördlich von Los Angeles. Einige verfallene Schuppen waren aus der früheren glanzvollen Filmzeit übriggeblieben, und von hier aus konnte man meilenweit ins Land schauen, ohne eine Spur menschlichen Lebens zu erblicken.

In der kalifornischen Wüste beendete Manson im Sommer 1969 das Vorbereiten seiner Sekte auf die kommenden Verbrechen. Marihuana, Mescaline, LSD und andere Drogen vertieften jetzt noch stärker seinen Einfluß; die Sexualriten wurden nunmehr durch Blutopfer umrahmt.

Irgendwoher hatte sich die Bande einen Leichenschautisch besorgt. Dahinter stand ein hölzerner Altar, verziert mit Tierbildern. Hier mußten nicht nur Hunde das Leben lassen, um Trinkbecher mit Blut zu füllen. Ein Teilnehmer an den Orgien berichtete später von der grauenvollen Erstechung eines Menschen, der auf dem Tisch angeschnallt war. Die Ritualmörder schnitten das Herz aus dem Körper des Toten heraus, um es zu verspeisen. Dieser Fall konnte nicht endgültig geklärt werden.

Inzwischen hatte sich die „Familie“ auf etwa sechzig Personen vergrößert. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß sich in die totale Abhängigkeit auch kleine Risse einschlichen. Nicht alle Neulinge waren sofort zu überzeugen, daß der gnomenhafte Manson tatsächlich der wiederkehrende Jesus Christus oder der lebendige Satan sei.

So zeigte der Musiker Gary Hinman wohl Interesse am sexuellen Angebot auf der Ranch, verspürte aber wenig Lust, seinen Wohnsitz in Malibu aufzugeben. Und von Mansons Geschwafel hielt er gar nichts. Mit drei „Sklaven“ machte sich der „Satan“ auf den Weg, um solchen Ungehorsam und Unglauben zu rächen.

„Wenn du nichts hören willst vom Ende dieser Welt, brauchst du auch keine Ohren mehr“, verkündete Manson, sprang den völlig überraschten Hinman an, zückte ein Messer. Ein rascher Schnitt, und er präsentierte triumphierend ein abgeschnittenes Ohr des Musikers. Der Verletzte schrie auf, krümmte sich vor Schmerzen am Boden. Eine Zeitlang schauten Manson und seine Begleiter — Susan Atkins, Leslie van Houten und Bobby Beausoleil — zu. Wer dann den tödlichen Stich geführt hatte, ließ sich nicht mehr feststellen. Hinman war regelrecht abgeschlachtet worden.

Mit einem Handtuch, das sie in das Blut des Ermordeten tauchte, brachte die Atkins die Schmierereien an der Wand an. Dann begann der Rückweg zur Ranch. Beausoleil eignete sich, wie wir bereits wissen, den Wagen Hinmans an und wurde bald darauf verhaftet.

Daß es mit 144 000 Anhänger nichts werden würde, hatte Manson wohl eingesehen. So begnügte er sich mit jenen fünf Dutzend und verkündete nun seinen teuflischen Plan im Detail: „Wir werden Bobby aus dem Gefängnis holen. Machen wir dasselbe noch mal und schreiben wieder was an die Wand, dann müssen die Pigs annehmen, daß Bobby mit der Sache in Malibu nichts zu tun hatte. Sie werden ihn rauslassen.

Wir ziehen das alles ganz groß auf — unser Signal für das Jüngste Gericht! Der letzte Krieg auf der Erde muß beginnen. Wir werden Weiße umbringen, und alle sollen glauben, daß es Schwarze getan hätten. So hetzen wir die Weißen gegen die Schwarzen auf, und die Neger werden sich erheben. Dann beginnt unsere Zeit.“

Ein paar Wochen vorher hatte Manson versucht, einige seiner Songs auf dem Musikmarkt unterzubringen. Der Künstleragent Rudi Altobelli hörte sich ein Tonband an, und als der „Komponist“ schließlich persönlich bei ihm vorsprach, bedeutete er ihm, daß die Songs wohl „recht nett“, aber dennoch unbrauchbar seien. Er war in ziemlicher Eile und komplimentierte den enttäuschten „Künstler“ mit ein paar mehr oder minder höflichen Floskeln aus seinem Anwesen hinaus — aus dem Haus Cielo Drive 10 050!

Wenig später vermietete Altobelli seinen Wohnsitz an den Regisseur Roman Polanski und dessen Ehefrau Sharon Tate, womit das Todesurteil über die hier in der Nacht vom 8. zum 9. August 1969 Anwesenden gesprochen war. Denn Manson hatte Rache geschworen für die blamable Behandlung, und

als er nunmehr überlegte, wo das Signal zum „Helter-Skelter“ und zu Beausoleils Befreiung zu setzen sei, kam für ihn kein anderer Ort als Cielo Drive 10 050 in Frage. Daß Altobelli nicht mehr hier wohnte, konnte er nicht wissen. Das rettete dem Künstleragenten das Leben.

Am Abend des 8. August stellte Manson seine Sklavengruppe zusammen — Susan Atkins, Leslie van Houten, Patricia Krenwinkel und Linda Kasabian —, ernannte Tex Watson zum „Satan vom Dienst“ und gab letzte Instruktionen: „Kleidung zum Wechseln mitnehmen! Messer nicht vergessen!“ Er selbst verspürte „keine Lust zum Mitmachen“, konnte aber sicher sein, daß seine Befehle sklavisch befolgt wurden.

So kam es zu dem gräßlichen Blutbad in den Hollywood-Bergen, und am 9. August, gegen zwei Uhr früh, trafen die Verbrecher wieder auf der Film-Ranch ein.

„Warum kommt ihr schon so früh nach Hause? Hat alles geklappt?“ fragte Manson.

„Junge, Junge, war das eine Sache!“ berichtete Watson. „Das gibt eine Panik.“

„Das waren aber reizende Leute“, ergänzte die Atkins. „Wir haben es so gemacht, als wenn du selbst dagegewesen wärest.“

„Wie viele waren es denn?“ wollte Manson wissen.

„Fünf Stück“, antwortete die Atkins, überlegte noch kurz, zählte mit den Fingern, sprach weiter: „Ja, fünf Stück. Einer im Auto und vier solche Dinger im Haus.“

Die Namen ihrer Opfer erfuhren die Mörder erst Stunden später aus dem Munde eines Fernsehsprechers.

Manson hockte vor der Röhre und fluchte: „Den Altobelli haben sie also nicht erwischt, verdammt noch mal!“ Er wartete noch Stunde um Stunde, aber die Nachricht von einem Aufstand der Farbigen blieb aus.

„Das ist die größte Scheiße“, knurrte er und verkündete dann: „Wir müssen noch ein Signal setzen, gleich heute abend! Und wir machen das so, daß keiner von den Pigs auch nur den Schimmer eines Verdachtes auf uns werfen wird.“

Weitab von Cielo Drive suchten sich die Mörder ein Anwesen aus, dessen gediegene Eleganz einen überdurchschnittlichen Reichtum seiner Bewohner vermuten ließ. Die Villa des Ehepaares LaBianca, das keiner von ihnen kannte, schien dafür am geeignetsten zu sein.

Prompt fiel auch die Polizei auf diesen einfachen Trick

herein und recherchierte wochenlang nach zwei verschiedenen Richtungen. Hätte die Atkins schließlich nicht geplaudert, wäre Manson vielleicht nie gefaßt worden.

Dracula - Show

Der Prozeß begann am 15. Juni 1970. Er wurde zu einer Schau der Superlative - mit neuneinhalb Monaten längster, durch die Kosten von einer Million Dollar teuerster und infolge des frivolen Auftretens von Angeklagten und Verteidigern auch karnevalistischster Mordprozeß in der Kriminalgeschichte der USA; ein Dracula-Hit mit Überlänge und Rekordspesen. Ort der Handlung: Saal 816 der „Hall of Justice“ in Los Angeles.

Noch vor Prozeßbeginn hatte es eine Panne gegeben. Susan Atkins zog ihre Aussage zurück. Der Plan der Staatsanwaltschaft, sie die Rolle der Kronzeugin spielen zu lassen, war gescheitert. Dadurch hatte sie jedoch auch ihr eigenes Schicksal besiegelt. Denn ein Gesetz aus dem Jahre 1878 räumt dem Kronzeugen beachtliche Privilegien ein. Durch ihren Wiederuf jedenfalls rutschte sie unweigerlich von der Zeugen- auf die Anklagebank.

Die weiblichen Angeklagten erläuterten ihre sexuellen Techniken recht präzise, sprachen dabei das Publikum an, empfahlen Nachahmung. Obszöne Wortfetzen flogen durch den Saal, Lachsalven erschütterten die Wände. Zwischendurch erinnerte der Vorsitzende Charles Older an die „Würde des Gerichtes“.

Nach wirklichen Ursachen wurde nicht geforscht. Wohl fiel der Name Jean Brayton einige Male, er stand sogar in Protokollen, aber dabei ließ man es auch schon bewenden. Der entscheidende Anteil der Sekten — „Scientology“ und „Solar Lodge“ — und des Hitlerwahns, Grundpositionen für Mansons eigene okkulte Lehre, blieben genauso unausgelotet wie diese Lehre selbst beziehungsweise die tieferen Rollen von Rauschgift und Sex, die sich in der „Familie“ mehr und mehr zu Vollzugsmitteln des ritualen Treibens einer Sekte gewandelt hatten. Daß das Problem der eigentlichen Wurzeln des Sektenunwesens überhaupt nicht zur Sprache kam, erschien dann schon selbstverständlich.

Manson persönlich war es vorbehalten, manches von dem zu offenbaren, was ihn zum teuflischen Verbrecher werden ließ. Im November 1970, fünf Monate nach Prozeßbeginn, trat er als Zeuge in eigener Sache auf.

„Mein Vater“, sagte er, „ist das Gefängnis. Meine Mutter, das ist euer System. Ich war nur das, was ihr aus mir gemacht habt, ein Teufel, ein sadistischer Teufel, weil das genau das ist, was ihr seid. Ich bin nur ein Abbild von euch. Ich habe aus euren Abfalltonnen gegessen, um nicht wieder ins Gefängnis zu kommen. Ich habe eure abgelegten Sachen getragen. Ich habe aus dem Fenster der Gefängniszelle gesehen, wie ihr lebt. Ich sah die Bilder in euren Zeitschriften und wünschte, ich könnte auch zur Schule gehen oder in ein Konzert.“

Ich habe alles getan, um in eurer Welt leben zu können, und nun wollt ihr mich töten. Aber ich verachte euch, denn ich war ja schon mein ganzes Leben lang ein Toter. Ihr habt mich schon vor vielen Jahren gebrochen. Vor vielen Jahren bereits habt ihr mich umgebracht.

Einigen Leuten habe ich zu verstehen gegeben, daß ich Jesus Christus wäre. Aber ich habe mich bis heute noch nicht entscheiden können, wer ich eigentlich bin!“

Solche bitteren Wahrheiten bildeten Ausnahmen. Prozeßbeobachter sahen Manson meist als „fröhlichen Kobold“ oder als „dämonischen Gnom“. Der Rollenwechsel erfolgte

stets abrupt. Die drei Mitangeklagten ahmten sein Beispiel nach, sie waren Sklavinnen des Satans geblieben.

„Manson wirft unvermittelt die Arme hoch und lacht. Susan Atkins, Patricia Krenwinkel und Leslie van Houten lachen mit ihm. Manson hebt die Arme, sie heben die Arme. Dann wird Manson ernst, die Mädchen werden nach ihm ernst. Charles Manson gähnt — die Mädchen tun es auch“, heißt es in einem Bericht.

Wenn er ein Lied anstimmte, erfüllte vierstimmiger Gesang den Gerichtssaal. Und als Manson mit einem blutigen Kreuz auf der Stirn vorgeführt wurde — oder war dieses unscharfe Wundmal ein Hakenkreuz? —, so konnte man tags darauf die gleiche Selbstverstümmelung bei den drei Frauen sehen. Einziger Unterschied, daß sie es nicht mit der Rasierklinge eingeschnitten, sondern mit glühenden Haarnadeln eingebrannt hatten.

Solche Gemeinsamkeiten wirkten über den Gerichtssaal hinaus, denn die Sekte „Satans Sklaven“ existierte wieder. Lynette Fromm — ein Name, den man sich noch merken sollte — hatte das Kommando übernommen. Die in Freiheit verbliebenen Manson-Anhängerinnen saßen mit blutigen Stirnzeichen auf der Straße vor der Hall of Justice. Sie wurden ein paarmal verjagt und kamen dann zurück.

Staatsanwalt Vincent Bugliosi beantragte am 19. März 1971 für alle vier Angeklagten die Höchststrafe. „Wenn je die Todesstrafe gerechtfertigt war“, sagte er, „so in diesem Fall.“ Das gleiche Urteil erging in abgetrennten Verfahren gegen Bobby Beausoleil und Charles Tex Watson.

Ein knappes Jahr saßen die sechs Delinquenten in den Todeszellen von San Quentin, bis am 18. Februar 1972 eine überraschende Nachricht eintraf: Das Oberste Gericht von Kalifornien hatte die Höchststrafe in diesem Bundesstaat abgeschafft.

Für insgesamt 107 Todeskandidaten in Gefängnissen des Staates an der Pazifikküste wurden die Urteile automatisch in lebenslangen Freiheitsentzug umgewandelt.

Als Manson die Nachricht hörte, sprang er einen Wärter an, würgte ihn, schrie: „Stirb, stirb, stirb!“ Es bereitete wenig Mühe, den Tobenden zu überwältigen. Erst seit dieser Attacke gilt Manson als „psychiatrischer Fall“. Vom Zuchthaus San Quentin kam er in die Haftanstalt von Folsom und schließlich nach Vacavill, wo er in einem Gitterkäfig sitzt.

Sein großes Idol ist Hymie geblieben. Viermal im Jahr er-

halten Journalisten Zutritt. Dann schwärmt er: „Adolf Hitler hatte so viel Seele. In alles, was er tat, projizierte er Seele hinein. Hitler hat uns die Seele zurückgegeben.“

Nachspiele

Mansons Bande blieb nach der Verurteilung der Mörder zusammen, und die Gedanken an das Morden lebten weiter.

Die Mädchen, die vor der Hall of Justice hockten, hatten das Urteil im Kofferradio gehört. „Bald wird nun das Jüngste Gericht anbrechen“, verkündeten sie den Straßenpassanten. „Dann seid ihr alle an der Reihe. Wir werden uns rächen!“

Erstes Opfer sollte Barbara Hoyt sein, eine Zeugin der Anklage. Manson-Nachfolgerin Lynette Fromme organisierte den Anschlag. Eine Bulette wurde mit einer tödlichen Dosis LSD präpariert und dem Mädchen zugespielt. Die Ahnungslose verspeiste wohl den vergifteten Klops, konnte aber noch rechtzeitig in ein Krankenhaus gebracht und gerettet werden.

Es gelang auch, den Fall aufzuklären: Die Fromme und drei weitere Manson-Anhängerinnen kamen mit jeweils drei Monaten Gefängnis allerdings mehr als glimpflich davon.

Im Juli 1971 plauderte ein „Familien“-Mitglied auf einem Trip aus, daß man im kommenden Monat Manson aus dem Knast befreien werde. Im Moment seien dafür nur noch nicht genügend Waffen vorhanden. Das Gerücht wurde von der Polizei in Los Angeles durchaus ernst genommen. Die Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die Waffengeschäfte.

Am Nachmittag des 21. August passierte ein LKW den südlichen Stadtrand, stoppte dann vor einer Schaufensterfront, in der vom Schlagring bis zum Granatwerfer alles angeboten wurde: preisgünstig, Kreditkarte genügt, geringe Anzahlung, niedrige Raten.

Die sechs jungen Leute, darunter drei Mädchen, die aus dem Fahrzeug sprangen, dachten aber weder an Kredite noch an Tilgungen, obwohl sie erst kurz zuvor die Kasse einer Bierstube um knapp 3000 Dollar erleichtert hatten. Der eine Jüngling brachte seine Maschinenpistole in Anschlag.

„Gesicht zur Wand, keine falsche Bewegung!“ herrschte er die Verkäuferin und zwei Kunden an. Seine fünf Komplizen begannen den LKW mit Maschinenpistolen, Schnellfeuergewehren und Munition zu beladen.

Etliche Dutzend Male waren sie schon hin und her gelaufen, mehr als einhundert Schußwaffen häuften sich auf den Planken, als Sirenengeheul die herbeiflitzenden Polizeiwagen ankündeten. Im Nu war die Straße abgeriegelt. Die Gangster eröffneten das Feuer. Zehn Minuten dauerte der Schußwechsel. Die Verbrecher versuchten noch zu entfliehen, wurden aber schließlich doch festgenommen.

In dem LKW zählte man später über fünfzig Einschüsse, und es mußte schon als Wunder gelten, daß die Schlacht mit den automatischen Waffen keine Opfer gefordert hatte. Es gab lediglich drei leichte Verletzungen.

Als Anführerin des Raubüberfalles entpuppte sich Mary Brunner, jene graduierte Diplom-Historikerin, die reichlich vier Jahre zuvor erstes Mitglied der „Familie“ geworden war. Bei den Verhören stellte sich dann heraus, daß sich die Verbrecher noch nicht geeinigt hatten, wie sie Mason befreien wollten. Eine direkte bewaffnete Aktion erschien den meisten trotz ihres Auserwähltseins als Herrenmenschen doch zu riskant, so daß sie einem anderen Plan mehr Chancen einräumten: einen Jumbo-Jet entführen und pro Stunde einen Passagier erschießen, so lange, bis Manson und die anderen Verurteilten freigelassen waren.

Nach diesem Fehlschlag begann das Schrumpfen. Die „Familie“ wurde kleiner, ihre Mitglieder schlossen sich anderen Gruppen an. Manche fanden sich bei den Punks wieder, die 1974 endgültig das Erbe der Hippies antraten.

Zuerst in New York und London, bald darauf in anderen westlichen Städten schossen die Punks wie Pilze in die Höhe. Die Zeiten der Jeans, -Parkas, Schnürstiefel und T-Shirts waren vorüber. Zerfetzte, angekohlte und blutbespritzte Klamotten, Halsketten aus Hundeleinen und Injektionsspritzen, umgehängte Klodeckel, Ohringe aus Plasteabfällen, Sicherheitsnadeln in Nasen, Ohren und Brüsten, chaotische Frisuren in den Schockfarben lila und orange galten nunmehr als „modern“. Verfügte der Punk — sinngemäß übersetzt mit „Mistker!“ — noch über Hakenkreuzbinde und Hitlerbild, dann war er restlos „in“. Eine primitive, brutale Subkultur aus der Gosse und von der Müllhalde, wohl kaum noch zu unterbieten.

Glaubensbekenntnis der Punks: „Bevor das Leben besser wird, muß es erst noch schlimmer werden.“ Ein Kredo also, das schon Manson zu eigen war und mit dem er über das Anliegen der meisten Hippie-Gruppen hinausging.

War die Hippie-Szene der sechziger Jahre noch als zunächst eigenständige Protestbewegung von Jugendlichen entstanden und wurde sie erst später vom Establishment manipuliert und ausgenutzt, so lag die Sache mit den Punks völlig anders. Das Ansteigen der Zahlen jugendlicher Arbeitsloser in Millionenhöhe und die totale Aussichtslosigkeit auf Besserung hatten ungezählte Zukunftshoffnungen begraben. Die Proteste der Jugendlichen wollte man in für das Herrschaftssystem ungefährliche Kanäle lenken. Deshalb die Flucht nach vorn: Es muß alles noch schlimmer werden. Die Modewelle der Punks wurde bewußt ins Leben gerufen; kleine Ansätze dazu, die sich unter Jugendlichen zeigten, wurden rasch hochgespielt und vermarktet.

Rundfunkstationen und Plattenfirmen überraschten mit neuer, primitiver und brutaler Musik: Punk-Rocker belegten obere Plätze auf den Hitlisten; Punk wurde schnell zum Begriff. Film und Fernsehen sorgten für weitere Verbreitung.

Dann stiegen die Modeschöpfer ins Geschäft ein. Schmuckhändler boten Kloketten, Rasierklingen und Sicherheitsnadeln als neuesten Schrei an: verchromt oder mit dünner Silberauflage für „sozial Minderbemittelte“, aus massivem Gold „für unkonventionelle Damen und Herren“ der Hautevolee. Und, falls gewünscht, für besonders Arrivierte auch Sicherheitsnadeln mit kleinem Diamantenbesatz. Die Jugendlichen der Vorstädte besorgten sich solchen Schmuck dann preisgünstiger von der Müllkippe.

Look und Sound der Punks vermochten die Gedanken an die großen Ideen des Charles Manson allerdings nicht vollständig auszulöschen. Ein paar wenige fanatische Sklaven hielten ihm noch immer die Treue. Zu ihnen gehörte die „Frau in Rot“.

Am 5. September 1975 stand die Siebenundzwanzigjährige unter Hunderten von Menschen, die im Zentrum von Sacramento zusammengeströmt waren. Die kalifornische Hauptstadt — denn das ist Sacramento und nicht etwa Los Angeles oder San Franzisko — hatte ihren großen Tag. Präsident Gerald Ford wurde erwartet. Im Parlament des Bundesstaates wollte er einen Vortrag halten. Sein Thema: Kriminalität und Schußwaffengesetze.

Die spätsommerliche Sonne zeigte sich an diesem Morgen in voller Pracht. Gerald Ford kam, erhielt den obligaten Beifall, schüttelte Hände. Die „Frau in Rot“ drängte nach vorn, winkte. Ihre auffallende leuchtende Kleidung erregte Auf-

merksamkeit. Der Präsident wandte sich der jungen Frau zu — und blickte in die Mündung eines Revolvers.

Alles Weitere geschah dann in Bruchteilen einer Sekunde. Larry Bandorf führte vor, was er in jahrelangem hartem Training gelernt hatte. Der Spezialagent des Secret Service, der Sondereinheit zum Schütze des Präsidenten, lag fast waagrecht in der Luft, als seine rechte Hand den Schlag mit Millimeterpfäzision führte: Die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger blockierte den Abzug der Waffe.

Der Anschlag auf Gerald Ford war mißglückt. Die „Frau in Rot“ wurde rasch überwältigt — es war Lynette Fromme, Anführerin des Restes der Manson-Bande, die sich nunmehr „Gericht der Rache“ nannte. Im darauffolgenden Dezember erhielt sie eine lebenslange Freiheitsstrafe.

Seit dem Mord an Abraham Lincoln im Jahre 1865 fiel je einer von fünf Präsidenten der USA einem Attentat zum Opfer. Auf jeden dritten Präsidenten wurden Anschläge verübt.

Den Rekord hierbei hält Gerald Ford, denn nur siebzehn Tage nach dem Geschehen in Sacramento versuchte in San Franzisko eine andere Frau, den Präsidenten zu erschießen. Und weitere zwei Wochen darauf zückte in einem Hotel in Newark ein männlicher Attentäter das Messer gegen Ford.

Das System der Gewalt brachte die teuflische Kreatur eines Charles Manson hervor. Er und seine Sklaven des Satans sorgten für neue Rekorde in der Kriminalgeschichte oder, wenn man so will, auch in der Geschichte der USA, was aber beides bekanntermaßen in vielen Belangen auf das gleiche hinausläuft.

In manchem war Manson der Zeit um Nasenlänge voraus. Das gilt für die Punks-Ideologie in seiner Hippie-Bande, mehr noch für das Gefasel vom Teufel.

Dämonischer Aberglaube und andere Spielarten des Okkultismus beherrschten in den späten Sechzigern vor allem die manipulierte Hippie-Szene, erfaßten in den frühen Siebzigern dann große Teile der Bevölkerung. Unsicherheit und Angst vor dem kommenden Tag, menschliche Vereinsamung und unerfüllte Hoffnungen begünstigten die Flucht ins „Unerklärliche“.

Die Jesus-Welle mit den makabren unreligiösen Ausuferungen hatte das gestörte seelische Gleichgewicht zahlreicher US-Amerikaner nicht einrenken können. Neue Auswege wurden gesucht. Die Scheinwelten des Mystizismus, Aberglaubens und Okkultismus eröffneten dafür ein Riesenlabyrinth von

Irrwegen. Und keiner brauchte selbst zu suchen. Geschäftemacher auf diesen Strecken boten sich als Reiseführer in die geheimnisvollen Gefilde an.

Man muß nur kaufen, hieß die einfache Devise: wunder-same Amulette und den Ausschneidebogen für das Horoskop oder Fledermausblut und Friedhofserde, vielleicht auch gepreßte Kreuzspinnen oder eine getrocknete Kröte. Darauf kann man nicht mehr verzichten, denn allein die Menschen von New York — aufgeschlossen für jeden Fortschritt — be-rappen dafür pro Jahr mehr als eine Million Dollar.

Vor allem aber ging es um Bücher und Traktätchen. Das Standardwerk hieß „Teufelsbibel“, denn ab 1972 führte der Spuk um den Satan und seine Austreibung mit leichtem Vor-sprung vor den anderen okkulten Varianten.

Mittelalterlicher Geisterwahn feierte Auferstehung. Nicht nur in den USA. Auch in der BRD und in anderen kapitali-stischen Staaten rückten Exorzisten dem Schwarzen mit dem Pferdefuß verstärkt zu Leibe.

Vielfach wurde behauptet, die Mystizismuswelle sei ein-fach über den Atlantik herübergeschwappt. Das ist jedoch recht einseitig ausgelegt. Denn das Vorbild für die „Teufels-bibel“ geisterte bereits durchs alte Europa, als Kolumbus noch nicht einmal geboren war. Aber auch für jüngste Jahr-zehnte darf man Beschwörern wie Vermarktern der Geister-welt in manchen Gegenden des hiesigen Kontinents eigenes Gedankengut nicht vollständig absprechen.

Rendezvous mit dem Teufel

Wie man den Luzifer überlistet

Hat jemand sein Gehör verloren, so fängt er einen kleinen Hasen. Er reißt ihm die Galle aus dem Leib, erwärmt sie mit Branntwein und gibt von der Mixtur drei Tropfen in die kranken Ohren. Diese einfache Prozedur, noch zweimal an den folgenden Tagen wiederholt, macht Taube wieder hörend. Ist kein Häschen zur Hand, dann keine Panik. Ein Rabe oder eine Forelle tun's auch.

Wer allerdings nicht drei Tage warten will, muß vier Tiere fangen — außer den genannten noch einen Aal. Die Gallen werden gemischt, und dann kommt, genau abgemessen, ein Viertelschoppen Branntwein dazu. Das Ganze in einen Topf, Deckel ankleben, einige Male kochen und abkühlen lassen. Denn diese Mischung wirkt nur im kalten Zustand, und es genügen zweieinhalb Tropfen. Wiederholung lediglich in hartnäckigen Fällen.

Sollte bei der Tierjagd noch zufällig ein Rebhuhn zu sehen sein, schnell zupacken. Wieder Galle 'raus und sofort Schläfen einreiben. Denn das stärkt das Gedächtnis, was für Gesunde wie Kranke begehrenswert ist.

Bei Krämpfen muß man sich an ein Schwein halten. Der Augenzahn — gleichgültig, ob links oder rechts — wird ausgebrochen und im Mörser zerstoßen. Der Patient nimmt das Pulver mit etwas Wasser ein. Augenblicklich verschwinden die Anfälle und kommen nie wieder.

Bei Nierenkolik braucht man keinen Arzt zu rufen, sofern sich ein dreijähriges Rind in der Nähe aufhält und der Schmerz für ein paar Tage verkniffen werden kann. Ein ordentlicher Kuhfladen kommt ins Wasser und bleibt in der Sonne oder auf dem Ofen stehen. Nach ein paar Tagen wird davon getrunken, morgens nüchtern und noch einmal vor dem Schlafengehen. Wem das zu unappetitlich ist, der brennt einen Hering zu Pulver und bereitet davon einen Trank.

Heilung des Krebses ist schon seit langem kein Problem mehr. Einem lebenden Hummer werden die Scheren gefesselt. Das wehrlose Tier bleibt so lange auf der betreffenden

Körperpartie liegen, bis es verendet. Dann wird es begraben, und die Krankheit ist verschwunden.

Nicht bei allen Kuren darf der Patient wissen, was geschieht. Einem Fieberkranken kann nur geholfen werden, wenn er keine Ahnung davon hat, daß sich in der Nuß, die an seinem Hals baumelt, eine große Kreuzspinne aufhält. Anders ist das wieder, sollen Heringe die Gesundheit zurückbringen. Die darf sich der Patient selbst an die Fußsohlen schnallen. Besonders angenehm hierbei noch die beruhigende Wirkung der Fische.

Bei Untertemperatur allerdings hilft nur eine bittere Mandel, die mit den Initialen des Erkrankten gezeichnet ist. Unbedingt zu beachten: Beim Kauen nicht sprechen!

In die Verlegenheit einer von der Norm abweichenden Körpertemperatur kommen allerdings jene Menschen überhaupt nicht, deren Eltern ihnen im Alter von zwölf Wochen wenigstens Hände und Füße mit Wermutsaft bestrichen haben. Wurde das nun versäumt, dann gibt es immer noch ein einfaches Mittel, das in vielen Fällen hilft: der eigene Urin.

Ist es die Gelbsucht, dann gleich nach dem Aufwachen aus dem Nachttopf trinken. Hat ein tollwütiger Hund zugeknippt, kommt Urin auf die Wunde. Dazu noch ein paar Haare aus dem Fell des infizierten Tiers. Stellt jemand fest, daß seine Geschlechtsteile geschwollen sind, so reibt er sie mit Urin ein. Und wenn gleichzeitig noch die Zähne wackeln, fährt er anschließend mit dem nassen Finger in den Mund und massiert das Gebiß.

Ein Täßchen Harn kann man auch vorbeugend trinken. Es stärkt Herz, Lunge und Gehirn.

So gerüstet, lassen sich große Taten vollbringen, beispielsweise beim Feuerlöschen ohne Wasser. Ein Zinnteller wird beidseitig mit SATOR und vier ähnlichen Worten beschriftet und in die Flammen geworfen. Sie erlöschen. Nicht ganz so groß ist der Erfolg, wenn man nur ein Stück Wachs zur Hand hat. Aber immerhin läßt sich hiermit — bei entsprechender Beschriftung — zumindest die weitere Ausbreitung des Feuers unterbinden.

Da nun solche elitäre Brandbekämpfung zumindest den Besitzer des in Flammen untergehenden Hauses gehörig in Harnisch zu bringen vermag, kann sich der wundersame Feuerwehrmann vor möglicher Prügel dadurch schützen, indem er sich unsichtbar macht.

Dreimal ruft er laut in die Luft hinaus: „Adonay! Adonay!

Adonay!" Dann greift er unter seinen linken Fuß, nimmt eine Handvoll Erde und wirft sie gegen seinen Widersacher. Dazu die Beschwörungsformel: „Gewölk und Dunkelheit ist um sie her, denn Adonay ist mein König!" Niemand mehr kann ihn jetzt noch sehen. Die gleiche Zauberei hilft übrigens gegen Feinde aller Art.

Verspürt der tapfere Mann jedoch die Neigung zu einem kleinen Kampf, so fertigt er ein Amulett. Das ist ein sieben-eckiges Stück Blech aus sieben Metallen. Dort ritzt er den Vers „Hier ist das Schwert Adonay und Gideon" ein. Nun vermag er alle Gegner zu verwunden, ohne selbst etwas abzukriegen. Denn er ist hieb- und stichfest, und jede Kugel macht einen Bogen um ihn herum.

Ein anderes bewährtes Mittel, dem Widersacher ein Schnippchen zu schlagen, sind Siebenmeilenstiefel. Um sie selbst zu basteln, braucht man einen jungen Wolf, noch kein Jahr alt. Mit einem neuen, bisher unbenutzten Messer wird das Tier geschlachtet, und zwar genau in der Stunde des Mars. Sein Fell muß in Streifen zerschnitten werden, jeder genau einen Zoll breit. Unter dem Murmeln von acht lateinischen Worten näht der künftige Rekordläufer daraus Strumpfbänder und beschriftet sie mit dem gleichen Vers. Zum Schreiben eignet sich aber nur Blut — das eigene und das des Wolfes.

Zu guter Letzt kommen noch weiße Drähte und violette Bänder an die Handarbeit, und schon kann's mit sieben Meilen pro Stunde losgehen. Die Wirkung hält reichlich neun Jahre vor, vorausgesetzt, daß nicht lüsterne Frauenaugen die Strumpfbänder anschauen. Danach läßt sich die Garantiefrist unbürokratisch um weitere neun Jahre verlängern. Man muß nur ein gerade zwanzigjähriges Postpferd erstechen und mit dem Blut die lilafarbenen Anhängsel bestreichen. Kreuzweise!

Sind beim rasant schnellen Lauf noch ein paar Zentner Gepäck zu tragen, schnallt man zusätzliche Strumpfbänder um die Ellbogen.

Guter Rat wird etwas teuer, besitzt auch der Feind solche bänderförmigen Stiefel. Denn jetzt braucht man Menschenfett. Außerdem Hirschmark und Hirschtalg, diverse andere Ingredienzien und ein Stück Ziegenfell. Am schwierigsten zu beschaffen aber bleibt wohl das kleine Stück Mumie, das mit in den Topf hinein muß. Beim heimlichen Gang durchs Museum läßt sich aber wohl auch dies besorgen. Empfehlung:

Kleinen Vorrat anlegen, bevor andere das Geheimnis kennen!

Nun wird gekocht, wortlos und ohne jede Beschwörungsformel. Wer eine Brille trägt, legt sie ab. Danach kommt das Mus auf ein Pflaster und dieses wiederum ans Ende des Rückgrats. Elf Meilen pro Stunde werden jetzt garantiert.

Bei solchem Tempo genügt zum Bremsen allerdings nicht das Abreißen des Pflasters. Drei Tropfen des eigenen Blutes, gut mit Weißwein vermischt und getrunken, besorgen jedoch die Rückkehr zum normalen Schrittmaß.

Einer, der so schnell flitzen kann, verspürt sicherlich noch andere Wünsche. Vielleicht will er im Lotto gewinnen? Es gibt einen langen Zauberspruch. Den muß man vorm Schlafengehen einmal leise und zweimal laut hersagen und dann noch unter das Kopfkissen legen. Das Ganze paarmal wiederholen. In der dritten Nacht erfährt man den richtigen Tip.

(Weil ich selbst gewinnen möchte, wird das Geheimnis an dieser Stelle nicht weiter gelüftet!)

Manche trauen nicht der Beständigkeit des Geldes. Ihr Sinnen richtet sich auf pures Gold. Um das zu erlangen, gibt es vielerlei Möglichkeiten. Eine davon ist das Halten eines schwarzen Huhnes, das täglich ein goldenes Ei legt. Viel Firlefanz wurde damit schon getrieben, aber nunmehr wurde dieses hochwichtige Geheimnis wieder entdeckt. Hier ist es: Man nimmt ein schwarzes Huhn, dem das Glück, vom Hahn getreten zu werden, bisher versagt blieb. Das Tier wird gewürgt, ohne es jedoch ganz zu ersticken. Kurz vor Mitternacht läuft der Goldeiersüchtige zu einem Kreuzweg, malt mit einem Stab aus Zypressenholz einen Kreis und zerhackt das lebende Huhn in zwei gleiche Teile. Nach dem dreimaligen Anrufen von Eloim und Essaim erscheint ein Geist, der durch sein scharlachrotes Kleid mit Goldborte und die wassergrünen Hosen nicht verwechselt werden kann. Dem steckt man freimütig seine Wünsche und geht nach Hause. Vor dem Bett sitzt nun das begehrte Huhn, gackert und legt Goldei Nummer eins.

Wem es nach mehr als dem täglichen Ei aus Edelmetall gelüstet, der kann sich auch diesen Wunsch erfüllen, vorausgesetzt, daß er genügend Blei oder wenigstens Eisenfeilspäne zum Umschmelzen herbeischleppen kann und — besonders wichtig! — daß er ein ganz anständiger Mensch ist.

Er darf niemals gelogen haben oder betrunken gewesen

sein. Schon ein kleiner Schwips macht es fraglich, ob die Fähigkeit zum Goldmachen erhalten bleibt.

Diese Kunst geht auch dem verloren, der schon mehr als eine Frau geküßt hat. Von anderem ganz zu schweigen. Denn bereits ein wollüstiger Traum verbannt ihn für alle Zeiten aus dem Kreis der Eingeweihten, weil sich Vater Salomo, von dem das Rezept stammt, nicht foppen läßt.

Hat nun einer durch amouröse Liebesaffären leichtfertig die Gabe zum Goldmachen verscherzt, so muß er eben weiterhin Trost bei den Frauen suchen. Ist er senil oder pervers, oder langt es aus anderen Gründen zu nicht mehr, dann kann er durch ein beschwörendes Orakel jedes Weib dazu bringen, nackt vor ihm zu tanzen.

Leichte Abwandlung des Spruches sorgt für sagenhafte Potenz. Richtet sich die Begierde auf eine bestimmte Frau, die davon aber nichts wissen will, so hat er ein ganzes Dutzend Rezepte, heiße Gegenliebe zu wecken. Kleine Ergänzungen des Mirakels bewahren den Kundigen außerdem davor, jemals mit Hörnern herumlaufen zu müssen.

Wie das gemacht wird? Beispielsweise so: Man fängt eine junge weiße Taube und reißt ihr bei lebendigem Leibe das Herz aus dem Körper. Eine Schlange bekommt's zum Fräße und erstickt daran.

Der Kopf der toten Viper wird getrocknet, bis er nicht mehr stinkt und sich im Mörser zu Pulver zerreiben läßt. Als weitere Zutat doppelte Menge Hanfsamen. Nun gut mischen, in einem Glas Wein, der genau vier Jahre alt sein muß, auflösen und trinken.

Dann schwellen die Lippen, die Augen blitzen und glühen in einem nie gesehenen Feuer, und kein weibliches Wesen wird nein sagen, selbst dann nicht, sollte der liebestolle Adept alt sein wie Methusalem.

Nach vollzogenem Liebesakt schneidet der durch Schlangenkopfpulver toll gewordene Galan seiner Auserwählten die längste Locke ab und verbrennt sie auf glühenden Kohlen. Die Asche streut er auf Bett oder Liege — je nachdem. Zuvor aber hat er die Lagerstatt noch mit Rosenhonig eingeschmiert. So verspürt die Frau niemals mehr Gelüste nach einem anderen Mann. Der Begriff Untreue wird zum Fremdwort.

Ähnliche Empfehlungen existieren für zahlreiche Lebenslagen; auch dafür, wie man einen Dieb beschwört, Gestohlenen von sich aus zurückzubringen, wie man einen Spiegel fer-

tigt, mit dem die Gedanken jedes Menschen zu lesen sind, und für anderes mehr. An vieles wurde gedacht, doch nicht an alles. Aber jeder Wunsch läßt sich erfüllen, und am einfachsten dadurch, daß man sich direkt an die Geister wendet, daß man die Außerirdischen konkret um Hilfe angeht.

Das bedarf allerdings einiger Vorbereitungen. Ein Mondviertel lang gibt es täglich nur zwei Mahlzeiten und wenig Schlaf. Der Geschlechtsverkehr wird eingestellt. In der Drogerie kauft man einen Blutstein, der die Furcht abhält.

Nun muß wieder ein Tier umgebracht werden, denn der große Adonay, aber auch Eloim, Ariel und Jehova verlangen ein Blutopfer. Diesmal ist es ein junges Reh.

An einem stillen Ort wird das Tier geschlachtet und verbrannt. Das Ritual gebietet, das Fell aufzubewahren und die Asche in die Luft zu werfen. Laute Rufe, entschlossen vorgehen, buhlen um die Gunst des großen Adonay, wobei jedoch Eloim, Ariel und Jehova niemals ausgelassen werden dürfen.

Anschließend wird die Ausrüstung komplettiert. Die Wünschelrute schneidet man bei Sonnenaufgang von einem Haselstrauch ab, der noch niemals Früchte getragen oder ein Vogelnest beherbergt hat. Hinzu kommen Kränze aus Eisenkraut, Leuchter und Kerzen — von jedem zwei Stück —, eine Flasche mit Schnaps und Kampfer, ein neues Feuerzeug und vier Nägel aus einem Kindersarg.

Selbstverständlich muß sich der Karzist — so der Fachausdruck für den Geisterbeschwörer — auch mit der Welt, in die er eindringen will, vertraut machen.

Da gibt es zunächst „Seine Höllische Majestät von Gottes Ungnade, Kaiser Luzifer“. „Er ist im ganzen ein ungemein guter und leutseliger Herr von scharfem Verstande und großer Einsicht und hat sich eigentlich mit dem Himmel nur deshalb veruneinigt, weil er niemand über sich sehen kann. Da er nebenbei gern sein Späßchen macht und allerlei Witze reißt, so ist es nicht schwer, trotz seiner Schlauheit, ihm beizukommen.“

Fast ebenso leutselig geben sich die anderen sechs höchsten Geister, beispielsweise Fürst Beelzebub oder Ministerpräsident Graf Lucifuge. Besonders gefragt aus diesem illustren Kreis ist Feldmarschall Patanachia; denn „im Anfall einer witzigen Laune hat Luzifer ihm die Oberaufsicht und Herrschaft über alle Frauen und Mädchen der Welt erteilt. Wer daher Wünsche in Angelegenheiten der Liebe oder des

Schmachtens nach Schäferstündchen hegt, der hat sich direkt an diesen Oberfeldherrn zu wenden."

Den großen Sechs unmittelbar unterstellt sind achtzehn Oberoffiziere und Oberbeamte, die das große, hierarchisch gestaffelte Geisterreich leiten. Zu den höher gestellten teuflischen Wesen zählt auch — das wurde erst vor einiger Zeit bekannt und sei hier vorweggenommen — kein Geringerer als der Gefreite des Satans, Adolf Hitler.

Gestärkt durch solches Wissen und bepackt mit allem Zubehör kann nun der Karzist das große Werk beginnen. Zusammen mit zwei Gehilfen marschiert er zu der Stelle, wo er das Rehkitz verbrannte. Mit dem geretteten Fell und seinem Blutstein zieht er einen Kreis und malt ein Dreieck. Die Kerzen und ein kleines Feuerchen werden entzündet, Sargnägeln in den Boden geschlagen, Buchstaben ins Erdreich gekritzelt und Beschwörungsformeln an den großmächtigen Luzifer gerichtet, sofern man den Chef selbst zu sprechen wünscht.

Nach langem Zeremoniell ist es soweit: Die Erde erbebt, der Himmel zittert, Gebeine rieseln. Mit unheimlichem Gefunkel in den Augen erscheint Kaiser Luzifer und fragt nach dem Begehr. Ein vorgeschriebener Dialog beginnt, und am Ende steht der Vertragsabschluß.

Trachtet der Beschwörer nach großem Reichtum, so führt ihn der Fürst der Finsternis anschließend an einen Ort, wo ein wertvoller Schatz liegt. Ein riesiger schwarzer Hund bewacht die Kostbarkeiten. Aber wenn er die Wünschelrute aus Haselnußholz sieht, kneift er den Schwanz zwischen die Beine und verschwindet im Wald.

Meist ist der Haufen so groß, daß der Held gar nicht alles fortschleppen kann. Er nimmt eben so viel, wie er gerade noch tragen kann.

Nun verbleibt die Aufgabe, den herbeigerufenen Geist Luzifer wieder zu entlassen. Deshalb wandelt sich der Karzist zum Exorzisten. Wenn er die vorgeschriebenen zeremoniellen Formeln und Sprüche gut gelernt hat, bereitet die Vertreibung des teuflischen Wesens keine große Mühe. Es erweist sich lediglich als etwas zeitaufwendig.

Nach der glücklichen Rückkehr ins traute Heim muß man zunächst den Schatz verstecken. Jetzt besteht aber noch immer die Gefahr, daß der Teufel umherschleicht. Ein weiteres exorzistisches Ritual erscheint daher angebracht, zumal auch Geister aufgetaucht sein können, die man nicht gerufen hat. Empfehlenswert ist jetzt die Hilfe eines Pfarrers, der zumin-

dest die nur in lateinischer Sprache vorliegende Bannformel übersetzen sollte.

Wesentlich problematischer als bei der Anrufung Luzifers — die ja durch den Schatz reichlichen Lohn findet — wird es, wenn böse Geister und Hexen oder gar der Teufel persönlich erscheinen, ohne daß man davon überhaupt etwas weiß. Wie vertreibt man solche ungebetenen Gäste, die sich im Haus tummeln oder die in einen Menschen hineingefahren sind?

Auch dazu gibt es wiederum mehrere Möglichkeiten. Noch immer hat aber folgendes Rezept geholfen: Ein junger Widder bekommt eine beräucherte und beschriftete Wachstafel zwischen die Hörner und wird dann durch alle Räume geführt. Eine zweite Person schreitet hinter dem Tier her und trägt sieben brennende Kohlen. Alle Exorzisten rufen: „Adonay verfluche dich, Satan!“ Dann wird der Widder vor der Haustür ersäuft.

Das ist die rechte Art, den Teufel auszutreiben, und günstig, weil es schnell geht. Ein Ritual mit Beschwörungsformeln hingegen kann Wochen beanspruchen.

Moneten mit Moses

Unterbrechen wir vorerst unseren bescheidenen und dazu noch gefährlichen Ausflug in die außerirdische Welt. Unser Rundgang berührte rituale Rezepte, die in Kreisen von Geisterbeschwörern, Hexenbannern und Teufelsaustreibern als wichtigste Geheimnisse gelten, und dennoch war das Ganze nur ein kleiner Ausschnitt aus dem tausendfach größeren Spukkompendium. Als teuflisch gefährlich erwiesen sich die magischen Geisterkünste, weil Menschen dafür mit dem Leben bezahlten.

Mit ähnlichen Formeln und Texten wurden variierte Teile solcher Lehren für Jahrhunderte zur offiziellen Doktrin von Kirche und Staat. Die spätmittelalterliche Inquisition trieb „Hexen“ und „Ketzer“ auf die Scheiterhaufen. Sehr zurückhaltende Schätzungen beziffern die Zahl der Opfer allein dieser Ausgeburten menschlichen Wahns auf über hunderttausend. Die Mehrzahl der Sachkundigen spricht hingegen von Millionen unschuldig verbrannter Menschen. Statistiken dazu existieren nicht.

Die Todesbilanzen des pseudoreligiösen Fanatismus und der

Schwarze Siegel mit Totenköpfen verwehrten Einblicke vor dem Kauf. Eine Dresdener Buchhandlung beteiligte sich in den zwanziger Jahren am Vertrieb der Produkte des Berliner Verlegers E. Bartels.

Sechstes und siebentes
Buch Mosis

oder der

magisch-sympatische Hausschatz,

das ist Mosis magische Geisterkunst,
das Geheimniß aller Geheimnisse.

Glückstabelle, Schicksalsdeutungen.

**Wortgetreu nach einer alten Handschrift,
mit staunenerregenden Abbildungen.**

Preis 7,50 Mark.

**Rudolph'sche Verlagsbuchhandlung, Dresden-A. 10
Philadelphia.**

So sehen die „staunenerregenden Abbildungen“ aus dem „Sechsten und siebenten Buch Mosis“ aus.

— 39 —

deren Eigenschaften, Kräfte, Vorzüge; dann wollen wir das *Pactum demoniacum* besond' commentiren und erläutern, und die beste Art und Weise, Verträge aller Art mit Geistern abzuschließen, nebst allen Vorichtsmaßregeln und Clauseln genauest angegeben.

Wenn kein Wohl am Herzen liegt, der schenke uns volle Aufmerksamkeit.

Unterschriften und Siegel der 18 Hauptgeister.

Lucifer.
Kaiser.



Beelzebub,
Fürst.



Astarot,
Groß-Mogul.



sakralen Kurpfuscherei liegen gänzlich im dunkeln. Diverse Fälle markieren nur die Spitze eines Eisberges.

Wäre diese grausame Todeskette eine rein mittelalterliche Angelegenheit, dann könnte ein abschließendes Urteil über solches Geschehen zu den Annalen der Geschichte gelegt werden. Aber diese Kette hat bisher kein letztes Glied gefunden. Noch in unseren Tagen sterben Menschen an den mörderischen Folgen okkultur Wahnlehren.

Darüber hinaus lieferten Aberglauben und Geisterhoffnungen, Teufelsfurcht und Hexenbannungen einen fruchtbaren Boden für Bereicherungstäter nahezu aller Couleur. Weise Frauen und Wahrsager, Kurpfuscher und Enthexungsspezialisten, Erfinder von Schwindelgeräten und andere Kriminelle im Metier des Okkultismus füllten ihre Beutel. Und über Jahrhunderte hinweg bis heute machen Verleger auf die sem Gebiet Riesengewinne.

Vor siebenhundert Jahren setzte in Europa der Strom der Zauberbücher ein. Zum bekanntesten und langlebigsten Titel wurde dabei das „Sechste und siebente Buch Mosis“. Einer neueren Auflage entstammen die Geheimnisse, die wir im vergangenen Kapitel enthüllten.

Der Verkaufserfolg des Machwerkes gründete sich auf die Umkehrung der sonst üblichen Bestsellerreklame. „Sechstes und siebentes Buch Mosis oder der magisch-sympathische Hausschatz, das ist Mosis magische Geisterkunst, das Geheimnis aller Geheimnisse. Wortgetreu nach einer alten Handschrift, mit staunenerregenden Abbildungen“ muß man besitzen, weil das nicht für jedermann gedacht ist, sondern nur für „Auserwählte“. Der Inhalt läßt sich beim Erwerb nicht prüfen, denn sieben Siegel mit sieben Totenköpfen versperren den Einblick und steigern die Neugier.

Sind die Verschlüsse erbrochen, so setzt das große Staunen ein. Die Bildbeigaben entpuppen sich als Konterfeis, Unterschriften und Dienstsiegel der sieben Hauptteufel — so wie sich das der kleine Moritz vorstellt. Außerdem ein paar weitere simple Kraxeleyen. Aber der Text hat es eben in sich.

„Wortgetreu nach einer alten Handschrift“ verspricht das Titelblatt. Wer sich aber der Mühe unterzieht, verschiedene Auflagen der Mosis-Bücher zu vergleichen, stellt fest, daß es viele solcher „Aufzeichnungen“ gegeben haben muß. Denn der lächerliche Humbug, die ekelerregenden „Heilverfahren“ und die grausamen Tierquälereien wurden in immer anderen Varianten angepriesen. Der gemeinsame Nenner der perver-

sen Absonderlichkeiten blieb dabei stets erhalten, weil ja gerade das Auffällige, Außergewöhnliche und Anormale die Neugier weckt und Unbedarfte zur Nachahmung reizt.

Neue Teile kamen hinzu. Dickere Bücher rechtfertigten höhere Preise. Allein von 1849 bis 1853 vergrößerten sich der Umfang von 31 auf 303 Seiten. Eine Auflage nach der Jahrhundertwende brachte es mit einem ganz anderen Text auf 450 Blätter.

Aber bereits der Blick in eine einzige Ausgabe genügt, um zu erkennen, daß die „alte Handschrift“ gar nicht so antiquiert sein kann. Das beispielsweise von dem Adonistischen Verlag E. Bartels in Berlin — einer berühmten Brutstätte des Okkultismus in den Jahren vor und nach dem ersten Weltkrieg — vertriebene Moses-Buch macht seinen Hokuspokus recht zeitgemäß. So verkündet die Bastelanleitung zu den Siebenmeilenstiefeln den „Eingeweihten“, daß mit dieser neuen Fortbewegungsart das Ende der Eisenbahnen gekommen sei. Und demjenigen, der sich seine Lottozahlen durch Geister im Traum zuflüstern läßt, wird versprochen, daß er nach dem großen Gewinn die Fäden in der europäischen Politik viel geschickter zu ziehen vermag, als es der Bankier Rothschild je vermochte.

Es fehlt auch nicht die Erklärung, aus welchen Quellen der biblische König Salomo, von dem jene Rezepte herrühren sollen, seine erstaunlichen Kenntnisse über kapitalistischen Machtmechanismus, Eisenbahnwesen und Lottospiel bezog. Er hatte ein „Weissagungsstäbchen erfunden“ (Bastelvorschrift dazu eine Seite vorher), „wodurch ihm alle zukünftigen Dinge kundwerden konnten“.

Offen bleibt allerdings die Frage, weshalb ein Verleger, der durch die wundersamen Geheimnisse der „alten Handschrift“ selbst mühelos zu sagenhaftem Reichtum gelangen könnte, solche Rezepte ausplaudert und sein Dasein weiterhin vergleichsweise bescheiden fristet. Der Berliner Verlagsbesitzer Bartels erklärte seinen Verzicht auf den großen Goldhaufen: „Das ist gewiß ein schlagender Beweis von meinem guten Herzen und glühenden Patriotismus.“

Weil er so ein guter Mensch sei, sollten doch die anderen ein paar Gläser „Lichtenhainer“ (auch diese Biersorte hat Salomo prophezeit!) weniger trinken und statt dessen seine Bücher kaufen: Vielleicht die Titel „Die Kunst, hübsche Männer zu fischen — Ein Handbuch für heiratslustige Damen“ oder „Die Kunst, eine reiche Partie zu machen — Ein Hand-

Moses-Bücher und Kriminalromane waren nur
ein Teil des Angebotes aus dem Verlag E. Bartels, Berlin.

Sechstes u. siebentes Buch Mosis

oder der

magisch-sympathische Hausschatz,
das ist Mosis magische Geisterkunst,
das Geheimniß aller Geheimnisse.

Wortgetreu nach einer alten Handschrift,
mit staunenerregenden Abbildungen.

Preis 7,50 Mark.

Philadelphia.

Vom gleichen Verlage ist zu beziehen:

Kriminal-Roman-Serie Gemme.

Mörder oder Ermordeter?
Der Räuber Conrad.
Der Raubmord an dem Handelsakademiker Breslau.
Der Bankräuber Stuard.
Das begrabene Plättchen.
Die Ermordung des Bankräubers Boisselier zu Orleans.
Wilhelm Brinkhoff.
Eine Berliner Giftmischerin.
Der Prozeß gegen den zweifachen Mörder Schumann.
Die Giftmischerin Christina Gömunds in Brighton.
Der Räuber Janecek.
Wilhelm Aschenbrenner.
Der Prozeß Faisles.
Wildschütz Klostermann.
Liebe und Leidenschaft.
Eine Byäne in Menschengestalt.
Ein Vampyr im Priestergewande.
Der Raubmord in der Mühle zu Wola.
Der Gale oder: Ein geheimnisvoller Mord.
Des Arztes Dille.
Die Barfentzin.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Preis pro Band 1 Mark.

buch für arme Teufel" oder „Geständnisse einer hübschen Frau" oder „Die Kunst, sich zu verjüngen" („Preis statt 2 Mark nur 1 Mark")! Wenn das nicht zusagt, dann etwas aus der großen Kollektion von Witzbüchern oder Krimis? Am Lager sind auch Bücher über Kräuter, Blumen und Wäscheflicken! Oder etwas Schweinisches — „unentbehrlich für alle Liebenden!"

Weil es hier mit dem Absatz offenbar haperte, brachte Bartels ein neues Mosis-Buch auf den Markt. Unter Bezugnahme auf das Goldmachen wandte er sich an die Finanzminister der deutschen Länder und schrieb: „Wenn Sie nur halbwegs klug sind, so kaufen Sie die ganze Auflage an sich und weisen dem Verleger ein großes Rittergut dafür an, daß er keine zweite Auflage veranstaltet. Denn kann alle Welt Gold machen, so haben die Finanzminister auch nicht viel davon."

Bartels' Traum vom Junkerdasein blieb unerfüllt, aber mit dem Moses-Buch hatte er den rechten Riecher gehabt. Wie der einmal bewährte sich, was bereits Roger Bacon — er lebte in der Zeit von etwa 1235 bis zum Jahre 1315 — beim Entstehen der Zauberbücher im 13. Jahrhundert beobachtete.

Der englische Gelehrte schrieb damals: „Um die Menschen heftiger anzulocken, setzten die Magier berühmte Titel auf ihre Bücher und schreiben sie unverschämt den großen Autoren zu."

Zahlreiche biblische Gestalten wurden solcherart von Geschäftemachern mißbraucht. Da tauchte ein Buch Raziel auf, das jener Erzengel dem Stammvater Adam direkt überbracht haben sollte. „Diesen Mist", so bemerkte der deutsche Philosoph Johann Jakob Brucker (1696 bis 1770), „eher wert, Betrüger als Engel zum Urheber zu haben, schämen sich diese nichtsnutzigsten und unverfrorensten Zweibeine nicht, auf Adam zu beziehen."

Vor allem aber und immer wieder war es Moses, dessen Name erhalten mußte, dessen gleichermaßen exponierte wie populäre alttestamentliche Position ihn für solchen Mißbrauch geradezu prädestinierte. Den Abergläubischen wurde suggeriert, der Prophet habe einst auf dem Berge Sinai von Gott viel mehr erfahren als die Zehn Gebote. Jahrhunderte lang sei das, was über die fünf Bücher Mosis des Alten Testaments hinausgehe, unter einigen „Eingeweihten" nur mündlich weitergegeben worden. Dann habe es jemand aufgeschrieben und ein anderer gedruckt.

Später wurde die Legende ausgeschmückt. Den Armen gehe es nur deshalb so miserabel, hieß es eine Zeitlang, weil sie unwissend seien. Die Pfarrer und die Obersten hingegen hätten dicke Folianten, eine vollständige Bibel mit den sieben großen Büchern. Das würde ihre Macht begründen. Nun könne aber auch dem einfachen Volke geholfen werden. Man müsse zur Ergänzung der biblischen Weisheit nur das „Sechste und siebente Buch Mosis“ kaufen.

Rein äußerlich gab es kaum Unterschiede. Im Format und mit dem schwarzen Einband ähnelten die Moses-Bücher den einfachen Ausgaben der Lutherbibel. Auch der Stil erinnerte in vielem an das sakrale Vorbild.

Mit dem „Sechsten und siebenten Buch Mosis“ ließen sich gute Geschäfte machen, also wurde die Reihe fortgesetzt. Verleger Bartels brachte den Titel „Das Buch Jezira, das ist das große Buch der Bücher Mosis, das sechste, das siebente, das achte, das neunte, das zehnte und das elfte. Aus ältesten kabbalistischen Urkunden. Kaballa denudata. Offenbarungen aus den Büchern Mosis. Das Geheimnis aller Geheimnisse“ auf den Markt. Nur um ein knappes Drittel stärker als das „Sechste und siebente Buch“ (Preis 7,50), kostete der neue schwarze Schmöker bereits 25 Mark — ein horrendes Preis in der Zeit vor 1914.

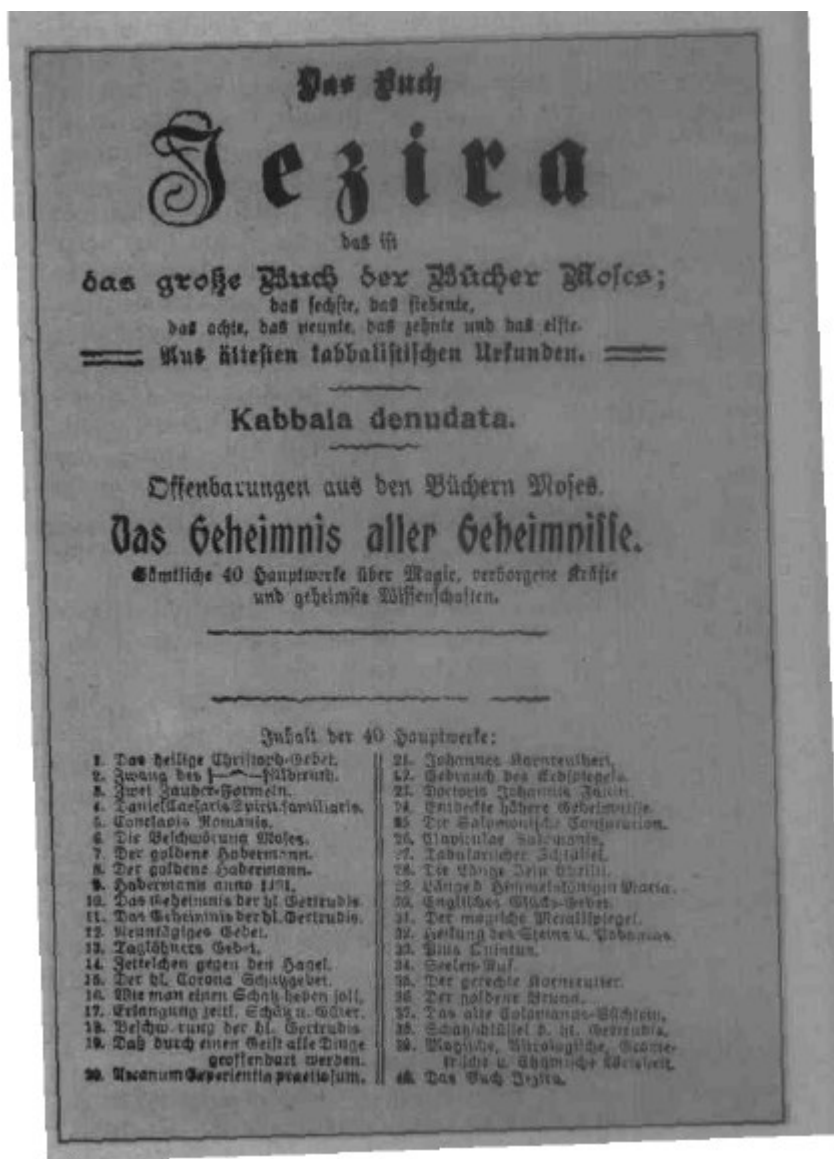
Dem Leser begegnete viel Bekanntes, aber er lernte auch manches Neue hinzu. Beispielsweise, daß sich zum Vertreiben von teuflischen Geistern nicht nur der Haselnußstecken eignet: „Du mußt eine Ruthe schneiden, sie mag von einem dir beliebigen Holz seyn.“

Der Nachteil gegenüber dem Haselnußknüppel wurde wettgemacht durch neue Beschwörungsformeln — „bei Tag oder Nacht sprechend“ — und allerlei beschriftete und bemalte Zettelchen, die an Fensterkreuz und Bettgestell geklebt werden mußten.

Wer keine 25 Mark aufbringen konnte, brauchte auf das „Geheimnis aller Geheimnisse“ keineswegs zu verzichten. Im Angebot befanden sich preisgünstige Einzelteile: „Das achte und neunte Buch Mosis — Enthüllte Geheimnisse der Zauberei“ und „Das zehnte und elfte Buch Mosis — Theorie der Geisterkunde“. Wem auch das noch zu aufwendig war, der griff zu „gekürzten Ausgaben“. Somit konnten Geister in jeder Preislage gerufen oder gebannt werden.

Ein Ende war mit Nummer elf aber keineswegs erreicht. Gespenstergläubige in der BRD haben heute ihr „Zwölftes

Das Buch Jezira setzte die Serie der Moses-Bücher bis Nr. 11 fort.
 Titelblatt der Ausgabe aus dem Verlag E. Bartels, Berlin, vor dem
 ersten Weltkrieg. Preis: 25 Mark



Verleger E. Barteis hatte auch preisgünstige Einzelteile der Moses-Bücher im Angebot.

Das achte u. neunte Buch

Mosis. Enthüllte Geheimnisse der Zauberei dabei Arzneibuch mit bewährten u. approbierten Rezepten sympathischer und natürlicher Mittel, gegen alle Krankheiten und Leiden.

Preis 6 Mark.

Das zehnte u. elfte Buch

Mosis oder Theorie der Geisterkunde, Ahnungen, Vorhersagungen, Zaubereien, Prophetiebildungen, Gesichter (Visionen), Geisteserscheinungen.

Preis 6 Mark.

Der wahre geistliche Schild

so vor 100 Jahren von dem heiligen Papst Leo X. bestätigt worden, wider alle gefährliche böse Menschen sowohl, als aller Hexerei und Teufelswerk entgegengesetzt. Darinnen sehr kräftige Segen und Gebete, teils von Gott offenbart, teils von der Kirche und heiligen Vätern gemacht und approbiert worden. Nebst einem Anhang heiliger Segen, zum Gebrauch frommer Christen, um in allen Gefahren, worin sowohl Menschen als Vieh oft geraten, gesichert zu sein.

Preis 8 Mk.

Der wahrhaftige feurige Drache oder

Herrschaft über die himmlischen und höllischen Geister und über die Mächte der Erde und Luft.

Preis 2 Mark.

Engels Hilfe

zu Schutz und Schirm in grossen Nöten. Preis 1 Mk.

Das siebenmalversiegelte Buch

der grössten Geheimnisse od. magisch-sympathischer Hausmittel in bewährten Mitteln gegen viele Krankheiten u. Gebrechen des Leibes nebst wunderbaren Geheimnissen zur Erreichung der verschiedenartigsten Zwecke.

Preis 2 Mk.

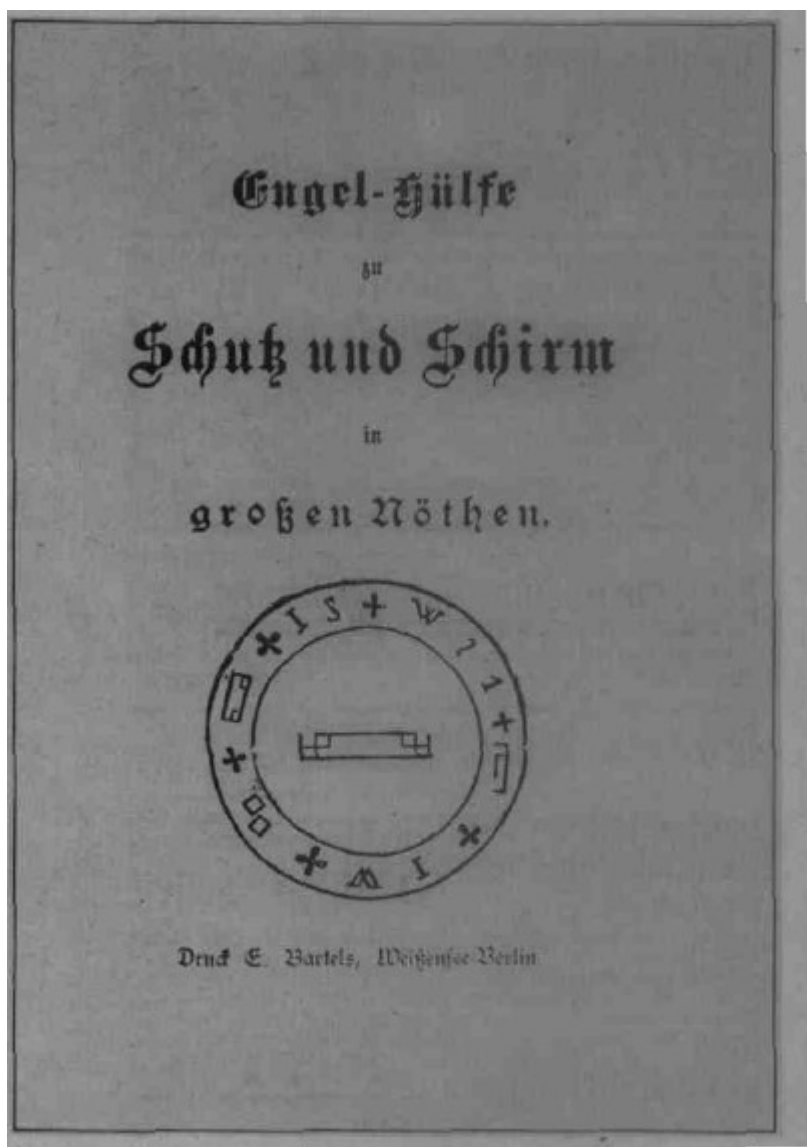
Ein schöner und approbierter

Heiliger Segen

zu Wasser und zu Lande wider alle seine Feinde, so ihm begegnen auf allen seinen Wegen u. Stegen, zum Gebrauch frommer Christen und in allen Gefahren, worin sowohl Menschen als Vieh oft geraten, gesichert zu sein.

Preis 1 Mk.

Das Programm des Moses-Buch-Verlegers E. Bartels war
breit gefächert.



Der beigedruckte Preis muß entweder vorher per Post oder durch
Zeichmarken eingelöst werden. Nachnahme vertheuert die Sendung um
50 Pfg.

Die Messalinen an der Spree.

Spannende Geschichten aus mehreren Zeitaltern der
Reichshauptstadt. Preis 2 Mark.

Die Messalinen an der Donau.

Geschichten aus der lustigen Kaiserstadt an der Donau.
Preis 2 Mark.

Der Dämon des Alkovens

Pariser Sittenbild von Paul de Kock.

Neue Ausgabe.

Preis 2 Mark.

Baronin Blaguiskof.

Komischer Roman aus dem französischen
von Paul de Kock.

Neue Uebersetzung und
Bearbeitung.

Preis 2 Mark.

Virginie ? Ambroisine

oder

die schöne Edaerin

oder

Drei Schicksalsküsse.

Pariser Künstler-Roman des
Paul de Kock.

Neu übersetzt und bearbeitet.

Preis 2 Mark.

Paris in der guten alten Zeit.

Neue Uebersetzung u. Bearbeitung
des französischen Originalromans
des Paul de Kock.

Buch Mosis", und für ganz große Adepte gibt es nunmehr sogar das „Letzte und ganz geheime Buch Mosis“.

Aber hierbei wurde nur nachvollzogen, was Verleger Bartels gewissermaßen vorwegnahm. Weil mit elf Büchern die Abergläubischen noch nicht genug ausgebeutelt waren, ging auch er schon weiter. Bei einer Ausgabe nach dem ersten Weltkrieg verzichtete er allerdings gänzlich auf das Zählen. „Die egyptischen großen Offenbarungen, in sich begreifend die aufgefundenen Geheimnißbücher Mosis ... Sammt der Geister- und Wunder-Herrschaft, welche Moses in der Wüste aus dem feurigen Busch erlernet...“, hieß das rund 750 Seiten dicke Schundbuch.

Auf sogar knappe 900 Seiten brachte es „Das große Sympathiebuch ... Schlüssel zur Geisterwelt“. Hier fehlte wohl der Name Moses im Titel, was den Inhalt jedoch nur geringfügig beeinflusste. Manches war aber noch unappetitlicher geworden. Ein ganzes Kapitel erläuterte beispielsweise, daß der Darmkot viel nützlicher sei als Urin.

Man solle ihn „keineswegs so gering achten, wie er gemeiniglich von den unwissenden Leuten angesehen wird“, sondern essen. Oder wenigstens die Fußsohlen damit einreiben. Er eignet sich auch als „Waffensalbe“.

Läßt man den Kot, bevor er auf den Mittagstisch kommt oder ehe eine Flinte damit vollgeschmiert wird, noch etwas in der Sonne liegen, so „bindet er neue geistige Substanz“, was dann den Intellekt ungeheuer beflügelt.

Rezepte ohne Leichenfett

Schmutzfink Bartels hatte längst nicht alles Pulver verschossen. Er konnte ein weiteres Buch aus „Egypten“ anbieten, keine „Offenbarungen“, sondern „Geheimnisse“, die von Albertus Magnus herrühren sollten — einem deutschen Gelehrten des 13. Jahrhunderts. Wiederum alte „Moses-Rezepte“ in neuer Verpackung und viele Ergänzungen zum Urin, darunter die „wahrhafte Entdeckung“, durch einen Blick auf den Bodensatz im Nachttopf jede Krankheit zu erkennen!

In der von kriminellen Schreiberlingen und Verlegern oft praktizierten Manier, eine frisch ausgebrütete Druckschrift als etwas Bewährtes, schon gut Eingeführtes auszugeben, kam auf das Titelblatt zum mißbrauchten, prominenten Au-

tornamen noch der Vermerk „Zwanzigste, vermehrte und verbesserte Auflage“.

Den „geneigten Leser“ ließ Bartels wissen, daß er sich zu dieser Edition trotz aller „Mißgunst“ entschlossen habe, weil es „göttliche Wahrheiten“ seien, von „Christus ja selbst befohlen“!

Solche unglaublichen Verquickungen erscheinen tatsächlich beinahe unglaublich, sind aber dennoch schwarz auf weiß belegbar.

Noch um ein volles Jahrtausend älter sollte sein, was Bartels in einem weiteren schwarzen Buch mit schwarzen Siegeln verhökerte: „Dr. Musallam's Zauberbibel... nach einer Urkunde aus dem Jahre 995 v. Chr.“ Das ist, laut Vorwort, etwas für gehobene Ansprüche; es sind „okkultistische Hochschulkurse auf schriftlichem Wege“.

„Zwar einen Lehrstuhl an irgendeiner Alma mater habe ich auf diese Weise nicht errungen“, klagte Zauberbibelherausgeber Musallam, „aber wer darf mich hindern, mich selber zum ‚Professor der okkulten Wissenschaften‘ zu ernennen?“

Niemand sprach ein Veto, worauf er sich zum Professor ernannte, weil er einen so „vorurteilslosen Verleger in der Person des Herrn E. Bartels fand, dessen Verlag auf dem Gebiet des Okkultismus bereits Hervorragendes geleistet hat.“

Daß die Leser „von ihrer bisherigen materialistischen Weltanschauung bekehrt werden“, ist dem Buch aus den zwanziger Jahren als innigster Wunsch vorangestellt. Und bereits „Bekehrten“ wird „Gelegenheit geboten, in ganz ungeahnter Weise ihre Kenntnisse zu erweitern und ihre Fähigkeiten zu entwickeln“. Dies geschieht durch unzählige Hinweise, daß man Näheres zu den Andeutungen erfahren kann „in gut ausgestatteten, dabei billigen Ausgaben, erschienen im Verlag von E. Bartels, Berlin“.

Das handliche Nachschlagewerk über „Kartenlegen, Astrologie, Traumdeutung und weitere Spezialgebiete“ einschließlich der „Kunst, den Stein der Weisen herzustellen, der die Kraft besitzt, alle Krankheiten zu heilen und unedle Metalle in Gold zu verwandeln“, machte gegenüber den früheren aufwendigen Ritualen alles recht einfach. Mit Amuletten schon war das meiste zu erreichen. Spezialtalisman Nummer drei diente beispielsweise der Empfängnisverhütung. „Ein schwarzes Seidenband über den Hüften um den Leib geschlungen und am Nabel dreifach verknotet, so, daß seine beiden Enden in den Schoß herabhängen.“

„Die Kunst, reich zu werden“ und ähnliche Titel gehörten zum Repertoire fast aller okkultischen Verlage. E. Bartels, Berlin, machte dabei keine Ausnahme.



**Das medizinische
Kräuterbuch**

Ein goldenes Familienbuch, enthaltend
Haus- und Heilmittel,
zugleich ein Ratgeber bei vorkommenden Krankheitsfällen, mit
Abbildungen und 362 Rezepten von Hezenden, welche ohne
ärztliche Verordnung von fast allen Drogenhandlungen
verabfolgt werden, sowie einer Tabelle zur Bereitung von
Pillen, Säftechen und Salben.

Leipzig, Verlag von E. W. Theodor Dietz.

Preis: Gebunden M. 5.—.

Der Hausarzt im Frack des Humors
oder: Die schöne Kunst, zu leben tausend Jahr
Ohne dem Teufel zu lassen nur ein Haar.
Ein Hausmittel-Repikon in humoristischen Versen gegen
mehr als 200 Krankheiten. Preis M. 2.30.

Die Kunst, reich zu werden.
Ein unschätzbares Werk für Personen, die nach Lebensverdienst
suchen, oder die sich ohne Kapital eine behagliche Existenz gründen
wollen. Preis M. 1.25.

Das Buch der Liebe.
Ein Damen-Album, enthaltend Reigen, Räthsel, Blumenproben etc.,
unentbehrlich für alle Liebenden. Preis broschirt M. 1.50.

Kunst, hübsche Männer zu fischen.
Ein Handbuch für heizatslüstige Damen; und
die Kunst, eine reiche Partie zu machen.
Ein Handbuch für arme Teufel. Preis brosch. M. 0.60.

Die Welt der Verkommenheit.
Schimpfereien über die Liebe u. Ehe. Aulenstücke für das Weibervolk.
Im Costüm. Die Ehe in der Familie. Preis M. 1.40.

Wahrsage-Karten

der berühmten Wahrsagerin Mlle. Lenormand in Paris.

Preis 1 Mark.

Die große Moſis-Bibel

das ist das sechste und siebente Buch Moſis oder der magisch-sympathische Hausschatz, nach einer uralten Handschrift.

7,50 Mk.

Geheime Kunst-Schule magischer Wunderkräfte

oder das Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie, wie sie durch die heilige Cabbala und durch Elohim mitgeteilt worden.

Preis 1 Mark.



Romanus-Büchlein.

oder Gott der Herr bewahre meine Seele, meinen Aus- und Einzug, von nun an bis in alle Ewigkeit, Amen. Halleluja. Preis 1 Mk.



Die sieben heiligen Himmelsriegel

welche ein frommer Einsiedler von seinem Schutzgeiste empfangen hat, nebst Haussegen. Enthaltend auch viele Morgen- und Abendgebete, Psalmen und geistliche Gespräche

Preis 1 Mark.

Albertus Magnus

bewährte und approbierte sympathische u. natürliche
egyptische Geheimnisse
für Menschen und Vieh.

Inhalt: Sich stark zu machen, das Blut zu stillen, für den Krampf, für alle Fieber, für das Colic, für den Stein, für den Krebs. Kommt Dirb zu entdecken hauptsächlich viel Pferdekranken, mehr als zehn Mäth, böse Leute zu zeichnen. Brandwunden für Gliederreizen und noch viele andere Kuren. Einen schwärmung u. Menschen wieder stöblich zu mach n, wenn ein Vieh krank ist und man weiß nicht was ihm fehlt. Vor alle Geht der Menschen und noch viele andere bewährte u. gedruckte Rezepte, eine Sammlung von 250 besonders magischen u. sympathischen Mitteln zur Beförderung nützlicher und wohltätiger Zwecke. Vier Teile in einen Band gebunden und versiegelt.

Preis 6 Mark.

Wer die Schärpe umschnallen muß, läßt sich nur ahnen, aber fest steht, daß ein roter Bindfaden, genauso knotenverschlungen, gerade das Gegenteil bewirkt.

Auch mit Hexen und Teufeln haben es die okkultistischen Fernstudenten des Herrn Bartels entschieden leichter. Sie nehmen Morphium, Kokain, ein paar Kräuter und Vaseline und rühren sich die „Hexensalbe“ zurecht. „Leichenfett von einem Gehängten oder das Blut eines unschuldigen Kindes“, sind nicht mehr unbedingt erforderlich. Dann erfolgt das „Einreiben, gewöhnlich an den Geschlechtsteilen und unter den Achselhöhlen“. Schon ist das gewünschte Gespenst zu-gegen und hört die Wünsche an. Abschließende Hexenban- nung durch Waschen mit warmem Wasser.

Werden „Brillen und falsche Zähne, Schminke und Korsett“ abgelegt, wirkt die Hexenpastete als „Liebessalbe“, wobei noch folgender Hinweis gilt: „Vor der Einreibung muß man sich vollständig entkleiden. Natürlich wählt man eine Zeit und einen Ort, wo keine Störung zu befürchten ist.“

Hat einer dabei was verpatzt, so schleichen „Lillal — der Bezwingende“ oder „Kiel-Lillal — die bezwingende Beischläferin“ herbei. Dieser Gruppensex mit Gespenstern führt zur „Seelenschwängerung“. Manche bezeichnen es als „Besessenheit“. Durch Schwenken von hölzernen Täfelchen mit Versen, Massagen „von der linken Schläfe bis zur Herzgrube“ und Sprechen von Beschwörungsformeln läßt sich aber der Teufel meist austreiben. In hartnäckigen Fällen wird zusätzlich geräuchert und mit einem Holzstecken gefuchelt. Den muß man noch vor Sonnenaufgang vom Baum abreißen, entweder im September oder im Dezember, auf jeden Fall aber „an einem Sonntag nach dem Neumonde“.

„Dr. Musallam's Zauberbibel“ steht heute in der BRD bei Hexenbannern und Teufelsaustreibern wieder hoch im Kurs, sozusagen als Ergänzung zu den Moses-Büchern und anderen Traktaten aus der Geisterwelt.

Zwölf braune Jahre hatten der schwarzen Magie keinen Abbruch getan. Im Gegenteil! Vorübergehend war zwar keine „alte jüdische Weisheit“ gefragt. Dafür erwachten die in Vorzeiten verblichenen germanischen Geister zu neuem Leben, und Gespenster aus dem Kyffhäuser wurden beschworen. Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ verzichtete nicht einmal im Titel auf den okkulten Untergrund faschistischer Teufeleien. Adolf Hitler selbst war im höchsten Grade abergläubisch, noch weit mehr, als es das stete Faseln

von der Vorsehung vermuten ließ. Er und seine Paladine verfügten anfangs sogar über einen „Reichshellseher“. Die Karriere des kriminellen Telepathen Hermann Steinschneider alias Erik Jan Hanussen endete nur deshalb vorzeitig, weil er durch sein Wissen um die Reichstagsbrandstiftung lästig geworden war. Göring ließ den Mitwisser im Walde bei Zossen exekutieren.

Als er später seinen Feudalsitz Karinhall bauen ließ, mußte ein Rutengänger das Gebiet „entstrahlen“. Und Führerstellvertreter Rudolf Heß bestellte eine ganze Schar von „Einge-weihten“ nach Dippoldiswalde. Sie suchten mit Wünschelruten und Pendeln nach Napoleons Kriegsschatz.

Alle Fäden zur unüberwindlich kraftvollen Gespensterwelt konnten indes nicht verhindern, daß der auf tausend Jahre ausgelegte Pakt mit dem Teufel vorfristig endete. Gesetzmäßig landete das irdische Geschmeiß des Satans auf dem Misthaufen der Geschichte.

Nicht wenige aber kamen wieder. Die Globkes und Oberländers und einer, den man den „blutigen Schwaben“ nannte, konnten sogar in staunenerregende Höhen aufsteigen.

Die anderen jedoch holte, um in der Sprache der Geister zu verharren, Luzifer in sein Reich. Manche beförderte der Oberteufel dann zu Offizieren der ihm ergebenen Heerscharen. Sie feierten Auferstehung im Gefolge der Gespenster, die nunmehr die Szene beherrschten.

Expertise für gebratene Maulwürfe

Einen neuen Anfang mit den alten Geschäften machte der Planet-Verlag in Braunschweig; im Jahre 1950 legte er „Das sechste und siebente Buch Mosis“ auf die Zauberkommode abergläubischer Bundesbürger.

Über die zu erwartende Resonanz waren sich die Verleger Masuch und Schnell offenbar nicht restlos im klaren. So pokerten sie vorerst mit einer Auflage von lediglich 9000 Stück und verlangten nur bescheidene 10,50 DM pro Exemplar. (Zwanzig Jahre später, 1970, kostete der ledergebundene Schinken bereits 120,— DM.) Außerdem versicherten die Planet-Bosse in einem Vorspann, daß die Neuauflage „für literarisch Interessierte“ gedacht sei. Und bei Krankheitsfällen

solle man „unbedingt einen Arzt zu Rate ziehen“. Der Hamburger Lehrer Johann Kruse stellte bei der Staatsanwaltschaft in Braunschweig dennoch Strafantrag gegen die Herausgeber.

Dieser Mann zählte in der BRD zu einem kleinen Kreis von Menschen, die den Hexenaberglauben in seiner vollen Gefährlichkeit erkannten. In einem Archiv zur Bekämpfung des Hexenwahns hatte er umfangreiches Material gesammelt. Er schrieb das Buch „Hexen unter uns“ und entlarvte dort — anhand konkreter Fälle — den ganzen primitiven Hokuspokus der Hexenbanner. Aber nur ein kleiner Verlag fand sich 1951 bereit, den Titel in geringer Auflage zu drucken.

Kruse machte Universitäten und Behörden auf den Hexenwahn aufmerksam. Er stieß auf taube Ohren. „Wir sind da nicht zuständig“, sagte man ihm. Briefe blieben ohne Antwort, und als der mutige Lehrer persönlich vorsprach, hieß es: „Wir haben dafür keine Zeit. Und auch kein Interesse. Sollen doch die Leute' an Hexen glauben, wenn's ihnen Spaß macht. Das sind doch bloß ein paar wenige.“

Daß es eine Minderheit war, stimmte schon. Aber allein in Kruses Heimatstadt Hamburg konnten 300 Menschen auf Kosten jener Minorität leben. Auf diese stattliche Anzahl nämlich war bald nach dem zweiten Weltkrieg die Gilde der Hexenbanner und Teufelsaustreiber in der Hansestadt angewachsen.

Johann Kruse hatte bisher schlechte Erfahrungen mit Staatsanwälten gesammelt. So war er nun angenehm überrascht, als die zuständige Behörde in Braunschweig sich nicht für unzuständig erklärte, sondern seinen Antrag auf Strafverfolgung der Moses-Buch-Verleger zu Protokoll nahm. Das Ermittlungsverfahren wurde eingeleitet und schließlich vor dem Braunschweiger Schöffengericht Anklage gegen die Verleger Ferdinand Masuch und Heinrich Schnell erhoben.

Am 29. November 1956 erging das Urteil: 10 000 DM Geldstrafe „wegen Betrugs in Tateinheit mit unlauterem Wettbewerb, Aufforderung zur Tierquälerei, Leichenschändung, zu Diebstahl und Vergehen gegen das Gesetz zum Schutze gegen Geschlechtskrankheiten“. Außerdem sollten die beim Planet-Verlag noch vorhandenen Exemplare des „Sechsten- und siebenten Buches Mosis“ eingezogen und die Druckplatten vernichtet werden.

Hatte wenige Wochen zuvor die „Badische Zeitung“ den

Der Hamburger Lehrer Johann Kruse kämpft seit Jahrzehnten gegen den Hexenaberglauben in der BRD.



schwarzen Schundschmöker noch als „ländlichen Bestseller der Bundesrepublik“ bezeichnet, so versprach dieses Urteil eine Zäsur, faktisch das Verbot des Buches, das jahrhundertlang zu Verbrechen angestiftet hatte. Die richterliche Begründung dazu wog schon einigermaßen schwer, mag auch die Höhe der Geldstrafe als unangemessen niedrig dahingestellt bleiben.

Es war zwar viel Zeit zwischen Kruses Strafantrag und dem Schöffenspruch vergangen, aber gerade dadurch schien sich das Sprichwort „Was lange währt, wird gut“ ein weiteres Mal zu bestätigen. Doch weit gefehlt!

Masuch und Schnell zahlten das Strafgeld nicht und gingen in die Revision. Zu ihrer Verteidigung hatten sie einen prominenten Gutachter gewinnen können: Will-Erich Peukert, Professor für Volkskunde an der Universität Göttingen.

„Das sechste und siebente Buch Mosis“ wurde in der Expertise mit Leuchtgas, Taschenmessern und Bäumen verglichen. Denn mit solchen Dingen vergiftet sich ab und zu jemand, andere schneiden sich versehentlich in die Finger oder erstechen sogar einen, und im Stadtpark hängen sich welche auf. Und wenn auch das Moses-Buch gelegentlich Schaden anrichte, so könne man es dennoch genausowenig verbieten wie Leuchtgas, Taschenmesser und Bäume; denn es seien „Gegenstände, die im öffentlichen Interesse liegen“. Außerdem handle es sich um ein echtes Volksbuch, das zur „magischen Hausväterliteratur“ gehöre. Es habe „eine durch rund vierhundert Jahre sich behauptende Gültigkeit behalten“ und bewahre ein „Kulturgut“, das zu versinken drohe. Und so ging das weiter.

Die Richter lauschten mit Andacht. Eine bislang fremde Welt eröffnete sich ihnen. Zum „Kulturgut“ gehörten also auch das Braten lebendiger Maulwürfe oder das Zerreißen lebendiger Kröten in zwei Teile, wenn einer zuviel säuft. Solchen Argumenten konnten sie sich nicht verschließen, zumal sich ein Wissenschaftler von Rang und Namen für die Belange eines Schundverlages eingesetzt hatte.

Das Urteil der ersten Instanz wurde aufgehoben. Masuch und Schnell brauchten nicht zu zahlen und durften ihr Moses-Buch weiterhin verkaufen.

Im Jahre 1960 kam die Sache nochmals vor Gericht und wurde gänzlich zur Farce. Ganze 300 Mark mußten die zwei Planet-Manager berappen.

Die langjährige und letztlich erfolglose Justizposse be-

wirkte noch einen Werbeerfolg, wie ihn Verlagsprospekte niemals verzeichnen konnten: Restbestände des Planet-Unternehmens waren rasch vergriffen. „Das sechste und siebente Buch Mosis" durfte bleiben, was es immer war: das Standardwerk für Hexenbanner und Teufelsaustreiber, Kurfüscher und alle Abergläubischen.

Die mittlerweile in Nachauflage erschienenen Teile acht bis zwölf der Moses-Serie zum Preis von 45,50 DM pro Band rückten ohne Gerichtsurteil in den Rang der „Hausväterliteratur" auf.

Daunendiagnose

„Das sechste und siebente Buch Mosis", nunmehr als „echtes Volksbuch" anerkannt, befand sich in illustrierter Gesellschaft. Auf dem Büchermarkt der BRD überwucherte zu jener Zeit das Unkraut die gute Literatur bereits um das Zwanzigfache. Viele Verleger machten ihre Geschäfte, es existierten fast 100 Serien von Groschenheften. Auch der Strom der magischen Bücher wurde breiter.

So gesehen, stellte das Moses-Buch im Riesentümpel von Schmutz und Schund nur ein kleines Tröpfchen dar. Es war ein „winziger Splitter", wie Professor Dr. Otto Prokop in einem Gutachten zum Braunschweiger Prozeß von 1960 schrieb, aber eben ein besonders giftiger Bazillus, wie in dieser Expertise fundiert nachgewiesen wurde.

Kriminalrat Dr. Herbert Schäfer hatte im Rahmen seiner Dissertation zahlreiche Fälle der Okkultkriminalität untersucht. Das Moses-Buch, so stellte er fest, „wird in 20 Prozent der ausgewerteten einschlägigen Akten in irgendeiner Form genannt und so in direkte Verbindung zu strafbaren Verkommnissen in Verbindung mit dem Aberglauben gebracht".

Als das Verfahren gegen die Planet-Verleger noch anhängig war, verhandelten andere Gerichte über Straftaten mit Mosespatenschaften.

So mußte sich 1952 das Landgericht Kiel mit einer neun- undvierzigjährigen Frau befassen. Sie fühlte sich von ihrem Ehemann vernachlässigt und glaubte, daß dessen Zuneigung mehr und mehr einer Arbeitskollegin gelte. In solchen Fällen versprach das schwarze Buch, daß Reue und Rückkehr des Untgetreuen leicht durch ein paar kräftige Schlucke Menstrua-

tionsblut bewirkt werden könnten. Ein Schuß Milch kam noch in den Becher. Die Versicherung, daß das Getränk doch wie ein Cocktail aussehe, vermochte den Appetit des Mannes nicht zu steigern. Er ließ den Becher stehen.

Die erzürnte Ehehälfte holte nun neuerlichen Rat bei Moses und anschließend etwas aus der Apotheke. „Exodin neu“ werde ihm die Flausen schon aus dem Kopf treiben, glaubte sie, denn der Name des Präparates versprach ja einiges. Sie mischte das nikotinhaltige Mittel in den Kaffee. Als der Ahnungslose den ersten Schluck genommen hatte, kippte er um. Das rettete ihm das Leben. Der gesamte Inhalt der Thermosflasche hätte tödlich gewirkt.

Ein Ausnahmefall? Gewiß! Aber nur deshalb, weil er gerichtsnotorisch wurde. Durch pure Plauderhaftigkeit wird nur gelegentlich etwas bekannt. So kamen beispielsweise aus Holstein — aus Gegenden unweit von Kiel — wiederholt Meldungen, daß manche Leute bei nächtlicher Finsternis neben dem Bett sitzen und Urin aus dem Nachtopftrinken. Ein bewährtes „Hausväterrezept“ gegen allerlei Ungemach, vielleicht auch die Schwatzhaftigkeit fördernd, recht unappetitlich, schon nicht mehr harmlos, aber noch nicht strafbar.

Die große Mehrzahl der Abergläubischen schweigt sich natürlich über ihr Treiben aus. Aber auch jene wenigen Fälle, die in Gerichtssälen enden, vermitteln bereits ein gutes Spiegelbild der verbrecherischen Funktion der Moses-Bücher und ähnlicher Schundschriften.

Im Jahre 1955 verhandelte das Schöffengericht von Ahaus im Münsterland gegen einen einundzwanzigjährigen Maurer, der sich mit einer "relativ bescheidenen Bitte an Luzifer gewandt hatte. Ihm ging es lediglich um 5000 DM, die er dringend brauchte.

Zusammen mit seinem Vater und einem Bekannten besorgte er zunächst die „Zutaten“, die zur Anrufung des Hölenfürsten erforderlich waren: Kerzen und Leuchter, sechs- und neunzigprozentigen Alkohol mit Kampfer, ein fabrikneues Messer, zwei Kränze aus Eisenkraut, einen Ring aus Pappe, etwas Weihrauch, trockenes Holz und ein paar Hände voll Asche. Dann begann die Suche nach dem Rehkitz.

Die drei stiegen nachts in ein privates Wildgatter ein und stahlen ein Tier. Sie mußten es wieder laufenlassen, weil es auf dem Wege zur Hinrichtungsstätte ganz jämmerlich schrie und neugierige Passanten anlockte.

Ein paar Nächte später kletterten die Abergläubischen wieder über den Zaun. Es dauerte eine Dreiviertelstunde, bis sie im Wildgehege ein junges Reh fangen konnten. Die lange Hatz hatte das Tier so erschöpft, daß es kurz darauf starb.

Luzifer aber verlangte, so wußten sie aus dem Moses-Buch, das Schlachten eines quicklebendigen Kitzes. Sie sprachen bei einem Bauern vor, der sich jedoch nicht geneigt zeigte, etwas aus seinem Beständen zu veräußern. Schon in der folgenden Nacht verübten sie den dritten Einbruch. Sie holten sich vom Bauernhof das Tier, brachten es glücklich bis zur Wegkreuzung und töteten es nach dem Ritual, das sie vorher eifrig gelernt und viele Male heruntergeleiert hatten.

Auch bei der anschließenden Beschwörungszereemonie verlief alles peinlich genau nach Vorschrift. Es rauschte in den Bäumen, doch Luzifer blieb fern. Viele Male noch, Nacht für Nacht, wiederholten sie das Moses-Rezept. Die Geister zeigten kein Erbarmen mit dem jungen Mann, dem so dringend 5000 kleine Mark zum großen Glück fehlten. Er „besorgte“ sich den Betrag dann auf andere und recht irdische Weise. Als er wegen dieser Straftat vor Gericht stand, führte er zu seiner Verteidigung die vielen vergeblichen Versuche an, auf anständige Art und mit Luzifers Hilfe aus der Klemme zu kommen.

Bei den meisten der wenigen Fälle, mit denen sich Polizei und Justiz befassen, spielen Hexen und Hexenbanner eine Rolle. Einiges Aufsehen verursachten die Ereignisse im nord-bayrischen Mailach. Im Mittelpunkt des Geschehens stand eine ältere Frau, der ein gewisses eigenbrötlerisches Verhalten zum Verhängnis werden sollte.

Elisabeth Hahn war 1953 — damals siebenundfünfzig Jahre alt — in das fränkische Dorf gekommen. Sie wohnte bei ihrem Bruder, der als fleißiger Schneidermeister einen guten Ruf genoß. Er starb jedoch bald, und seine Schwester erbt das kleine Anwesen. Außer dem Wohnhaus gehörten noch Scheune und Stall dazu.

„Warum ist unser Schneider nur so plötzlich gestorben?“ fragten die Dörfler. „Hatte vielleicht die ‚Neue‘ ihre Hand im Spiele?“ Sie beobachteten die Frau, die nun allein das Haus bewohnte; allerdings nicht gänzlich einsam, denn einige Hunde und Hühner sowie eine alte Kuh leisteten ihr Gesellschaft.

Elisabeth Hahn fühlte sich in dem Flecken im Aischgrund nicht sonderlich wohl. Die Menschen suchten keinen Kon-

takt zur „Zugereisten“, und nach dem Tode des Bruders versank sie gänzlich in der Einsamkeit. Tagsüber verließ sie das Haus nur noch selten.

Manche Dorfbewohner wollten sie nun desto häufiger zu nächtlichen Stunden gesehen haben. Aus dem Nebel sei sie plötzlich aufgetaucht und ebenso schnell wieder verschwunden. Ganz deutlich habe man sie aber an dem großen Sack über der Schulter erkannt und an dem Stock. Oder war das ein Besen?

Auf ihr Äußeres hielt Elisabeth Hahn nicht sonderlich viel. Im Dorf wurde gemunkelt, daß sie sich nicht mehr wasche und daß sie mit den Hunden zusammen schlafe und sogar esse. Es dauerte nicht lange, da flüsterte jemand das schlimme Wort zum ersten Male, und bald darauf glaubten es viele: Die Hahn ist eine Hexe.

Felsenfest überzeugt davon war Johann Vogel, der Sohn der Nachbarsfamilie. Er arbeitete als Mechanikergeselle und galt als schüchterner, verklemmter Jüngling. Dazu trug die Tatsache, daß er sich nach fast jeder größeren Anstrengung erbrechen mußte, nicht unwesentlich bei.

Bei Mädchen hatte er kein Glück. Nach ein paar erfolglosen Annäherungsversuchen ließ er es ganz sein. Dafür häufte sich das tägliche Ungemach. Da brach ihm ohne Grund der Bohrer ab, ein Werkzeug fiel in den Brunnen.

Schuld daran mußte, wenn er sich's recht überlegte, die Hexe aus dem Nachbarhaus haben. Am Morgen, als er zur Arbeit eilte, war der böse Blick der Frau gewesen. Und dann huschte sie an der Werkstatt vorbei.

Schweißgebadet wachte der Bursche nachts auf. Ein lauter Schrei. Der Vater stürzte in die Kammer. Fragte. „Dort! Ja, dort am Fenster, da hat sie gestanden, die Hexe.“

So steigerte sich der Kummerling immer mehr in seinen Wahn hinein, fürchtete sich und suchte mehr und mehr Trost und Stärkung in der Dorfkneipe.

Der Alkohol machte ihn mutig. Was er sonst nie gewagt hätte, kam jetzt über seine Lippen. Laut beschimpfte er die Nachbarin, schrie vor ihrem Haus herum. Als sie herauskam, versuchte er gar, mit einem Knüttel die alte Frau zu schlagen.

„Warte nur“, drohte sie, „du kommst schon noch in eine Heilanstalt. Dort schneiden sie dir den Magen 'raus. Dann kannst du nicht mehr saufen.“

Johann Vogel glaubte nun, daß die „Hexe“ mit ihrer „He-

nenkraft" solchen Schrecken herbeizaubern könne, und flugs lenkte er seine Schritte wieder zum Wirtshaus.

Es war der 6. Juni 1960, Pfingstmontag. In der Kneipe erzählte der Angetrunkene, daß ihn die Hahn endgültig verhexen wolle. Noch in der Nacht werde er ihr die Bude anstecken. Gründlich! Denn die Hexe selbst und ihre schwarzen Hexenbücher müßten mit verbrennen.

An den Hexenunsinn glaubten viele, die Branddrohung jedoch hielten sie für leeres Geschwafel. Vogel war bisher auch im Suff nur durch starke Worte aufgefallen. Ansonsten blieb er selbst bei einigen Promille der Feigling, als der er nüchtern immer auffiel.

Nicht so jedoch in dieser Nacht. Er stärkte sich noch mit einer Flasche Wein. Kurz nach 22 Uhr verließ er die Schenke.

In der Scheune der Elisabeth Hahn zitterten seine Hände. Erst mit dem dritten Streichholz fing das Stroh Feuer.

Die alte Frau bemerkte rasch den Brandgeruch und versuchte zu löschen. Es gelang ihr nicht. Bis auf die Grundmauern brannte das Anwesen nieder. Die Tiere kamen in den Flammen um. Sie konnte sich noch retten, hatte aber zahlreiche Brandwunden erlitten.

Noch in der gleichen Nacht wurde der Brandstifter verhaftet. Er legte auch sofort ein Geständnis ab. Als sich die Kriminalbeamten im Dorf umhörten, was an dieser Hexengeschichte dran sein sollte, bestätigte ihnen Mailachs Bürgermeister Schlegel: „Es gibt halt Leute, die eine Macht über andere ausstrahlen können.“ Auch er war dem abergläubischen Hexenwahn verfallen.

Am 7. Juni 1962 verurteilte das Schwurgericht Bamberg den Brandstifter Vogel „wegen versuchten Totschlags in Tateinheit mit schwerer Brandstiftung“ zur Zuchthausstrafe von drei Jahren.

Elisabeth Hahn hat das Prozeßende nicht mehr erlebt. Schon am 11. Juni 1961 verstarb sie im Krankenhaus. Waren es auch nicht die Brandwunden, die zum Tode der Fünfundsechzigjährigen führten, so hatte doch der Schock wesentlich dazu beigetragen.

Dieser Fall zählt nun tatsächlich zu den Ausnahmen, denn wo immer vermeintliche Hexen ihr Unwesen treiben sollen, sind auch die Hexenbanner zur Stelle.

Zu den bekanntesten aus dieser Gilde gehörte in den fünfziger Jahren der verkrachte Tischlergeselle Waldemar Eber-

ling, der vor allem im Norden der BRD seinen ambulanten Service anbot.

Das Repertoire war breit. Aus Moses-Büchern schrieb er Beschwörungsformeln ab und versteckte sie hinterm Türpfosten. Männer mußten, um die Hexen fernzuhalten, seine Zettelchen in der Geldbörse tragen, Frauen aber direkt am Körper. Oft suchte er dafür die geeignetste Stelle selbst aus, denn Eberling war nicht nur Hexenbanner, sondern auch Sitzenstrolch.

Fand er Gefallen an einer Bäuerin, sprach er von schweren „Kampftagen“, die bevorstünden. Die verängstigten Abergläubischen flehten um Hilfe, und Eberling ließ sich erweichen. Er blieb dann meist drei Nächte im Hause.

Der Kampf gegen die Dämonen begann mit einem Umtrunk — Kümmelschnaps, den der Fachmann mit einem Pül-verchen geweiht hatte — und endete im Bett, wo Eberling der Bäuerin gegen Sonderhonorar den Leibhaftigen aus dem Leibe vertrieb.

Auch tagsüber blieb er dem Bett nicht fern. Aber jetzt mußten die Kissen aufgeschlitzt werden. Kam ein Federklumpen zum Vorschein, so war der Fall klar. Das hatte eine Hexe zusammengeknüllt. Aus anderen Gebilden konnte der Hexenmeister manches künftige Übel ablesen. Federn in Strickform deuteten an, daß sich der Eigentümer des Bettes bald erhängen werde. Lagen Daunen kreuzweise im Inlett, das zeigte ebenfalls den Tod an, wenn auch nicht von eigener Hand. War eine vogelähnliche Figur zu erkennen, mußte die geistige Umnachtung des Schlafers befürchtet werden.

Aber Eberling war ja nicht gekommen, um Schrecken zu verbreiten, sondern um zu helfen. Er griff zum Rezeptblock und verordnete „Teufelsdreck“ oder „Räucherpulver“. Da hatte er drei Sorten parat: Nummer eins „für nicht so scharfes Räuchern“, Nummer zwei „für Viehställe“, Nummer drei „für scharfes Räuchern“. Seiner Kundschaft konnte er mehrere Apotheken empfehlen, die jene „Rezepte“ belieferten.

Nach der Daunendiagnose setzte der Hexenmeister sein Werk fort. Wattestöpsel kam in die Schlüssellöcher und dazu Nadeln. Spitzen nach außen. Rund um das Haus vergrub er Wachstafeln mit Moses-Sprüchen. In die Betten der Verhexten legte er Brennesseln und eine aufgeklappte Schere. Diese beißenden und stechenden Utensilien verschwanden wieder, wenn er in der folgenden Nacht die Bäuerin erneut in Spezialbehandlung nehmen mußte.

Was Eberling für ein mehrtägiges Brimborium kassierte, konnten wir nicht ermitteln. Die vielen Hexenbanner verfügten über keine einheitliche Honorarordnung. Ihre Gagen schwankten schon bei Kurzaktionen — etwa beim Aufmalen von drei Kreuzen mit geweihter Kreide ans Hoftor — beträchtlich. Manche begnügten sich schon mit 5 DM. Die großen Meister machten es nur selten unter 500 DM.

Das Landgericht Itzehoe verordnete Eberling im Jahre 1954 eine zwölfmonatige Erholungspause.

Den Scharlatanen begegneten die Gerichte der BRD schon immer mit großer Milde. Hexenbanner und Teufelsaustreiber kamen nur dann auf die Anklagebank, wenn sie außer diesem Betrug noch weitere Delikte auf dem Kerbholz hatten. Vielleicht bei einem Verstoß gegen das Heilpraktiker-Gesetz. Oder auch bei körperschädigendem oder tödlichem Ausgang, sofern überhaupt bekannt wurde, daß ein Okkulttäter beteiligt war.

Nun hatte Eberling niemanden umgebracht, und bei dem Brandstifter Vogel aus dem vorhergehenden Fall war es beim versuchten Totschlag geblieben. Beide kamen in Haft.

Viele Jahre später, 1978, verhandelte ein Gericht der BRD über einen ähnlichen Fall. Nur ging es nicht um Hexen, sondern um Teufel, und am Ende des tragischen Geschehens hatte ein vollendeter Totschlag gestanden. Von den Tätern jedoch brauchte keiner zu befürchten, eine Gefängniszelle von innen betrachten zu müssen.

Die Michels von Klingenberg

Anneliese Michel unterschied sich kaum von anderen Kindern, die auf Straßen und Gassen der unterfränkischen Kleinstadt Klingenberg herumtollten. Nur empfand sie das elterliche Regime etwas strenger, wenn sie Parallelen zu Gleichaltrigen zog. Ihre Freizeit war ziemlich knapp bemessen. Sie wurde täglich angehalten, fleißig zu lernen, mußte mehr lesen und lernen, als der Lehrer für den nächsten Tag aufgegeben hatte, und sie mußte ein zusätzliches Pensum schreiben.

Vater Josef Michel kannte keine Nachsicht. Er hatte es mit seinem Sägewerk zu etwas gebracht und durfte sich rühmen, zu den angesehenen Bürgern des Gemeinwesens zu zählen.

Die Anneliese nun, so wünschte er sich, solle auf der sozialen Stufenleiter noch ein paar Sprossen höher klettern, vielleicht sogar eine Studierende werden.

Von der Welt, in der er lebte, hatte der strenggläubige Katholik seine eigenen Vorstellungen. In diesem Bild rangierten jene Menschen, die sich nicht mit dicken Holzkloben abrakern mußten und ihre Zeit hinter dicken Büchern verbrachten, dazu noch schlaue Reden führen konnten, weit über ihm. Vor allem den Priestern zollte er allerhöchsten Respekt. Daß Bischöfe und Kardinale Menschen aus Fleisch und Blut sein sollten, wagte er fast nicht mehr zu glauben.

In der ihm angetrauten Gattin Anne hatte Josef Michel eine ideale Partnerin gefunden. Beide ergänzten und bestärkten sich in dem Glauben, daß ihr Dasein in Klingenberg lediglich Zwischenstation auf dem Wege in eine bessere Welt sein konnte.

Wäre dem Ehepaar ein Sohn geboren worden, dann hätte es keine Fragen nach dessen weiterer Lebensbahn gegeben. Mit einem Mädchen erschien das etwas schwieriger, denn einen weiblichen Priester konnten sich auch die Michels nicht vorstellen. Als einen Wink des Schicksals aber faßten sie den glücklichen Umstand auf, daß ihre irdische Heimstatt in Bayern lag. Hier spielte der Religionsunterricht an den Schulen eine weitaus größere Rolle als in anderen Bundesländern. So kamen die Eltern schon frühzeitig zu dem Entschluß, daß Anneliese eben als Religionslehrerin ein dankbares Betätigungsfeld finden werde.

Nun war aber der Weg dorthin mit tausend teuflischen Widerwärtigkeiten gepflastet. Man mußte einen Pfad beschreiten, der die Geborgenheit des Elternhauses verließ und durch die höhere und schließlich ganz hohe Schule führte.

Mädels und Jungens lernten und studierten dort gemeinsam. Was aber noch viel gefährlicher erschien: Auch in den freien Stunden sah man welche zusammen. Vom abgrundtiefen Verfall von Sitten und Moral unter dem studierenden Volk wurde viel erzählt. Dämonische Anfechtungen lauerten den jungen Menschen auf, und des Nachts sollte das noch schlimmer sein als am Tage.

Vater und Mutter-Michels hatten lange erörtert, wie sie ihre Tochter vor diesem Teufelswerk bewahren konnten. Streng und unnachsichtig erziehen, hieß deshalb die Devise. Sie wollten das Mädel so an das Lernen gewöhnen, daß kein Platz für andere Gedanken verblieb. Vor allem aber sahen sie

im täglichen Gang zur Messe und im stundenlangen Niederknien zum Gebet die rechten Mittel, allen weltlichen Gelüsten vorzubeugen. Damit übertrafen sie um ein vielfaches jene Maßstäbe, die die katholische Kirche ihren Gläubigen setzt.

Die sich ins Extrem steigernde Bigotterie blieb nicht ohne Folgen. Das fidele, aufgeweckte Kind wandelte sich allmählich zu einer eingeschüchterten, verängstigten kleinen Person.

Als Anneliese Michel in Aschaffenburg das Gymnasium besuchte, stellten sich erste Krampfanfälle ein. Das begann im Jahre 1969. Fachärzte diagnostizierten eine leichte Epilepsie, sahen darin aber keinen Grund, von Studium und späterem Lehrerberuf abzuraten. Sie betrachteten die Krankheit der Sechzehnjährigen als vorübergehende Erscheinung und schätzten die Aussichten der Heilung als durchaus günstig ein. Medikamente wurden verordnet und moderne psychiatrische Methoden empfohlen. Ganz besonders dringlich aber sei es, alle seelischen Belastungen von der Jugendlichen fernzuhalten.

Die Sache mit der Seele rechneten sich die Eltern nun in erster Linie als eigenes Verschulden zu, allerdings gerade im umgekehrten Sinne der spezialärztlichen Aussage. Wir haben bisher, so meinten Josef und Anna Michel, viel zuwenig für das Seelenheil unserer Anneliese getan.

Wann und wo immer sich jetzt Gelegenheit bot, wurde das Mädchen von den Eltern in das uferlos übertriebene Ritual einbezogen. Mit einer merklichen Besserung, die eine medikamentöse Kur gebracht hatte, war es bald wieder vorbei. Grund genug für die Eltern, ihre Anstrengungen nochmals zu verdoppeln. Das zog sich über Jahre hin.

1973 begann Anneliese Michel in Würzburg mit dem Studium von Pädagogik und Theologie. Nunmehr war sie durch die vorangegangenen Prozeduren schon so weit verändert, daß ihr andere gläubige Kommilitonen nur mit Verwunderung begegneten. Nächtelang kniete die Sägewerkerstochter vor dem Bett und betete.

Die krampfartigen Anfälle kehrten wieder, häuften sich. Somit waren die ärztlichen Voraussagen ausgeblieben, was die Eltern zu dem Schluß verleitete, daß auch die medizinische Diagnose nicht stimmen könne. Sie sahen die Ursachen jetzt in der teuflischen Verführungskraft der Welt außerhalb ihres Hauses, in welche Anneliese hineingeraten war.

Dann nistete sich sogar noch schlimmerer Verdacht ein.

Da alle göttliche Anrufung nicht gefruchtet hatte, mußte offenbar der Teufel selbst seine Hand im Spiele haben. Schließlich waren Josef und Anna Michel felsenfest überzeugt, daß ihre Tochter vom Satan besessen sei. Hier konnte, das erfuhren sie, nur ein Jesuitenpater in Frankfurt helfen.

Erster Sieg bei Schwester Magda

Adolf Rodewyk war selbst unter Glaubensbrüdern als über-eifriger Fanatiker verrufen, aber gerade darauf gründete sich sein Ansehen. Er galt in der Bundesrepublik als führender Experte in Sachen Exorzismus, Ihm wurden intime Kenntnisse der „acht Haupt-Höllenfürsten“ nachgesagt.

Sein Wissen in dieser Frage erwies sich als umfangreicher, zieht man Vergleiche zum „Sechsten und siebenten Buch Mosis“. Dort blieb die Zahl der Oberteufel noch auf sieben begrenzt.

Im Buch „Dämonische Besessenheit heute“ hatte er die in vielen Jahren gesammelten Erfahrungen zur Teufelsaustreibung zusammengefaßt und 1963 der Nachwelt überliefert. Zahlreiche Erkenntnisse gewann er durch eigene praktische Arbeit. Den ersten Sieg über den Satan verbuchte er im Jahre 1941.

Damals wirkte Pater Rodewyk als Lazarettpfarrer in Trier. Unangenehm berührten ihn die Blicke der Verwundeten, die Schwester Magda galten. Selbst die schlichte Tracht einer Krankenpflegerin konnte den Reizen dieser verführerisch hübschen Frau kaum Abbruch tun. Der Pater glaubte, daß solche Schönheit nicht ein Werk der Natur, sondern des Teufels sei und daß die junge Krankenschwester den Satan im Leibe habe. Mit Gebeten und Beschwörungsformeln hatte er schließlich zweifachen Erfolg. Der Teufel verschwand aus Magdas Körper und die Krankenschwester selbst aus dem Lazarett von Trier.

Weitere exorzistische Kämpfe folgten. So wuchs der Pater in die Rolle eines beschlagenen Satanologen hinein und avancierte zum bundesrepublikanischen Star in diesem Metier.

Jenem Mann schilderten nun Josef und Anna Michel, wie der Teufel allmählich Besitz von ihrer Tochter ergriffen hatte.

„Wir haben so viel Gutes von Ihnen gehört“, sagte der Sägewerksbesitzer. Seine Frau nickte und flehte händeringend: „Sie sind der einzige, der unserem lieben Kind helfen kann. Bitte, ehrwürdiger Pater, helfen Sie uns!“

Rodewyk wiegte sein graises Haupt, überlegte und erklärte dann: „Was ihr mir da erzählt habt, läßt nur einen Schluß zu. Das ist tatsächlich keine Krankheit, sondern ein theologisches Problem. Und zwar ein schwieriges. Denn solche Besessenheit kann nicht allein von Luzifer ausgehen.“

Erschrocken fuhren die Michels zusammen, doch der Pater konnte sie beruhigen. „Gemach, gemach, liebe Leute! Mit dem Teufel ist das keine so einfache Sache, wie viele noch immer glauben. Da gibt es nämlich ganze Scharen. Und bestimmt sind mehrere davon in den Körper des lieben Kindes eingedrungen. Aber heute ist unsere Wissenschaft schon so weit, daß wir sie alle wieder austreiben können. Nur Geduld muß man haben, unendliche Geduld, denn mit einemmal ist da nichts getan.“

Der Satanologe erläuterte den eingeschüchterten Besuchern, weshalb er nicht selbst zu Werke gehen könne. Er sei dreiundachtzig Jahre alt. Das, was nun in vielen Nächten erfolgen müsse, übersteige einfach seine Kräfte. Aber es gäbe auch andere erfahrene Teufelsaustreiber. Diese könnten das fast ebenso gut wie er selbst. „Zuvor aber muß unser Oberhirte dazu seinen Segen erteilen“, fügte er hinzu.

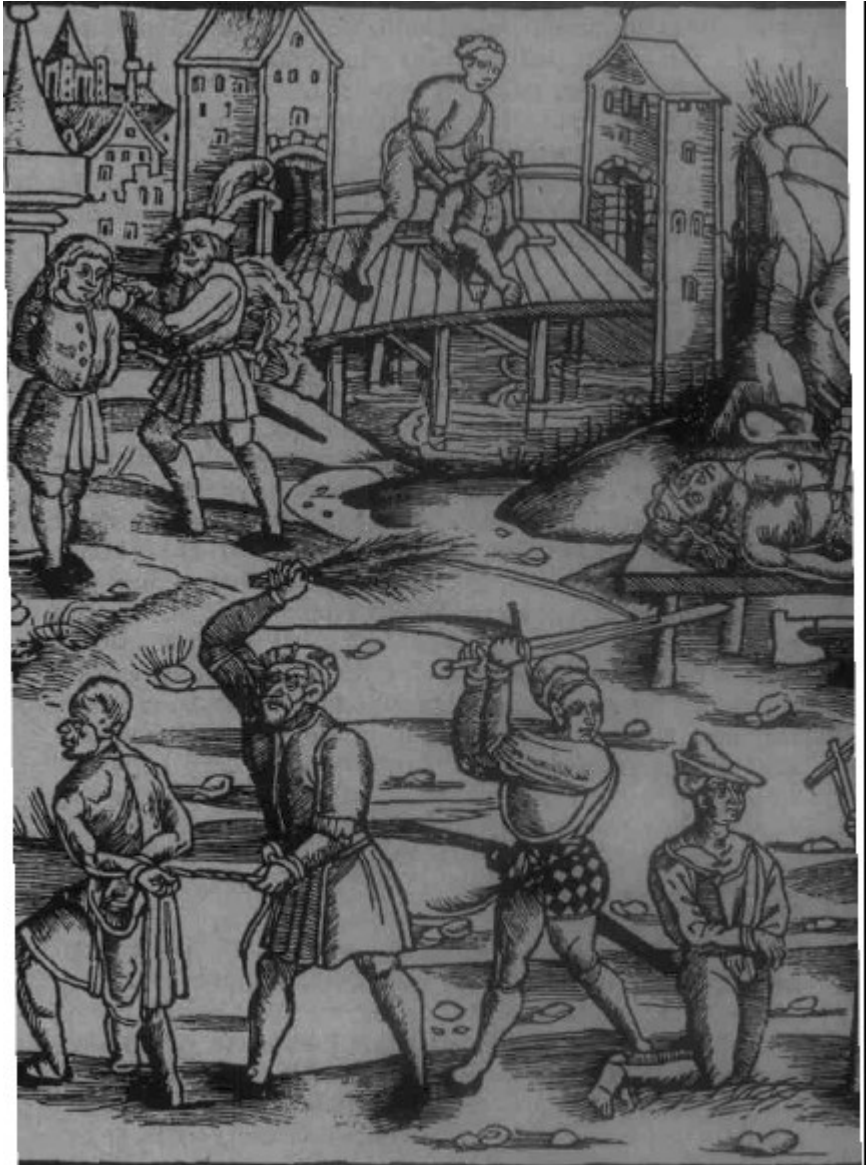
Gemeint war Dr. Josef Stangl, und dieser Hinweis auf die Genehmigungspflicht durch den Bischof der Diözese Würzburg hing mit den Vorschriften der katholischen Kirche zum Exorzismus zusammen.

Ketzer, Hexen, Henkersknechte

Das Ritual der Teufelsaustreibung beruhte nicht auf biblischer Überlieferung, sondern war eine schlimme Erfindung menschlichen Wahns im Mittelalter.

Im Jahre 1184 verkündeten Papst Lucius III. und Kaiser Friedrich I., auch Barbarossa genannt, einen Beschluß: Gegen die sich immer weiter ausbreitende Ketzerbewegung werde man künftig gemeinsam vorgehen. Einige Zeit später wurde für Abweichungen von der Kirchenlehre die Todes-

Kopffolterung, Ertränken, Verbrennen, Erhängen, Aufschlitzen, Blenden, Auspeitschen, Enthaupten, Rädern und Handabhauen waren die im Mittelalter üblichen Strafen und Hinrichtungsarten (nach Ulrich Tempplers Laienspiegel, Augsburg 1509).





strafe gesetzlich eingeführt. Als die geeignetste Sühne betrachtete man den Tod durch das Feuer.

Im 13. Jahrhundert breitete sich die Inquisition in zahlreichen europäischen Ländern aus. Denunziantentum, abscheuliche Foltermethoden und Scheiterhaufen sollten die päpstliche Macht erhalten und vergrößern.

Dabei ging es keinesfalls nur um einen Kampf gegen ketzerische Ideen. Die Inquisition richtete sich in gleichem Maße gegen oppositionelle Volksbewegungen, und sie wurde rasch zu einem Instrument der Bereicherungskriminalität. Denn die Opfer mußten nicht nur ihr Leben lassen. Ihr Vermögen wurde konfisziert und aufgeteilt. Zwischen Kirche und Königsmacht kam es dabei zu häufigen Rivalitäten.

Die Inquisition förderte den Aberglauben. Im 13. Jahrhundert entstanden die „Zauberbücher“. Das „Sechste und siebente Buch Mosis“ erblickte das Licht der Welt, und die jahrhundertalten naiven, volkstümlichen Vorstellungen vom Teufel und seinen Helferinnen, den Hexen, wandelten sich, wurden gefährlich.

Wo immer ein Unglücksfall eintrat, erblickte man jetzt darin eine Machenschaft des Teufels. Die Suche nach seinen Gehilfen begann. Schließlich galt die Hexerei als schlimmste Form der Ketzerei. Hexenprozesse und Hexenverbrennungen zogen sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hin.

Vereinzelte Fälle liegen sogar erst reichlich hundert Jahre zurück. Noch am 20. August 1877 mußten in der mexikanischen Stadt San Jacobo fünf vermeintliche Hexen den Flammentod sterben.

In ihrem Kampf gegen Teufel und Hexen bediente sich die Inquisition nicht der bereits vorliegenden Rezepturen aus dem „Sechsten und siebenten Buch Mosis“. Dieser Titel und alle anderen „Zauberbücher“ standen seit dem Jahre 1399 auf einer Liste verbotener Schriftwerke. Die katholische Kirche schuf sich ein eigenes Ritual, das jedoch fatalerweise an manches aus den Moses-Büchern erinnert.

Papst Innozenz VIII. machte den Anfang. Seine berühmte Bulle „Summis desiderantes“ vom 5. Dezember 1484 erklärte die Hexerei zur „Beleidigung der göttlichen Majestät“ und erteilte den Dominikaner-Inquisitoren Heinrich Institoris und Jakob Sprenger unbegrenzte Vollmachten. Beide verfaßten zur päpstlichen Bulle einen Kommentar, der unter dem Namen „Hexenhammer“ ab 1487 Richtlinien für die Ermordung ungezählter unschuldiger Frauen lieferte.

Institoris und Sprenger wollten zunächst beweisen, daß es Teufel männlichen und weiblichen Geschlechts gäbe. Den Satan müsse man demzufolge Incubus — was „oben liegend“ heißt — oder Succubus — „unten liegend“ — nennen, denn auf jeden Fall käme es zum Geschlechtsverkehr mit einem Menschen. In sei-nen perversen sexuellen Meditationen ging der „Hexenhammer“ noch beträchtlich weiter als die Moses-Bücher.

Die für die Hexenprozesse vorgeschriebenen Fragen waren vom gleichen Kaliber. Da sollten die beschuldigten Frauen Details ihrer Intimitäten mit dem Teufel schildern und angeben, wen sie verhext hätten. Bei ausbleibenden Antworten führte ihr Weg in die Folterkammer. Und am Schluß stand der Scheiterhaufen.

Ein beachtlicher Teil der vielen hundert Seiten des „Hexenhammers“ war natürlich dem Urheber alles Bösen, dem Teufel selbst, vorbehalten. Die langen Beschwörungsformeln zum Exorzismus, welche die Priester bei der Behandlung von „Besessenen“ sprechen mußten, ähnelten wiederum einigen Empfehlungen aus dem „Sechsten und siebenten Buch Mo-sis“.

Ein reichliches Jahrhundert nach dem „Hexenhammer“ wurde das Zeremoniell des Exorzismus erneuert. Ab 1614 lieferte das „Rituale Romanum“, eine Textsammlung für den Empfang von Sakramenten und zum Besprechen von Dämonen, Grundlagen für die Teufelsaustreibung. Zwei andere Daten markieren den Geist, der diesen kirchlichen Erlaß hervorbrachte :

— Am 17. Februar 1600 wurde auf dem Campo di Fiore in Rom das Urteil eines Inquisitionsgerichtes vollstreckt: Päpstliche Henkersknechte verbrannten Giordano Bruno, einen der bedeutendsten Denker der Renaissancezeit, auf dem Scheiterhaufen.

— Am 22. Juni 1633 verurteilte ein anderes päpstliches Inquisitionstribunal den großen Naturforscher Galileo Galilei dazu, der Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne abzuschwören. Bis zu seinem Lebensende hielten die Schergen des Papstes den Wissenschaftler in ihrer Gewalt.

Zwischen Mordurteil und Schandurteil entstand das „Rituale Romanum“ mit den Vorschriften zum „Großen Exorzismus“, die bis in unsere Tage gültig sind.

Das II. Vatikanische Konzil, das von 1962 bis 1965 tagte, brachte zahlreiche Reformen. In vielerlei Hinsicht paßte sich

die katholische Kirche der modernen Welt an. Mit der Liturgie-Reform sollten auch die völlig unzeitgemäßen Vorstellungen vom Teufel und seiner Austreibung beseitigt werden. < Probleme der „Besessenheit“ wurden in die Kompetenz medizinischer Fachleute verlagert.

Die progressiven Erneuerer, zu denen der damalige Papst Paul VI. zählte, konnten vieles, aber nicht alles durchsetzen. Konservative und reaktionäre Kräfte leisteten heftigen Widerstand. Als deren Wortführer galt Kardinal Alfredo Ottaviani, letzter Oberster Inquisitor der katholischen Kirche. Dieser Mann begegnete uns schon durch die Audienz, die er dem kriminellen Titelhändler Hans Hermann Weyer gewährte.

Die örtlichen Tribunale waren 1835 offiziell abgeschafft worden. Die Inquisition aber lebte weiter und bedrohte Abtrünnige mit der Exkommunikation. Mißliebige Bücher kamen auf den „Index“, durften von Gläubigen nicht gelesen werden. Weil sich das kaum noch durchsetzen ließ, räumte das Konzil mit solchen unhaltbaren Praktiken auf.

Die Kräfte um Ottaviani waren jedoch mächtig genug, um manches auf halbem Wege zu stoppen. Sie verhinderten beispielsweise die Revision des Galilei-Urteils. In Sachen Exorzismus mußten sie sich der Liquidierung des Teufelsbildes beugen. Vorläufig jedenfalls. Aber die Vorschriften des „Rituale Romanum“ zu seiner Austreibung blieben bestehen. Denn vielleicht gab es den Schwarzen mit dem Pferdefuß doch?

Von den internen Auseinandersetzungen in solchen und anderen Fragen drang am 15. November 1972 einiges nach außen. Den „Leibhaftigen“ gebe es nach wie vor leibhaftig, verlautete aus dem Vatikan. Eine neue Teufelswoge überspülte viele Länder.

Es klingelt die Kasse bei rauschender Angst

Geschäftemacher in den USA bewiesen ein weiteres Mal ihr sicheres Gespür für den profitträchtigsten Coup. Noch vor dem grünen Blitz aus Rom, der Satans offizielle Wiederkehr begleitete, machte jenseits des großen Teiches ein Buch Furor, hatte noch größeren Erfolg als die „Teufelsbibel“. William Peter Blattys Roman „Der Exorzist“ brachte es in elf Monaten auf dreizehn Auflagen. Fünfundfünfzig Wochen

und damit länger als ein Jahr stand der Geister-Thriller auf der US-Bestsellerliste. Neun Millionen Exemplare wurden verkauft.

Wenige Wochen nach der vatikanischen Abkehr vom Konzil-Beschluß liefen in Hollywood die Filmkameras auf Hochtouren. Mit dem Aufwand von 14 Millionen Dollar wurde die Teufelsaustreibung bei einer Zwölfjährigen auf Zelluloid gebannt.

Nach sechs Monaten Laufzeit konnten die Produzenten bereits den Einnahmerekord von 220 Millionen Dollar verbuchen, denn der mit dem „Oscar“ gekrönte Film war aktuell. Er brachte keine historischen Teufelsreminiszenzen, sondern spielte in unseren Tagen; er hat, so kommentierte „Newsweek“, „von der allgemeinen Stimmung Besitz ergriffen und spiegelt wie in Raserei die unterschwelligen Ängste, Phantasien und Verstörungen wider, die in jüngster Zeit die Oberfläche der amerikanischen Gesellschaft durchbrachen“. An anderer Stelle wurden im Klartext die „realen Ängste und Sorgen“ genannt, die den Nährboden für die Mystizismus-Renaissance lieferten: „... . Watergate und die Nachwirkungen von Vietnam, die Ölkrise und das damit verbundene Gefühl des nahen Endes der Überflußgesellschaft, Inflation und Arbeitslosigkeit.“

Gefühle solcher Art beschränkten sich bekanntlich nicht auf Menschen in den USA. „Der Exorzist“ sorgte auch in der BRD und anderen kapitalistischen Staaten für volle Kinokassen. Als im Juni 1977 zwischen Hamburg und München das Geschäft mit diesem Grusical allmählich verflachte, kam aus den USA die Premieren-Meldung von „Exorzist II“.

Manchen reichte schon der erste Teil des Horrorspektakels. Menschen stürzten schreiend aus den Kinos, und Eltern hielten ihre Kinder für „besessen“. Hatte das Demoskopische Institut in Allensbach vor Jahren ermittelt, daß erst zwei Prozent der Bundesbürger fest an Hexen und Teufel glaubten und weitere neun Prozent noch schwankten — vielleicht gibt es die Hexerei doch? —, so brachte eine Umfrage Ende 1976 das erschreckende Ergebnis, daß nunmehr jeder zehnte Bürger der BRD von der Existenz unter- oder außerirdischer Bö-sewichter überzeugt war.

So erwies sich das dämonische Drama, das in Frankfurt am Main ausgebrütet, in Würzburg genehmigt und in Klingenberg zu nächtlichen Stunden aufgeführt wurde, keinesfalls als etwas Ungewöhnliches.

Die Nächte vor dem Tod

Jesuitenpater Adolf Rodewyk konnte seine Gäste beruhigen. Mit hoffnungsvollen Herzen reisten Josef und Anna Michel nach Klingenberg zurück und räumten in ihrer Wohnung auf. Arzneiflaschen und Tablettenröhrchen flogen in den Müllkübel, denn ihre Anneliese war ja nicht krank, sondern „besessen“.

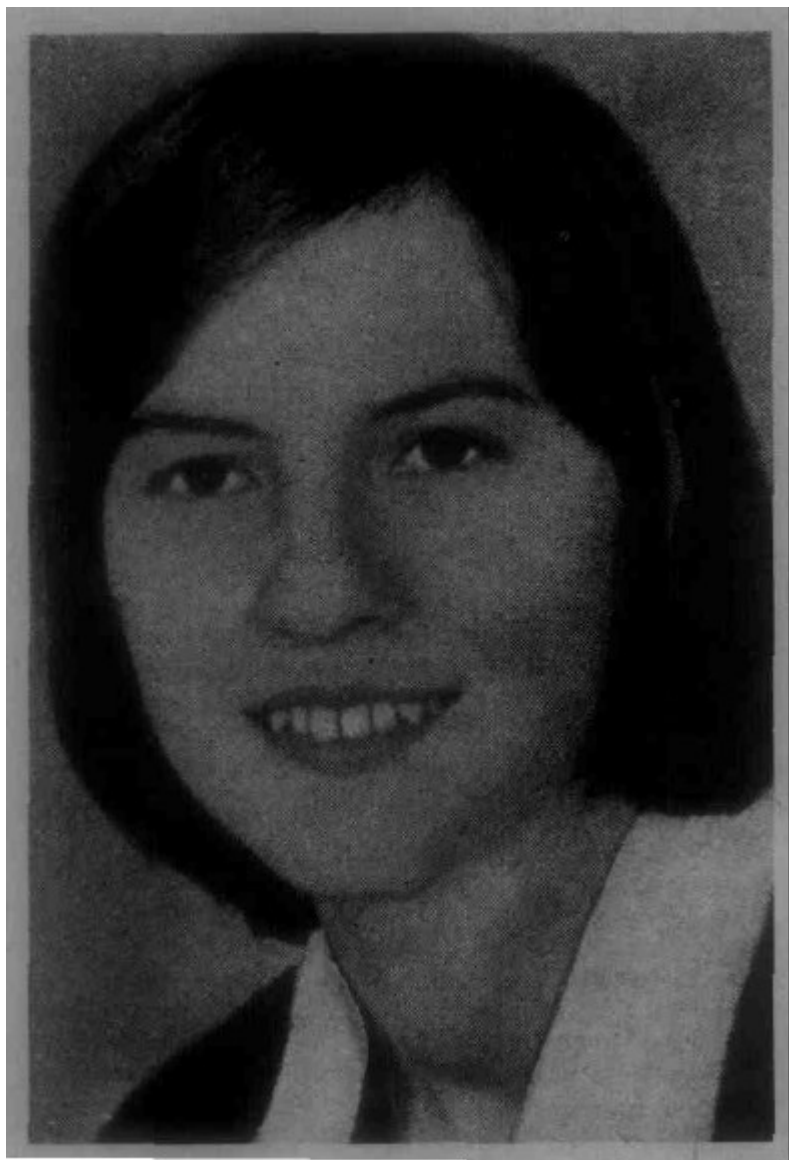
Inzwischen verfaßte der Frankfurter Satanologe ein „Gutachten“ und adressierte sein Schreiben an den Würzburger Bischof. Dr. Josef Stangl zeigte nun ein weiteres Mal, daß er ein unbürokratischer Mann war; die Genehmigung zur Teufelsaustreibung ließ nicht lange auf sich warten. Salvatorianerpater Wilhelm Renz alias Pater Arnold aus Rückschippach und sein Kollege Ernst Alt aus Effleben bei Schweinfurt erhielten den Auftrag, die Macht der Höllenfürsten zu brechen.

In einer Septembernacht des Jahres 1975 rückten sie an, ausgerüstet mit allem, was das „Rituale Romanum“ vorschrieb: Kruzifix und Beschwörungstext, dazu Weihrauch und Weihwasser, das sie aus dem Wallfahrtsort Lourdes besorgt hatten. Aus eigener Initiative hatten sie ihr Werkzeug durch ein modernes Gerät ergänzt. Mit einem Recorder wollten sie die Stimmen der verjagten Teufel aufzeichnen.

Das Krankenzimmer im Klingenger Sägewerk verwandelte sich zur mittelalterlichen Gespensterhöhle. Weihrauchdämpfe zogen durch den Raum. Mit den im Jahre 1614 ersonnenen Litaneien bedrängten die Exorzisten die Studentin: „Ich beschwöre dich, du nichtsnutzige Schlange, daß du ablassest von diesem Menschen! Entweiche aus dieser Kreatur!“ Dazu das Pendeln des Weihwasserkessels und ein schwingendes Kruzifix, Handauflegen, Anhauchen der „Besessenen“.

Pater Renz konnte nach einigen exorzistischen Sitzungen schon gezielter zu Werke gehen, denn er hatte rasch herausgefunden, daß genau ein halbes Dutzend Teufel in das Mädel hineingefahren waren: Luzifer höchstpersönlich führte das Sextett der Unholde an. In seinem Gefolge befanden sich Brudermörder Kain, der verräterische Jünger Judas, Römerkaiser Nero und ein Priester Fleischmann, der im 16. Jahrhundert seine heimliche Geliebte ermordete. Dieser höllischen Hilfstruppe angeschlossen hatte sich der Dämon Adolf Hitler.

Anneliese Michel wurde von Teufelsaustreibern gequält, bis sie am 1. 7. 1976 starb.



Wie der Pater später erklärte, war er da ganz sicher, denn der einstige „Führer“ - nunmehr ein prominenter Karrierist in Luzifers Gefolge — habe sich wiederholt mit dem Gruß „Heil!“ gemeldet, kernig geschmettert wie in alten Zeiten. Erstaunlich nur eine gewisse Dialektverschiebung: Es habe „wie aus dem Spessart“ geklungen!

Angestrengt bemühten sich die zwei Teufelsaustreiber, den Beginn der Geisterherrschaft zu fixieren. Es gelang nicht. Sie fanden lediglich heraus, daß eine Hexe schon den Embryo im Mutterleib verflucht haben mußte. So etwas locke dann über kurz oder lang stets irgendwelche höllische Emissäre an, erläuterten sie.

In manchen Nächten konnten Renz und Alt frohlocken. Einen hätten sie nun verjagt, berichteten sie den Eltern. Aber dann kam er wieder, und sie mußten erneut gegen das komplette Sextett vorgehen.

So erwies sich der Exorzismus in Klingenberg aufwendiger als ursprünglich veranschlagt. Siebenundsechzig nächtliche Sitzungen machten sich erforderlich.

Anfangs brach noch ein paarmal der eigene Wille der Studentin durch. „Hören Sie mit dem Scheißdreck auf!“ schrie sie dem Weihwasserspritzenden Pater Arnold entgegen. „Sie Drecksau, Sie verfluchte. Hören Sie endlich auf!“

Der Salvatorianer konnte in diesen Verbalinjuriën nur eine hartnäckige Weigerung der Dämonen sehen, seinen Befehlen zu gehorchen. In solchen Fällen versuchte er es mit besonders markigen Versen aus dem „Rituale Romanum“.

Das makabre Drama hatte im Frühjahr 1975 begonnen. Nach einigen Monaten grausamer seelischer Tortur waren Persönlichkeit und Lebenswille des Mädchens gebrochen. Die anfangs leichte Epilepsie steigerte sich zur schweren Krankheit. Vom Frühjahr 1976 an reagierte Anneliese Michel schon auf das Erscheinen ihrer Folterknechte mit Verzweiflungsschreien und unartikulierte Gebrüll. Schließlich verweigerte sie jegliche Aufnahme von Speisen und Getränken.

„Endlich zeigt sich ein Erfolg“, erklärten die Exorzisten, „denn jetzt unterstützt Anneliese unser Ringen. Sie hungert, weil sie die Herrschaft der bösen Geister nicht mehr anerkennt. Bald kommt die große Wende.“

Sie kam am 1. Juli 1976: Die Studentin Anneliese Michel war tot.

„Mögen auch Millionen lächeln“, kommentierte Renz

alias Arnold, „immerhin haben wir der Anneliese sechs Teufel ausgetrieben!"

Und die Eltern? Josef und Anna Michel hatten wohl einen anderen Ausgang erhofft, fügten sich aber rasch dem Geschehenen. Ihr sehnlichster Wunsch war erfüllt; die Teufel konnten verjagt werden. „Mit der Besessenheit hätte die Anneliese auch nicht weiterleben können", sagten sie. Den Mördern ihres Kindes dankten sie mit bewegten Worten.

Briefe aus dem Jenseits

Von den unglaublichen Ereignissen im Klingenberger Sägewerk wußten am 1. Juli 1976 nur wenige Menschen. Vieles wurde später bekannt, manches erst durch eine Gerichtsverhandlung, die aber knapp zwei Jahre auf sich warten ließ.

Monatelang waren die Mediziner dem Krankenbett im Sägewerkerhaus ferngehalten worden. Als nun ein Arzt den Totenschein ausstellen mußte, war er tief erschüttert. Vor ihm lag ein abgemagertes Skelett.

„Verhungert und verdurstet", schrieb er in seinen Befund. Die dreiundzwanzigjährige Studentin hatte bei ihrem Tode noch knappe 70 Pfund gewogen.

Einige Klingenberger Einwohner hatten den grusligen Mummenschanz im Hause der Michels beobachtet. Viele Vermutungen reiften nun zur Gewißheit. Bei der zuständigen Staatsanwaltschaft in Aschaffenburg stellten neunzehn Bürger wegen fahrlässiger Tötung Strafantrag gegen Stangl, Renz und Alt.

Zwei Priester und gar einen Bischof vor den Schranken des Gerichtes und womöglich hinter Gefängnismauern, noch dazu im CSU-regierten Bayern — eine unvorstellbare Zumutung für die Strafverfolgungsbehörde. So verlautete dann aus Kreisen der Staatsanwaltschaft: Wenn jemand Pflichten verletzt hat, dann die Eltern. Sie hätten den Arzt bestellen müssen. Die geistlichen Herren trifft keine Schuld. Und außerdem: „Für theologische Probleme des Exorzismus sind wir nicht zuständig!"

Nun war aber Anneliese Michel nicht dem Glauben, sondern dem Aberglauben zum Opfer gefallen. Keine Bibeltexte, sondern mittelalterliche Geisterrituale führten zum Exitus der Studentin. So konnte der Priesterrock die Menschen, die

dem alten diabolischen Spuk zu neuem Leben verhalten, letztlich nicht vollständig gegen Justitias Zugriff feien. Etwas diffiziler war die Sache mit Stangl, dem abergläubischen Bischof. Also wurde ein Jahr lang „ermittelt“.

Das sei „sehr schwierig“ gewesen, erzählte ein Sprecher der Aschaffener Staatsanwaltschaft im Juni 1977, dennoch sei man „komplex vorgegangen“. Nunmehr befinde man sich „im Stadium der formalen Ausarbeitung, ob und gegen wen Anklage erhoben werde“.

Die Behauptung vom „komplexen“ Vorgehen war eine glatte Lüge, denn ausgerechnet gegen den Hauptschuldigen Stangl wurde keine Anklage erhoben. Der Bischof hatte den Teufelsspuk genehmigt, und seine beiden Exorzisten informierten ihn, wie man später erfuhr, nach vielen nächtlichen Sitzungen über den Stand der Dinge. Stangl war, so die „Frankfurter Rundschau“, „mehrfach auf den zunehmenden körperlichen Verfall der Klingenberger Sägewerkerstochter aufmerksam gemacht worden. Daß der Bischof nichts veranlaßt hatte, steht fest. So entsteht der Eindruck, man hängt die Kleinen und läßt die Großen laufen. Gerechtigkeit verträgt Milde und Strenge, aber nicht zweierlei Maß.“

Ein Wort aus Würzburg hätte das Leben des Mädchens gerettet. Bischof Stangl hat es nicht gesprochen.

Bis nun die „Kleinen“ vor dem Kadi erscheinen mußten, sollten noch viele Monate verstreichen; Zeit genug, um manches Neue aus der Geisterwelt zu erfahren.

Alle Beteiligten hielten an ihrer mittelalterlichen Borniertheit fest. Ausgerechnet der Vater des Opfers war es, der am lautesten die bischöfliche Untätigkeit in der letzten Phase des Dramas verteidigte. Von Journalisten befragt, ob man nicht eine künstliche Ernährung seiner Tochter erwogen hat, erklärte Josef Michel: „Der Teufel hätte dann die Venen zugebracht, und dann wäre nichts mehr reingegangen ...“

Renz, der vorher die Nahrungsverweigerung als Beitrag des Mädels im Kampf gegen den Teufel kommentierte, kam jetzt mit einer neuen Variante: „Die Dämonen hatten ihr verboten zu essen. Unser Bischof konnte nichts dagegen unternehmen.“

Im BRD-Fernsehen durfte sich Stangl rechtfertigen: Er wäre einfach machtlos gewesen. Leider!

Eine Ordensschwester aus seiner Umgebung sorgte im Februar 1978 für eine neue Sensation. Ihr sei in der letzten Nacht, vertraute sie dem Oberhirten an, die Anneliese er-

schienen und habe sie wissen lassen, daß sie unversehrt im Sarge liege. Die Eltern erfuhren noch am gleichen Tage von der Vision.

Alle Welt sollte Zeuge werden von dem großen Wunder; Josef und Anna Michel beantragten die Exhumierung.

Im Morgengrauen des 25. Februar 1978 versammelten sich zahllose Schaulustige vor dem Friedhofstor in Klingenberg. Schimpfworte flogen durch die Dunstschwaden, die vom Main heraufzogen. Man hörte leises Fluchen, Hände ballten sich zu Fäusten. Denn ein Aufgebot von dreißig Polizisten hatte das Gelände abgeriegelt. Erst mal abwarten, hieß es, was da zutage gefördert wird. Vielleicht ist es sogar gefährlich.

Drei Totengräber öffneten den Sarg. Der Anblick war grauenvoll und nicht in Nuancen anders, als das nach anderthalb Jahren üblich ist.

Trotz des neuerlichen Beweises vom alleinigen Walten der Naturgesetze gaben die Abergläubischen der toten Anneliese Michel auch fortan keine Ruhe. Aus San Damiano kamen Berichte von ihrer „Erscheinung“. Leute, die sich in dem italienischen Ort ein paar Liter „Anti-Teufelswasser“ besorgt hatten, wollten sie gesehen und gehört haben: Sie sei den Sühnetod gestorben „für die Frevel des Teufels an Deutschland“. Auch habe sie das Gericht verflucht, das jene verurteilen wolle, die ihr dabei geholfen hätten.

In Klingenberg und Umgebung tauchten „Briefe aus dem Jenseits“ auf — Absender: Anneliese Michel —, die jene vagen Andeutungen recht handfest begründeten. Zu den Empfängern zählten Beamte des bayrischen Justizwesens.

Man konnte nun fast den Eindruck gewinnen, daß Richter und Staatsanwälte der Ersten Großen Strafkammer des Landgerichtes Aschaffenburg von der faschistoiden Variante des Exorzismus oder den Bannsprüchen der neuen „Heiligen“ nicht unbeeinflußt blieben. Was sich in den Apriltagen des Jahres 1978 vor und hinter den Schranken des Sitzungssaales 168 abspielte, blieb am Ende nur ganz knapp unter einer hundertprozentigen juristischen Anerkennung des Exorzismus mit Todesfolge in der BRD. Dazu aber waren die Aschaffenburg Juristen unfähig, was die okkultistische „Neue Bildpost“ so begründete: „Keiner der Richter besitzt die für diesen Prozeß unerläßliche Gabe der Unterscheidung der Geister.“

Ein Geruch von Brand und Jauche

Angeklagt waren die Exorzisten Renz und Alt und das Ehepaar Michel. Staatsanwalt Wagner sprach anfangs von „fahrlässiger Tötung“.

Renz, schon Hauptakteur bei der Teufelsaustreibung, behielt diese Rolle auch während des Prozesses. Er rechtfertigte sein Handeln. Vom fanatischen Gespensterglauben wich er keinen Fingerbreit ab, von Reue keine Spur.

Lang und breit durfte er sein Wissen über die sechs verjagten Teufel auswalzen. Als „Beweise“ legte er über vierzig Tonbänder vor. Zu seiner „Entlastung“ durfte er einige abspielen.

Minutenlang gellten die verzweifelten Schreie des gequälten Mädels durch den Saal. Dann folgten wölfisches Heulen und Grunzen. Renz drückte die Taste, erläuterte: „Das war die Stimme von Judas. Anneliese fletschte mit den Zähnen, als wir den Dämon aus ihrem Körper vertrieben. Im ganzen Zimmer roch es nach Brand und Jauche.“

Erneuter Knopfdruck, wieder rotierten die Spulen des Recorders. In leichtes Summen mischte sich die erklärende Stimme des Paters: „Jetzt schwebte die Anneliese im Raum.“ Nach kurzer Pause markerschütterndes Gebrüll. Dazu Renz: „So reagierte sie auf Weihwasser!“

Nun kurze Unterbrechung. Eine junge Frau mußte aus dem Saal gebracht werden, denn ihr Weinkrampf störte den Fortgang der Beweisaufnahme. Staatsanwalt Wagner meinte, daß das Gehörte ausreichend sei, um sich ein klares Bild zu machen. Doch Verteidiger Frithjof Lipinski überzeugte den Richter, daß nur eine komplette Teufels-Diskotheek die Unschuld von Pater Renz bezeugen könne.

Erich Schmidt-Leichner, der andere Verteidiger, hatte offenbar nur das Wohl seines Mandanten im Auge und begriff nicht die größeren Zusammenhänge. Weil der Hauptschuldige auf der Anklagebank fehlte, wollte er ihn wenigstens auf der Zeugenbank sehen. Dreimal beantragte der Anwalt die Vorladung von Stangl, dreimal lehnte das Geficht ab. „Seine Hochwürden haben während der Ereignisse in Klingenberg keinerlei Taten unternommen. Das ist uns bekannt und bedarf nicht des Beweises. Wir brauchen deshalb den Herrn Bischof nicht nach Aschaffenburg zu bemühen.“

Auch Vater und Mutter Michel waren von solch geschmacklosem Verlangen des angeheuerten Advokaten peinlich berührt.

Vor dem Aschaffener Landgericht kamen auch Stimmen der Vernunft zu Worte. Fünf Mediziner legten Expertisen vor, die übereinstimmend und eindeutig den Krankheitsbefund bestätigten.

Anneliese Michel litt an Epilepsie. Die eingeleitete medikamentöse Behandlung versprach gute Erfolge, wurde aber abgebrochen. Durch die psychischen Qualen verschlimmerte sich dann das Leiden so weit, daß die Kranke schließlich keinen eigenen Willen mehr aufbringen konnte. Ärztliche Betreuung hätte den Exitus verhindert.

Ein klarer, wissenschaftlich begründeter Sachverhalt. Mit diesen fünf Gutachten aber wollte sich das Gericht nicht begnügen. Es bestellte einen weiteren „Sachverständigen“.

Adolf Rodewyk hatte schon seit langem einen Draht nach Aschaffenburg. Der hier ansässige Pattloch-Verlag brachte seinen Besessenheitsschmöker heraus. Jetzt trug der Satanologe seine höllische Expertise vor.

Die Tonbänder hätten ihn überzeugt, sagte der Jesuitenpater, daß er seine frühere Meinung etwas korrigieren beziehungsweise ergänzen müsse. Die Anneliese Michel sei nämlich nicht nur von „Besessenheit“, sondern auch von „Umsessenheit“ befallen gewesen. Und nicht Luzifer wäre der „Hauptteufel“ gewesen, sondern Judas. Der Geruch von Brand und Jauche im Zimmer lasse „keinen anderen Schluß“ zu. Er durfte dann, so unglaublich das wiederum erscheinen mag, seine Spukgeschichten ausführlich „begründen“.

Vater Michel ergänzte diese schauerliche Mär. Für ihn hatten die „Fachleute“ eine Erklärung vorbereitet, die er nur vorzulesen brauchte.

„Ich will über die Dämonen berichten“, begann der Sägewerker, „die in meinem Hause schon seit langer Zeit ihr Unwesen getrieben haben.“ Zuerst hätten die Teufel im Schrank gesessen und sich mit lautem Krachen gemeldet. Dann seien Scharen von weißen Mäusen und dicken Fliegen gekommen und ebenso plötzlich verschwunden. Türen seien von den Geistern auf- und zugemacht worden.

Es war eine lange Geschichte mit vielen Einzelheiten. „Gegen die Geister sind wir machtlos“, las er zum Schluß vor. „Schuldige sind hierbei die Mächte der Finsternis. Die dunklen Mächte aber kann man nicht auf die Anklagebank bringen.“

Der blinde Staatsanwalt

Für den Staatsanwalt rückte die Stunde der Entscheidung immer näher. Welche Strafe sollte er beantragen?

Die zur Sprache gekommenen Absonderlichkeiten hatten das Licht der Öffentlichkeit auf diesen Prozeß gelenkt, und es gab Stimmen, die ein Urteil mit abschreckender Wirkung verlangten. Andererseits blickten die strengen Augen des Bischofs Stangl nach Aschaffenburg. Seine Immunität schon gegen leichtes Andeuten einer Anklage machte deutlich, wie die Fäden der Macht in diesem Lande liefen. Gab es Vorbilder, die aus solchem Dilemma heraushelfen konnten?

Großbritannien registrierte seinen bislang aufsehenerregendsten Exorzismus-Prozeß im Frühjahr 1975. Dort war es dem anglikanischen Pfarrer Peter Vincent gelungen, seinem Gemeindemitglied Michael Tayler in der Rekordzeit von nur sieben Stunden vierzig Dämonen auszutreiben. Unzählige Male hatte er dem „Besessenen“ das hölzerne Kruzifix in den Mund gestoßen und dennoch drei Teufel übersehen.

Der Arbeitslose Taylor, durch körperliche und seelische Qualen total verstört, rannte vom Pfarrhaus zur Wohnung und tötete auf bestialische Weise seine Frau, eine Mutter von fünf Kindern. Er drückte ihr beide Augen aus dem Kopf, zerfleischte das Gesicht und versuchte noch, die Zunge aus dem Hals zu reißen.

Das Schwurgericht in Leeds bescheinigte Taylor, „zur Tatzeit nicht zurechnungsfähig“ gewesen zu sein. Exorzist Vincent, dessen Ritual laut psychiatrischer Expertise den „Mechanismus auslöste“, blieb völlig unbehelligt, abgesehen von einem Tadel des Bischofs, der das Versäumnis bemängelte, vorher nicht um Erlaubnis gefragt worden zu sein. Pfarrer Vincent habe jedoch „in bester Absicht gehandelt“.

Ganz anders wieder lagen die Dinge bei einem spektakulären französischen Teufelsaustreiber-Prozeß im Herbst 1977. Leontine Esnault, Geisterbannerin von eigenen Gnaden, wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, mit der Vorgabe, sich nach dreimonatiger Haft zu „bewähren“. Madame hatte einen ihrer „besessenen“ Kunden auf Schonkost gesetzt. Die Antiteufelskur mit Weihwasser und Salz führte zum Tode des Mannes.

Mit ihrem Leben bezahlen mußte ebenfalls die siebzehnjährige Bernadette Hasler, als sie der Expallotinerpater Josef Stocker 1966 vom „Bund mit Luzifer“ befreite. Der Teenager

zeigte sich in der Schule nicht sonderlich fleißig und zu Hause meist verstockt. Die bigotten Eltern vermuteten, daß ihre Tochter nach Moses-Rezepten einen Pakt mit dem Hölenfürsten eingegangen sei, und übergaben sie der in der Schweiz bekannten exorzistischen Sekte „Heiliges Werk“.

Oberhaupt Stocker, der sich „Heiliger Vater“ nannte, und vier „Heilige Mütter“ erpreßten mit Inquisitionsmethoden von dem Kind ein dreihundert Seiten langes „Geständnis“. In der Nacht zum 15. Mai 1966 sollte dann die „Seelenreinigung“ vorgenommen werden. Stocker verteilte drei Knüppel und griff selbst zur Reitpeitsche.

Unter Harmoniumklängen wurde das Mädchen erbarungslos geschlagen. Nach vier Stunden mußte es die blutgetränkten Kleider in einem Gebirgsbach hinter dem Haus waschen, „damit das Böse fortgeschwemmt wird“. Am darauffolgenden Morgen war Bernadette Hasler tot.

Ein Züricher Gericht verurteilte den Mörder Stocker „wegen Körperverletzung mit Todesfolge“ zu zehn Jahren Zuchthaus. obwohl er „aus Gesundheitsgründen“ bereits 1970 wieder ein freier Mann war, verstand er die Welt nicht mehr. „Wie anders als durch Züchtigung soll man den Teufel austreiben?“ fragte er.

In körperlicher Qual sah auch Kapuzinermönch Konstanz Wolfgruber das beste Mittel, um einen Dämon zu verjagen.

Im bayrischen Burgkirchen hatten die abergläubischen Dörfler der Bäuerin Elisabeth Mauersberger einen Teufel angedichtet, der auf den Namen Pluto I. hören sollte. Die Untaten dieses Spezialsatans würden sich im „unsittlichen Wohlgefallen“ der Mittdreißigerin an „sündigen Miniröcken“ ausdrücken. Gelegentliche Symptome von Epilepsie brachten die Bauersfrau noch gänzlich in Verruf. Das alles sollte mit einem Verbrechen zusammenhängen, in das vor Jahrzehnten der Urgroßvater der „Besessenen“ verwickelt war. Bischof Antonius Hofmann in Passau erteilte die Genehmigung, die Nachwirkungen der fluchwürdigen Vergangenheit zu bannen.

Wolfgruber, im Exorzismus noch Anfänger, bewältigte seinen Auftrag einfach dadurch, daß er an einem Januartag des Jahres 1973 die Bäuerin im Bett fesseln ließ und dann durchprügelte. Dieses unkomplizierte Vorgehen brachte ihm ein Verfahren wegen Körperverletzung und Freiheitsberaubung ein. Das Passauer Gericht gelangte aber dann zu dem Schluß, daß „kein strafbarer Tatbestand“ vorläge, und der

Mönch ging straffrei aus. Gegen den Anstifter Antonius Hofmann wurde nicht ermittelt.

Vier Fälle aus vier Ländern, ähnlich gelagert und unterschiedlich bewertet. Der Aschaffener Staatsanwalt konnte bei der Suche nach juristischem Rat allerdings auf einen größeren Fundus zurückgreifen, denn bundesrepublikanische Gerichte befassen sich jährlich rund siebzimal mit Kriminalfällen des Aberglaubens. Das schrumpft allerdings zur kläglichen Bilanz, geht man von mindestens 10 000 Okkulttättern aus. Bei einer übergroßen Dunkelziffer wird nur wenig bekannt.

Die angezeigten Delikte und Verbrechen reichen von übler Nachrede bis Totschlag. Dazwischen liegt das breite Feld der Körperverletzung, unterlassener Hilfeleistung, Brandstiftung, Tierquälerei, Leichenschändung und Kurfäuserei.

Nur bei einem Teil dieser Fälle kommt es bis zur Anklage, und dann endet noch lange nicht jeder Prozeß mit einer Verurteilung. Vieles geht aus wie das Hornberger Schießen.

Zweifelloso drängten sich jetzt Vergleiche zu dem Passauer Geschehen von 1973 auf. Dennoch orakelte der offenbar blinde Aschaffener Staatsanwalt von einem „Neuland, das wir betreten“. Es sei „ein schwieriges Unternehmen“, denn es gebe bisher keinen vergleichbaren Fall.

Das stimmte insofern, da ja die mit bischöflicher Genehmigung von einem Mönch gequälte Bäuerin noch mit blauen Flecken davongekommen war. Jetzt aber mußte über einen tödlichen Ausgang befunden werden.

Das Schlußplädoyer konnte deshalb nicht in der Forderung nach Freispruch gipfeln. Der Staatsanwalt billigte den Angeklagten aber „verminderte Schuldfähigkeit“ zu und beantragte eine Geldstrafe.

Damit begab sich der Anklagevertreter in echtes Neuland. Ein paar Geldscheine nur sollte das Leben einer Studentin wert sein?

Totschlag gegen D-Mark? Wieviel würde das wohl kosten?

Die Richter gaben keine Antworten auf solche Fragen. Mit salomonischer Schläue vermieden sie die Exkursion ins Terra incognita; zeigten sich härter als der Staatsanwalt und blieben dennoch weit unter den Erwartungen all derer, die nichts vom mittelalterlichen Teufelsspekulanten hielten. Die vier Angeklagten wurden am 21. April 1978 zu je sechs Monaten Haft verurteilt — „zur Bewährung“ ausgesetzt.

Zweifel, daß die Exorzisten die dafür festgelegte Frist mit

Anstand über die Runden bringen würden, hegte niemand. Andere konnten zwischenzeitlich den Antisatanservice übernehmen. Für das gesamte Bundesgebiet wurde die Gilde der Teufelsaustreiber und Hexenbanner im Sommer 1978 auf etwa 10 000 „Sachkundige“ geschätzt — eine Zahl, die man mit Skepsis bewerten muß. Denn der Hamburger Lehrer Johann Kruse, Strafantragsteller gegen die Moses-Bücher-Verleger und seit Jahrzehnten intimer Kenner der bundesrepublikanischen Okkultismusszene, berechnete schon Ende 1977 allein für den hansestädtischen Raum eine Größenordnung von „6000 Menschen mit ihrem Gewerbe von Hexen, Teufeln, Geistern und dem ganzen Kram“. Das bedeutete für dieses Gebiet — ebenfalls nach Kruses Recherchen — ein Wachstum auf das Zwanzigfache seit den ersten Nachkriegsjahren.

Zehntausend ist eher zu niedrig als zu hoch. Fest steht auch, daß es sich bei der übergroßen Mehrheit um Bereicherungstäter handelt, um Kriminelle, die im Okkultismusmetier Geschäfte machen. Sie vertreiben die Teufel — anders als Renz und Alt — nur gegen Honorar. Ob sie dabei selbst an die Existenz der Dämonen glauben oder die bornierte Dummheit der ausgebeutelten Opfer still belächeln, ist ohne Belang. Unbelehrbare Fanatiker und dreiste Scharlatane finden eine Kundschaft, die in die Millionen geht. „Exorzismus ist eine Realität von heute“, schrieb das Hamburger Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“, und an anderer Stelle wurde registriert: „Der Satanismus nimmt zu. Er ist heute so verbreitet, wie zu keiner Zeit seit dem frühen 16. und 17. Jahrhundert.“

Schwarze Messen

Der Teufel gilt nicht als jedermanns Sache, und allein mit simplem Exorzismus und primitivem Hexenbann ist der Marktplatz der Dummheit nicht ausgebucht. Kenner im okkulten Gewerbe wissen aber auch, daß sich heute völlig neue Kassenschlager kaum noch finden lassen. Seit Jahrhunderten wurde das, was außerhalb des sogenannten gesunden Menschenverstandes liegt, schon nach allen Richtungen ausgeschlachtet.

UFOs und Dänikitis konnten in den letzten Jahrzehnten

wohl noch ein paar weiße Flecken in der Dunstglocke des Wunderglaubens aufspüren. Aber diese Marktlücken sind heute besetzt. So verbleiben für okkulte Bereicherungstätter nur die Wege, entweder Altbewährtes fortzusetzen und etwas modern aufzupolieren oder nach Kombinationen zu suchen. Allmählich verschleißende Manipulationswellen — okkultische wie recht irdische — werden miteinander verquickt. Daneben präsentieren sich neuartige wissenschaftliche Verbrämungen des alten Aberglaubens. Im Grunde genommen sind aber auch solche Methoden nicht neu.

Als die pseudoreligiöse Jesus-Welle abflachte und die Exorzismus-Welle anrollte, war die Sex-Welle, noch ziemlich in Schwung. Zu jener Zeit — Anfang der siebziger Jahre — erschienen in okkultistischen Blättern und in Sex-Postillen der BRD Kontaktanzeigen: „Gleichgesinnte“ wurden zu „Schwarzen Messen“ eingeladen.

Wer den Lockrufen der Veranstalter folgte, durfte an den „religiösen Liebesspielen“ teilnehmen oder — falls ge- wünscht — auch nur zuschauen. Nackte „Okkultnymphen“ führten „sexuell-sakrale Techniken“ vor, schmiegteten sich aneinander, küßten, betasteten und streichelten sich, bildeten Zweier- und Dreiergruppen.

Eine „Alte Priesterin“ wandelte zwischen den lesbischen Bündeln, murmelte unverständliche Worte, legte ihre Hände auf bestimmte Körperpartien. Die „Dienerinnen der Liebe“ begannen zu flüstern, zuckten rhythmisch, gerieten in Extase. Am Schluß war der Raum vom lauten Wollustgeschrei der „Bräute des Satans“ erfüllt. Ein ritueller Gruppensex à la Manson, dargeboten von Frauen, mit Männern nur als Gaf-fern, oder eine homosexuelle Variante dämonischer Perversitäten aus Moses-Büchern und „Hexenhammer“.

Wem der Kult huldigen sollte, konnte keiner sagen. Die Organisatoren von „Schwarzen Messen“ gaben sich auch sonst sehr diskret. Der Weg zur Zuschauerbank führte über Chiffreanzeigen, Kontaktpersonen und Erkennungszeichen und erforderte beträchtlichen Aufwand — an Zeit und an Gaben für den Opferstock der „Geheimen Gemeinde“.

Der Gespenster-Professor

Weit weniger geheimnisvoll geht es zu, wenn die Wissenschaft den Mystizismus stützen soll.

Noch ungelöste wissenschaftliche Fragen lieferten seit jeher Quellen für Spekulationen. Blitz und Donner galten als Werke von Göttern und Dämonen. Für solche und tausend andere einst rätselhafte Erscheinungen wurden die natürlichen Ursachen gefunden. Und obwohl noch längst nicht alle Probleme der uns umgebenden Welt erforscht sind, gilt es heute als gesichert, daß es nichts mehr gibt, für das nicht eine Erklärung durch natürliche Ursachen möglich ist.

Die Universitäten gehören neben Akademien zu jenen Einrichtungen, die durch ihre Arbeit Tag für Tag diese Binsenweisheit bestätigen. Der Zuwachs an neuen Erkenntnissen war zu keiner Zeit so groß wie heute. Es mutet deshalb mehr als grotesk an, daß in dieser Situation Universitäten kapitalistischer Länder dem Okkultismus offiziell ihre Tore öffneten, daß hochdotierte Professoren staatlich sanktionierte Geschäfte mit dem Aberglauben machen dürfen.

Die USA, die Niederlande, Schweden und die BRD gehören zu jenen Ländern, in denen es Universitätsinstitute für Parapsychologie gibt. Das bundesrepublikanische Geisterforschungszentrum hat seinen Sitz in Freiburg im Breisgau und nennt sich offiziell „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene“. Der Direktor heißt Hans Bender. Er ist „ordentlicher Professor“, war 1974 sogar Dekan der Philosophischen Fakultät der Freiburger Universität und führt unter anderem den akademischen Grad „Dr. med.“.

Seine Professur ist echt. Dafür gibt es eine Berufungsurkunde. Sie wurde am 1. Juni 1942 für die im okkupierten Frankreich eröffnete NS-„Reichsuniversität“ Straßburg ausgestellt. Der damals Sechsunndreißigjährige konnte darauf sehr stolz sein, denn die Auswahl des Lehrkörpers für diese Hochburg unter den faschistischen Hochschulen erfolgte nach strengsten Maßstäben. Da mußte einer schon im Rufe eines ganz strammen Gefolgsmannes des „Führers“ stehen. Aber geholfen hatte ihm auch ein vorher verfaßtes Traktat aus der Geisterwelt. Das sei, wie er sich noch Jahrzehnte später rühmte, die „erste deutsche experimentelle Arbeit über Hellsehen“ gewesen.

Im Jahre 1942 kam es bei Bender entweder zu einer weiteren übersinnlichen Wahrnehmung oder zur Begegnung mit

einem Titelhöcker. Den rechtmäßigen Erwerb des akademischen Grades „Dr. med.“ kann er nämlich nicht belegen.

Die Sache war Anfang 1977 ruchbar geworden. Reporter des Hamburger Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ besuchten den Parapsychologen in Freiburg und erkundigten sich.

„Vielleicht habe ich die Urkunde verschluppt“, erzählte Bender. Genau erinnern wollte er sich jedoch, daß er einst in Freiburg promoviert habe: „Es gab hier drei Exemplare meiner Doktorarbeit.“

Aufgefunden werden konnte keines davon. Auch im Archiv der Freiburger Universität gab es keinerlei Hinweise zu einem Promotionsverfahren des Hans Bender. Vorsichtshalber recherchierten Spiegel-Mitarbeiter noch an anderen Hochschulen, denn der Hellseher konnte ja vergeblich geworden sein. Ergebnislos.

Professor „Doktor“ Bender wurde schon vor 1977 mehrfach als betrogener Betrüger überführt. Beispielsweise im Jahre 1950.

In dem Münchener Hotel „Regina“ trat der Hellseher Fritz Strobl auf. Eines Tages behauptete der Variete-Künstler, noch andere Eigenschaften an sich entdeckt zu haben: Er könne über viele Kilometer hinweg einem Menschen seinen Willen aufzwingen. Den „Beweis“ wollte er nicht schuldig bleiben, und das Ganze war recht raffiniert eingefädelt.

Bei seinem Auftritt am 29. November ließ Strobl eine Skatkarte ziehen. Jetzt werde er einen Rundfunksprecher zwingen, verkündete der Hellseher, diese Karte in der nächsten Sendung zu nennen, und zwar genau in dem Augenblick, den die verehrten Gäste selbst bestimmen. Man solle ihm zwei Zahlen zwischen 1 und 10 zurufen!

Die Zuschauer entschieden sich für 2 und für 3.

„Unter meinem Zwang“, sagte Strobl, „fallen die Worte nach dem zweiten Satz der dritten Meldung.“

Die Uhren zeigten 19.45 Uhr. Strobl schaltete den Empfänger ein, drehte ein bißchen am Skalenknopf. Der Bayrische Rundfunk brachte Abendnachrichten, der Hellseher mimte die Posen eines Hypnotiseurs.

Gebannt begannen die Zuschauer zu zählen. Jetzt die dritte Meldung — irgend etwas zum Koreakrieg. Auf den Inhalt achtete niemand mehr. Der Sprecher geriet ins Stocken, wurde unsicher, verhaspelte sich. Dann, an der vorausgesagten Stelle, deutlich aus dem Lautsprecher vernehmbar: „Regina Karo Dame.“

Strobl zeigte die Karte. Es war „Karo Dame“. Die Gäste spendeten stürmischen Beifall.

Tausende andere hörten auf der gleichen Welle die sonderbaren Laute. Bender erfuhr davon und „untersuchte“ den Vorfall.

Für den Freiburger Parapsychologen war das ein weiterer „Beweis“ zur Telepathie, einem Teilgebiet seiner „Wissenschaft“. Dem Strobl bescheinigte der Professor echte telepathische und fernhypnotische Fähigkeiten. Daran gäbe es keinen Zweifel, zumal der Rundfunksprecher anschließend einen Nervenzusammenbruch erlitten habe — somit „nicht Mitspieler, sondern Opfer des anderen“ gewesen sei.

Daß es sich in Wirklichkeit gerade umgekehrt verhielt, wurde schon kurze Zeit darauf bekannt. Der „Hellseher“ hatte den Rundfunkmann mit 300 DM bestochen, und der „Mitspieler“ bekam drei Monate Gefängnis. Die „Auswahl“ der Karo-Däme-Karte und der vereinbarten Zahlen war manipuliert worden.

Diese Vorgänge aus dem Jahre 1950 sollten für Bender zweiundzwanzig Jahre später nochmals eine peinliche Rolle spielen. Der große Gelehrte aus dem Schwarzwald hatte inzwischen viele neue „Fakten“ für seine Theorien gesammelt, und oft genug war er dabei den Schwindlern aufgesessen. In Rosenheim am Inn brachte ein kleines Mädchen mit dünnen Nylonfäden Lampen zum Schwingen. Aus einem anderen Ort kam die Mär, daß per Telekinese ein Hammer bewegt worden sei. Da habe es einer allein mit seinen geistigen Kräften fertiggebracht, dieses Werkzeug durch die geschlossene Tür ins nächste Zimmer zu transportieren. Dort sei das schwere Monstrum sogar noch jemandem aufs Kreuz gefallen.

Viele solcher Spukgeschichten mußten herhalten, um Bender neuen Stoff zu liefern. Der Professor „Dr. med.“ erforschte das und fand überall Beweise für das Wirken übernatürlicher Kräfte.

Die Tageszeitung „Die Welt“ berichtete 1972 über manche Reinfälle, die der Parapsychologe dabei erlebte: „Okkultforscher Bender ist freilich Kummer gewohnt“, hieß es. „Schon früher hat er sich gutgläubig von Betrügnern aufs Kreuz legen lassen. So zum Beispiel von einem gewissen Fritz Strobl...“

Der Scharlatan fühlte sich durch diese Wahrheiten schwer in seiner Ehre getroffen. Auch fand er, daß durch solche Erinnerungen die ganze Wissenschaft der Parapsychologie her-

abgewürdigt sei. Er verklagte die Artikelschreiber und verlangte ein Schmerzensgeld.

Diese Klage wurde zwar zurückgewiesen, und Bender bekam keine Kontogutschrift, um damit den Schmerz der gekränkten Seele zu lindern. Aber das Gerichtsurteil bescheinigte ihm, daß er ein durch und durch redlicher Mann sei.

Ob er das selbst glaubte, sei dahingestellt. Auch nach seiner bisher größten wissenschaftlichen Pleite im Frühjahr 1978 war er jedenfalls bemüht, den nunmehr schwer angeschlagenen Nimbus noch mühselig zu wahren.

Der Reinflall hatte mit einem Spukfall begonnen. Ort der Geisterverschwörung: der Lebensmittel- und Porzellanladen Surowitz in Bremen Anno 1965.

Gespenster schlichen durchs Haus. In verschlossenen Räumen krachte es. Kaffeekannen fielen aus den Regalen, und teure Vasen zerplatzten. Als Feuerwehr und Kripo im Keller nach geheimnisvollen Strahlen suchten, flogen Untertassen durchs Gewölbe. Einer schmiß sich vor Schreck auf den Fußboden, die anderen rissen aus. Dann lösten sich Haken aus der Wand.

Kaufmann Surowitz vermutete, daß die Ursache allen Übels von seinem Lehrling Heiner ausgehen würde. Er hatte den Vierzehnjährigen nun nicht etwa beim heimlichen Zerschleppern von Schalen und Schüsseln ertappt, aber die Geister erschienen nur, wenn sich der Junge im Hause aufhielt. Er mußte sie wohl gerufen haben.

Surowitz sollte recht behalten. Als er den Lehrling entlassen hatte, war es mit dem Spuk vorbei.

Nun galt der Knabe Heiner Scholz als Phänomen, vor allem für den Professor Bender. Der Parapsychologe schaute sich im Bremer Spukhaus um, und dann holte er den Vierzehnjährigen für ein paar Monate in sein Freiburger Institut, um die übersinnlichen Kräfte gründlich zu erforschen. Ein Glück für den Lehrling, der nach seiner Entlassung zunächst in eine Nervenklinik gekommen war. Er dankte es dem Professor durch viele neue „Beweise“ für Telekinese und Telepathie.

Heiner hielt die Hand über eine Steckdose, und die Sicherung flog 'raus. Nach stundenlangen Filmarbeiten bemerkte er beiläufig, daß die Aufnahmen wohl nicht zu verwerten seien. Der aufgeregte Bender konnte das Entwickeln, Fixieren und Trocknen kaum abwarten, und — siehe da — der größte Teil der Filmstreifen war unbrauchbar. „Wieder ein Beweis für das Übernatürliche“, frohlockte er.

Auch die Experimente zum Hellschen funktionierten. Heiner sollte Zahlen oder Spielkarten raten; die Trefferquote lag weit über dem Durchschnitt. Wieder Freudenrufe des Forschers, und nach einem anderen Experiment: „Heiner, das war der eindeutige Beweis für die Wissenschaft.“

In seinem Hauptwerk „Unser sechster Sinn“ räumte Professor „Dr. med.“ Hans Bender dem „Medium“ Heiner Scholz breiten Raum ein. Über den großen Zuwachs seines Erkenntnisschatzes berichtete er 1969 auf dem 12. Kongreß der Parapsychologischen Assoziation in New York: „An der psychokinetischen Natur der in diesen Fällen aufgetretenen Phänomene könne kaum ein Zweifel bestehen.“

Das stimmte schon, denn nicht ein, sondern gleich mehrere Zweifel bestanden. Anfang 1978 wurden sie bestätigt. Der nunmehr siebenundzwanzigjährige Heiner Scholz, Gärtner in Essen, packte aus. Dem Kriminaldirektor Dr. Herbert Schäfer — bekannt durch sein Bemühen, Untertassenforschern und Hexenbannern das Handwerk zu legen — berichtete er, wie er damals seinen Lehrherrn und den Professor Bender an der Nase herumgeführt hat.

Ausgelöst wurde der Spuk durch eine Ohrfeige. Surowitz beschimpfte den Lehrling auch als Töpel, und das noch ausgerechnet vor der Kundschaft im Laden. Heiner Scholz beschloß, sich für die Demütigung zu rächen.

Eines Tages, als das Kaufmannsehepaar nicht im Hause war, schlich der Vierzehnjährige in den Porzellankeller, knallte Vasen und Teller an die Wände. Ein Recorder zeichnete die Geräusche auf.

Herr und Frau Surowitz kamen zurück, und der Lehrling schaltete das versteckte Tonbandgerät ein. Voller Entsetzen stürzten die beiden nach unten und entdeckten den Scherbelberg.

Kripobeamte suchten nach Geisterstrahlen. Dem Lehrling gelang es, einen Stapel flacher Untertassen quer durch den Raum zu schleudern. Keiner hatte ihn bemerkt.

Surowitz verbuchte nach mehreren Geisterstunden einen Schaden von 5000 DM. Die Versicherung lehnte den Ersatz ab. „Höhere Gewalt“, wie von dem Herrn Professor Bender bestätigt, schließe einen Regreß aus.

Die Haken, die sich aus den Wänden lösten, hatte der Junge vorher mit Schmierseife präpariert. Auch bei den Freiburger Experimenten kamen ihm technische Beschlagenheit und varietereife Trickfertigkeiten zugute. Als er seine Zau-

berhände über die Steckdose streckte, löste ein kleines Kabelstück den Kurzschluß aus. Die Spielkarten, die Bender in der Hand hielt und erraten haben wollte, konnte der Vierzehnjährige an Spiegelungen im Brillenglas erkennen. Das richtige Aufsagen der Zahlen bereitete ebenfalls wenig Mühe, denn Bender schrieb die Ziffern nicht einfach auf ein Stück Papier, sondern benutzte, wie das bei so bedeutsamen Forschungsarbeiten üblich ist, eine elektronische Anlage. Heiner Scholz hatte vorher mit einer Stecknadel die Skala des Zahlengenerators entsprechend „vorbereitet“.

Schließlich die Sache mit dem Film. Sie war ebenfalls gelaufen, noch ehe die Aufnahmen begannen. Das „Medium“ konnte einen unbewachten Moment nutzen, um mit einer Taschenlampe zwischen die Filzstreifen der Filmkassetten zu leuchten.

Taschenspielerereien eines Vierzehnjährigen, für Okkultforscher Bender Zeichen und Signale aus der anderen Welt. Als „Schabernack“ und „Jungenstreiche“ bezeichnete Heiner Scholz rückschauend seine Auftritte in Bremen und Freiburg. Er würde das heute nicht mehr machen, „schon allein deshalb nicht mehr, weil mir so ein doofer Professor auch nicht mehr vorkommen wird“.

Über diese Enthüllungen wollte sich Bender erhaben zeigen: Scholz sei ein Schwindler, und zwar heute. Damals aber wäre er ein Medium mit übernatürlichen Fähigkeiten gewesen. Daraufhin bot ihm der Gärtner aus Essen eine Fernseh-Show der Tricks an.

Das Aufdecken der Tricks ist das Berufsrisiko der Parapsychologen. Benders Kollege W. J. Levy, Universitätsdirektor in Durham, USA, behauptete vor einigen Jahren, hellseherische Fähigkeiten bei Ratten nachgewiesen zu haben. Der Schwindel flog auf, und der Skandal war da. Levy trat von seinem Amt zurück.

Dem Freiburger Institutsdirektor sind skandalträchtige Reinfälle nun schon mehrfach unterlaufen. Sein Lehrstuhl aber kam noch niemals zum gefährlichen Schwanken.

Mit einem weinenden und einem lachenden Auge setzte der alte NS-Professor seine Flüge und Bruchlandungen durch Höhen und Tiefen der Geisterwelt fort — eine Forschungsarbeit, die nach seinen eigenen Worten „immer ein Duell zwischen Zufall und Betrug“ darstellt.

Diese Paarung, treffender als Bruderschaft denn Duell bezeichnet, ist keine neue, sondern uralte Weisheit. Sie gilt un-

eingeschränkt, auch dann, wenn wissenschaftlich getarnte Zukunftsprophetie betrieben wird. Stammt eine Prognose aus den Sternen, so kann es Zufallstreffer geben oder auch nicht. In jedem Fall bleibt es Betrug und ein okkultes Gewerbe, in dem Bereicherungstätter das bisher langlebigste Geschäft machten.

Ein Sternbild für die Knef

„Astrologie ist die trügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne zukünftige Dinge, besonders die Schicksale der Menschen, vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens . . .

Als in den späteren Zeiten die Astrologie aus Gewinnsucht und mit Betrügereien getrieben wurde, gaben sich die Astrologen den Namen Mathematiker, unter welchem sie zu den Zeiten der römischen Kaiser allgemein bekannt waren. Ihr Unfug nahm so Überhand, daß Tiberius sie aus Rom vertrieb

...

Das Gopernicanische System und die immer mehr erwiesene Richtigkeit desselben haben zwar das Ansehen der Astrologie erschüttert, aber die neueste Zeit leidet doch an Rückfällen der alten Krankheit..."

Jene „neueste Zeit" liegt aber anderthalb Jahrhunderte zurück. Das Zitat stammt aus der „Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon)", das in „siebenter Originalauflage" im Jahre 1827 im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen war.

Das Wissen der Menschheit hat sich seither viele Male verdoppelt. Auch die „alte Krankheit" konnte gebannt werden. Allerdings nur dort, wo eine wissenschaftliche Weltanschauung klare Zukunftsperspektiven eröffnet.

In den Ländern des Kapitals hingegen stehen viele Menschen den ökonomischen, sozialen und politischen Veränderungen hilflos gegenüber. Bürgerliche Gesellschaftstheorien können keine Antworten auf die Fragen nach der Zukunft geben, und der Zugang zur marxistischen Lehre bleibt den meisten Menschen versperrt. In ihrer Ratlosigkeit wenden sie sich dem Mystizismus zu. Massenmedien und Büchermarkt halten dafür ein breites Angebot bereit, wobei sich Geschäft

und Manipulation in wunderbarer Weise ergänzen. Was Wunder also, wenn die „alte Krankheit“ schlimmer denn je grassiert.

Im Dezember 1974 machte „Ifak“ — so die Abkürzung für „Institut für Absatzforschung“ in Wiesbaden (BRD) — eine Repräsentativumfrage.

„Glauben Sie, daß man aus dem Stand der Sterne zukünftige Ereignisse ablesen kann?“ wollten die Ifak-Interviewer von den erwachsenen Bundesbürgern wissen. 22 Prozent, das sind per Hochrechnung 8,8 Millionen, waren felsenfest von dem überzeugt, was „in den Sternen geschrieben steht“. Weitere sechs Prozent, also nochmals 2,4 Millionen Menschen, konnten sich nicht genau festlegen: „Vielleicht? Schon möglich! Wer weiß?“

Sogar 58 Prozent der Befragten — das entspricht 23,3 Millionen Bürgern — lesen mehr oder minder regelmäßig „ihr Horoskop“. Ein paar Jahre vorher waren das erst 22 Millionen, wie die „Süddeutsche Zeitung“ ermittelte.

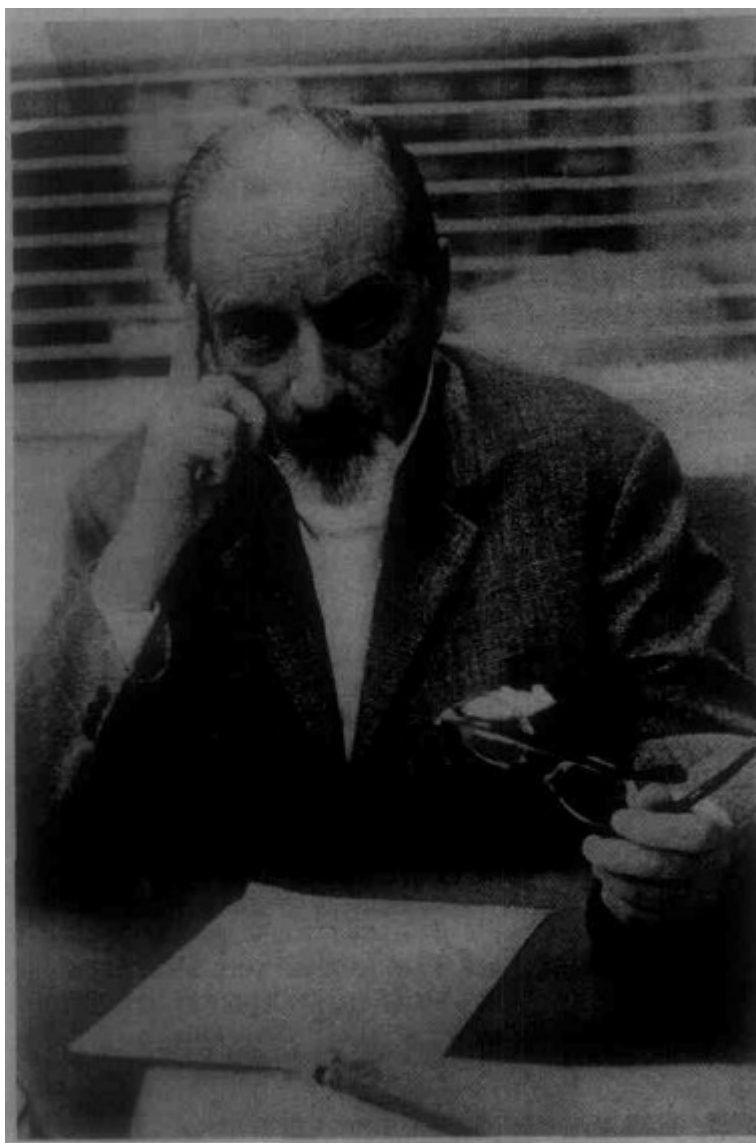
Keine sterbende, sondern eine „quicklebende Branche“, kommentierte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ diesen Boom der Sterndeuterei — bezeichnenderweise in ihrem Wirtschaftsteil, womit die geldbringende Seite der Astrologie angesprochen ist.

Die „quicklebende Branche“ macht, so wird geschätzt, einen Jahresumsatz von über 50 Millionen DM. Im Angebot befinden sich astrologische Zeitschriften, Kalender, „Fachbücher“ und individuelle „Schicksalsanalysen“. Hinzu kommen die Horoskope in Tageszeitungen und Illustrierten. Allein der STERN versorgte damit allwöchentlich fünf Millionen „Interessierte“. Die Zeitung BILD macht dieses Geschäft sogar täglich.

Wer solche laufenden Ausgaben scheut, der kauft das „Sechste und siebente Buch Mosis“. Damit hat er für alle Zeiten ausgesorgt. Dort findet man die „Schicksalsdeutungen“ außerdem sehr verständlich aufbereitet, eingängig für den kleinsten Dummkopf. Das ist noch leichter zu kapieren als die Horoskope von STERN oder BILD, die durch das penetrante Nachdrucken zum ständigen Variieren gezwungen sind.

Neben Axel Cäsar Springer und weniger großen Verlegern kassieren in der Millionenbranche ungezählte „Amateure“ und rund fünfhundert organisierte Sterndeuter. Sie haben sich in vier Vereinen zusammengeschlossen, die sich — wie

Springers Hausastrologe Hans Genuit
verkündet in „Bild am Sonntag“
seine Botschaften von Steinbock und Stier.



das im okkulten Metier immer üblich ist — untereinander bis aufs Messer bekämpfen. Für die Sterngläubigen bringt dieser Bruderzwist aber auch einen Vorteil: Er kann wählen und sich jene Zukunft aussuchen, die ihm am angenehmsten erscheint.

Astrologie heißt Sterndeutung, und auf die Kunst des Interpretierens kommt es eben an, wie folgendes Beispiel zeigt. Da übergab ein Kunde das Horoskop „eines unbekannten Mannes“ zwei Astrologen und bat sie um die „Schicksalsanalyse“.

„Es handelt sich um einen ziemlich humorlosen Kapitän, der an Syphilis leidet und dem Alkohol verfallen ist. In naher Zukunft wird er mit seinem Schiff untergehen.“ Das hatte der eine Sterndeuter herausgelesen.

Ganz anderer Meinung war sein Kollege: „Zweifelsfrei liegt das Horoskop eines rechthaberischen Negers vor, der an Epilepsie erkrankt ist. Während eines Anfalls wird er von wilden Tieren zerrissen.“

Nun war jener „unbekannte Mann“ weder Kapitän noch Neger, sondern niemand anders als Johann Wolfgang von Goethe. Das jedoch konnte die Astrologen nicht aus der Ruhe bringen. „Hätten Sie mir erzählt“, sagte der eine Adept, „daß es sich um das Horoskop eines Frankfurter Patriziersohnes handelte, der es in Thüringen zum Minister brachte, dann hätte ich Bescheid gewußt.“

Unbeirrt durch solche Pannen, ziehen Sterne und Sterndeuter ihre Kreise. Hans Genuit, Hausastrologe des Springer-Imperiums, prophezeite im Dezember 1973 für das Jahr 1974: einen Sommer heiß und trocken, gute Zusammenarbeit zwischen Willy Brandt und Georges Pompidou, schließlich einen „Abbau aus astralen Gründen“ für den damaligen Bundesfinanzminister Helmut Schmidt, weil dessen „Herz und Kreislauf bedroht“ seien.

Der Sommer 1974 war dann der niederschlagreichste seit hundert Jahren. Frankreichs Staatspräsident starb. Brandt legte sein Amt nieder, und Schmidt trat die Nachfolge als Bundeskanzler an, ohne über Herzbeschwerden zu klagen.

Das alles hinderte das Springerblatt „BILD am Sonntag“ im Dezember 1974 nicht, dem hauseigenen Scharlatan zu bescheinigen, „wie richtig“ er mit seiner Prophetie für 1974 „gelegen“ habe. Die „Beweise“ dafür bauten auf die Vergeßlichkeit der Leser.

„Brandt wird nicht Bundespräsident, sondern Scheel“.

habe Genuit im Dezember 1973 vorausgesagt. Das stimmte wohl, stand aber bereits seit Oktober 1973 fest. Und daß für 1974 „Nixons Stellung in höchster Gefahr“ sein mußte, war spätestens seit November 1973 erkennbar, als sich der Watergate-Fall dramatisch zuzuspitzen begann.

So blieb der weißbärtige Genuit ein großer Mann — „ein international bekannter Astrologe“. Noch weiter aber breitete sich der Ruhm der Margarethe Goussanthier aus. Weniger allerdings unter diesem Namen, sondern als Buchela, als „Pythia von Bonn“, als „BundesWahrsagerin“, größte Hellseherin in einem Lande, in dem das Mittelalter geldbringende Urstände feiert.

Die Buchela ist seit Jahren Spitze. Verständlich daher, daß auch Spitzen der Gesellschaft zu ihren Kunden zählten: Rosi Nitribitt zum Beispiel, vor ihrer Ermordung Edelnutte zahlreicher bundesdeutscher Geldsäcke, oder Irans Exkaiserin Soraya und auch „Alt-Bundeskanzler“ Ludwig Erhard. Bei keinem dieser drei jedoch zeigte sie eine glückliche Hand; niemand bekam einen Tip, um eine unheilvolle Zukunft abwenden zu können. Denn auch in eigener Sache sah die Buchela mitunter nicht klar. Und das sogar in den „Zwölf Nächten“, die für Aberglauben und Okkultismus ihre besondere Rolle spielen.

Jahr für Jahr kann der Bundesbürger den „Buchela“ kaufen. Das ist ein „Astrologischer Kalender“ unter dem Motto „Die Seherin von Bonn enthüllt unser Schicksal“. Im „Buchela 1967“, der Ende 1966 erschien, schrieb die Bundeswahrsagerin: „Heute wird mir, wenn jemand mein Zimmer betritt, meist — wie unter einem Blitzschlag, das heißt nicht unter einem richtigen Blitz, sondern wie unter der Wirkung einer elektrischen Schaltung, die in mir anspringt — klar, was den anderen bewegt und wie sein Schicksal beschaffen ist.“

Diese „elektrische Schaltung“ versagte nun, als die Pythia am 29. Dezember 1966 Besuch bekam. Walter Heynowski und Gerhard Scheumann bauten Scheinwerfer auf und trugen Kameras in ihr Haus. Die Buchela fühlte sich geschmeichelt, „im Fernsehen zu sein“, und die Eitelkeit verdunkelte ihr „zweites Gesicht“. Kein Blitz beleuchtete, was die beiden prominenten DDR-Dokumentaristen „bewegte“. Madame Goussanthier glaubte mehr an ARD oder ZDF.

Am 16. April 1967 lief die „Geisterstunde“ von H & S über die Bildschirme des Fernsehfunks der DDR — ein Ausflug ins düstere Mittelalter, ein schwerer „Rückfall der alten

Krankheit", die dortzulande alle Bedingungen für gutes Gedeihen hat. Zum Wohle der Massenverdummung. Zum Nutzen des Geschäftes.

Neben dem „Buchela" gibt es in der BRD alljährlich noch drei andere große astrologische Kalender — Gesamtauflage über 300 000 Exemplare. Den längsten Atem zeigte der „Lorcher", der immerhin schon seit 1919 das „kosmologische Wissen" erweitert. Dann gibt es den „Huter" aus München, der es allein auf stattliche 130 000 Stück im Jahr bringt. Das Hauptabsatzgebiet liegt in Bayern. Schließlich leistet der „Neue" eine „wichtige Hilfe, zielsicher den Weg in eine erfolgreiche Zukunft zu finden".

Astrologen und Verleger begnügen sich nun keineswegs mit diesem jährlichen Reibach. Die beiden größten astrologischen Magazine, „Das neue Zeitalter" aus dem „Huter-Verlag" und die „Neue Weltanschauung" kommen Woche für Woche auf 150 000 Exemplare. „Lorcher"-Chef Alexander von Pro-nay gibt das Sterndeuter-Magazin „Urania" heraus und kassiert für individuelle Horoskope zwischen 250 und 500 Mark.

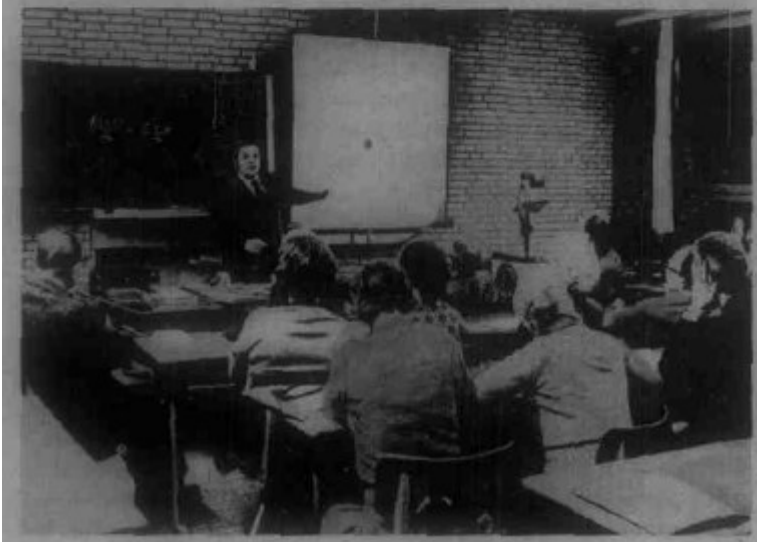
Das gilt als ausgesprochen preisgünstig. Bei dem „angesehenen Freiburger Wirtschaftsastrologen" Karsten Kröncke kostet eine „Wirtschaftsprognose" schon 650 DM. Er arbeitet vorwiegend für Kaufleute im Norden der BRD. Eine Bremer Kaffeefirma erfährt von ihm die günstigen Tage für den Kaffee-Einkauf, und für eine Brauerei in Hamburg sagt er die Absatzchancen voraus.

Noch besser im Geschäft liegt Karl-Heinz Titius in Westberlin. Ihm reicht — wie auch vielen anderen Kollegen seiner Branche — die Kenntnis des Geburtsdatums eines Unternehmers oder des Tages der Eintragung der Firma ins Handelsregister. Je genauer diese Angaben sind, möglichst auf die Minute präzisiert, desto bessere Horoskope verspricht er. Eine Vorausschau auf fünf Jahre kostet dann 1100 DM, und für 1800 DM überstreicht sein Blick gar ein volles Jahrzehnt. „Diese Unkosten können Sie selbstverständlich von der Steuer absetzen!"

Solche überirdischen Prognosen sind dort, wo man den irdischen Gesetzmäßigkeiten von Krisen und Kapital ratlos gegenübersteht, sehr gefragt. Auch deshalb, weil diese Horoskope immer richtig liegen. So hatte die Bundeswahrseherin im „Buchela 1975" die Konstellationen von Saturn und Jupiter untersucht, den Pluto mit der Sonne-Jupiter-Konjunktion in Verbindung gebracht und schließlich geprüft, ob Pluto „ei-

Der Münchner Astrologe Wolfgang Döbereiner (Mitte) beschäftigt mehrere Mitarbeiter in seinen modernen Büroräumen. Hier erfährt eine Klientin, was in den Sternen geschrieben steht.

In der Hamburger Astrologenschule des Udo Rudolph werden Planeten gedeutet, die es gar nicht gibt.



nen Quadrataspekt zu Mond und Saturn aufweist und sich an der Schnittpunktachse von Saturn / Neptun befindet".

Daraus ergab sich dann die Voraussage, daß es „auf dem Arbeitsmarkt Veränderungen geben kann". Sie wußte es sogar noch genauer: entweder Veränderungen, „die günstiger sind, als allgemein angenommen wurde", oder aber „Nervosität am Arbeitsmarkt". Das führte dann zur zusammenfassenden Erkenntnis: „Wir leben in einer widerspruchsvollen Zeit."

Derart umwerfenden Prognosen war natürlich von vornherein hundertprozentiger Erfolg garantiert. Wenn der Hahn steigt auf den Mist, dann ändert sich das Wetter, oder es bleibt, wie es ist.

Die Preislage auf dem astrologischen Markt schränkt den Abnehmerkreis für individuelle Horoskope etwas ein. Neben Politikern und Unternehmern gehören vor allem Künstler zur Stammkundschaft. Hildegard Knef zum Beispiel hat sich seit langem für die Beraterdienste von Carroll Richter entschieden. Dieser US-Astrologe ist ansonsten auf die Größen von Hollywood spezialisiert. Seine Erfahrungen faßte er in dem Buch „Liebe, Ehe und die Sterne" zusammen, das in deutschsprachiger Übersetzung in der BRD auf einen Schlag in 30 000 Exemplaren verkauft werden konnte. Ein anderer Titel aus den USA, „Astrologie — sonnenklar" von Linda Goodman, schaffte sogar eine Auflage von 80 000.

Weit über die Stadtmauern von München drang der Ruhm des Astrologen Herbert A. Löhlein. In seiner Kundenkartei stehen die Namen der Sängerin Daliah Lavi, der Schauspielerin Cornelia Froboess und von Josef Neckermann. Im Geburtshoroskop des Versandhauschefs und Springreiters heißt es unter anderem: „Die Übereinstimmung der Großhandels-Konstellation in den Beziehungen zwischen Sonne/Merkur/Pluto ist frappierend."

Wahrlich, denn Merkur gilt als Gott der Kaufleute und der Diebe, während Pluto seinen Namen dem Gott des Reichtums lieh!

Wer sich nicht mit überflüssigen Barschaften solche „frappierenden Übereinstimmungen" bestätigen lassen kann, dem müssen eben Kalender und Zeitungen wohlfeil sein. Oder er greift zum „Fachbuch", etwa zu Löhleins „Handbuch der Astrologie". Vielleicht auch zu den zwölf „Tierkreis-Büchern" aus dem Heyne-Verlag in München, die bisher in weit über 600 000 Stück verkauft wurden. Oder zu einem der vielen anderen Titel auf dem Markt von Schund und Schmutz.

Hat sich jemand solcherart im Selbststudium qualifiziert, darf er selbst Horoskope berechnen und deuten und verkaufen, sofern „nicht Unzuverlässigkeit und fachliche Unfähigkeit nachweisbar sind“. Das bestimmte das Bremer Oberlandesgericht als Spruch in einem Prozeß, der ein Verbot des Astrologie-Gewerbes bringen sollte. Also: erst fleißig lernen, dann in die Sterne gucken, abschließend kassieren. Die Richter aus dem Bremerland haben das so anerkannt.

Sollte ein Astrologe in spe Schwierigkeiten mit der „Fachliteratur“ bekommen, kann er eine „Astrologische Schule“ besuchen. Sechs Semester währt das Studium bei Direktor Wolfgang Döbereiner in der Fürstenrieder Straße in München. Seine „Studenten“ berechnen dann individuelle Horoskope für Filmemacher und Segelflieger, Oktoberfest-Veranstalter und Leute aus der Modebranche, was als abschließende Diplomarbeit gewertet wird. Bundesbürger aus nördlichen Gefilden belegen Kurse an der „Hamburger Schule“. Sie genießen dabei den Vorteil, auch den Einfluß der vielen nicht vorhandenen, dafür aber sehr großen „Transneptune“ auf Charakter und Schicksal studieren zu dürfen.

Noch einen Schritt weiter sind die USA. An sechs Universitäten wurde die Astrologie offiziell zum Lehrfach.

Brennpunkt UFO - Treffpunkt Sekte

„Es ist ein alter Satz der in das Volksbewußtsein übergegangenen Dialektik, daß die Extreme sich berühren.“

Mit diesen Worten leitete Friedrich Engels den Artikel „Die Naturforschung in der Geisterwelt“ ein, der in trefflicher Weise die Hinwendung einiger englischer und deutscher Naturforscher zu Aberglauben und Spiritismus glossierte. Er entlarvte mit der ihm eigenen spitzen Feder, was Geisterglauben schon damals war: ordinäre Scharlatanerie und Prellerei, Taschenspielerkunst und Fälschung.

Diesen Beitrag schrieb Friedrich Engels, wie später ermittelt wurde, „höchstwahrscheinlich in der ersten Hälfte oder Mitte 1878“.

Lassen wir die buntschillernde Galerie der Gauner, Gaukler und Gangster Revue passieren, so finden sich alle auf einem gemeinsamen Nenner wieder. Diese Menschen, ihre Taten und Untaten, Geschäfte und Verbrechen sind Produkte

der gesellschaftlichen und politischen Situation ihrer Zeit. Sie liefern ein normales und gewöhnliches Spiegelbild der Klassengesellschaft, in der sie lebten und die es ihnen ermöglichte, einen Treffpunkt des Extremen, Abnormalen und Außergewöhnlichen zu wählen. Auf dieser Plattform berühren, ergänzen und überschneiden sie sich.

Mit obskuren Lehren wollten Pählke, Sauermann, Zoeller und andere die Welt beglücken. Scharlatane der jüngeren Zeit änderten nur die Methode, schrumpften zu Kündern der Rettung, wodurch sie aber zu größeren Erfolgsbilanzen kamen. Die Ufologen kreierten eine moderne technische Variante des Okkultismus und begnügten sich meist mit der Rolle von irdischen Sprachrohren außerirdischer Heilsbringer. Einige wollten mehr sein: Propheten, Sendboten oder gar Beauftragte. Adamski, Begründer der Pseudoreligion von den Untertassen, machte das von Anfang an so; Däniken entdeckte diese Eigenschaften ziemlich spät an sich.

Der bisher abgesteckte Kreis suchte Resonanz auf recht unbescheidene Weise. Die Menschen der ganzen Welt, eines Kontinentes oder eines Landes sollten angesprochen und in den Bann der „Lehren“ gezogen werden.

Das Echo fiel unterschiedlich aus. Die Gefolgschaft schwankte in Bereichen von einigen Dutzend Anhängern, bei Manson etwa, bis zur Hundert-Millionen-Gemeinde der Däniken-Leser.

Geht man hierbei nicht von einer Person aus, sondern betrachtet eine Pseudolehre, die zwar nicht das Heil selbst, lediglich einen Blick ins Ungewisse verspricht, so steht eine noch vielfach größere Zahl von Dummgläubigen zu Buche. Allein in den USA gab es Ende 1978 mehr als 32 Millionen Anhänger der Astrologie, und weitere 16 Millionen vertrauten anderen mystischen Visionen.

Sofern es sich um Bücherschreiber und Traktätchenautoren handelt, machten sie ihr Geschäft natürlich durch jeden einzelnen Käufer, der bei Erwerb des Gedruckten nicht selten in einen Kreis von „Auserwählten“ eintreten darf.

Neben den Weltverbesserern und Heilskündern geben sich andere recht zurückhaltend. Sie suchen das Einzelindividuum als Betrugsoffer, wie das bei Titelhändlern, Hexenbannern und Teufelsaustreibern gar nicht anders möglich ist.

Für den einzelnen gedacht waren gleichfalls die obskuren oder okkulten Rezepte zum Erlangen finanziellen Reichtums, welche verschiedentlich als Zugaben offeriert wurden. Be-

trug auch das, denn durch Goldeier-Rituale nach dem Moses-Buch glückte der Sprung auf eine höhere soziale Stufe genauso wenig wie mit Zoellers hornlosen Ziegen.

Sucht man Wege, die Gauner, Gaukler und Gangster nach bestimmten Merkmalen zu ordnen, bleibt das ein hoffnungsloses Unterfangen. Zu vieles überschneidet sich. Mißbrauch des Glaubens und pseudoreligiöses Brimborium gehörten nicht nur zum Handwerk von Exorzisten und Hexenbannern. Titelhändler — der Aran-Verein, Hensley, Nestmann und andere — tarnten solcherart ihre Geschäfte. Durchgängig ebenfalls die Intimsphäre in der ganzen Breite von Impotenz bis Gruppensex; da/u die Perversitäten der Sodomie bei Däniken oder des Gespensterkoitus in den Zauberbüchern.

Besonders auffällig schließlich das immer zutage tretende faschistische Gedankengut. Der prominenteste UFO-Okkultist, Professor Oberth, zeigte, daß Untertassen-Anhänger nicht darauf verzichten können. Für Däniken war das Entstehen der menschlichen Zivilisation ohne faschistische Praktiken undenkbar. Er darf für sich in Anspruch nehmen, als erster über den Nutzen von SS-Methoden schon in grauer Vorzeit und auf anderen Sternen nachgedacht zu haben. Manson und die Punks erkoren Hitler zum Idol, und selbst die Exorzisten von Klingenberg kamen ohne ihn nicht aus. Aus der direkten Liaison von Faschistenherrschaft und Okkultismus schließlich ging der Parapsychologe Bender hervor.

Am harmlosesten von allen Tätern dieses Reports war zweifelsohne Harry Domela, und das in jeder Hinsicht. Die anderen Extrema lassen sich nicht so leicht fixieren.

Geht es um Bereicherungsverbrechen, dann erwiesen sich alle weiteren Täter als größere Könner. Manche werden allerdings einen Anwurf des materiellen Betruges von sich weisen. Bei den Exorzisten von Klingenberg beispielsweise oder bei Bender gehörte ja der Okkultismus zu den beruflichen Obliegenheiten.

Lotet man die Schwere der begangenen Verbrechen aus, werden die Hitlerfaschisten zu unbestreitbaren Rekordhaltern. Selbst mittelalterliche Inquisitoren und Hexenjäger müssen da etwas zurückstehen, und der Fall Manson ist vor dieser Kulisse alles andere als der „Mord des Jahrhunderts“.

Verbleibt die Frage nach der Dummlichkeit oder Raffinesse des vermarkteten Gedankengutes. Hier läßt sich keine Wertungsskala finden. Däniken-Theorien mögen gegenüber Moses-Rezepten recht anspruchsvoll erscheinen, aber es ist

mit Sicherheit voraussusagen, daß den okkulten Hypothesen des Schweizer Autors nicht einmal eine auf Bruchteile von Jahrzehnten heruntertransformierte Wirkungsdauer beschieden sein wird im Vergleich zur siebenhundertjährigen Geschichte der schwarzen Schundbücher.

Mitte der siebziger Jahre wurde mitunter vermutet, daß der Zenit erreicht sei: Die Abscheulichkeiten des Exorzisten-Filmes und der Teufelsspuk außerhalb der Kinos mit seinen grotesken Formen und schlimmen Auswüchsen wären wohl nicht mehr zu überbieten. Andere meinten, daß auch Däniken sein Pulver verschossen habe. Sie prophezeiten ein Abflauen der Dänikitis. Das alles waren Irrtümer.

Das Weihnachtsfest 1977 bescherte den Wundergläubigen bekanntlich „Beweise“ — einen neuen „Däniken“ —, laut ECON-Reklame „mit Abstand sein aufregendstes und kühnstes Unterfangen“. Den Neulingen in der Lesergemeinde wurde außerdem mitgeteilt, daß ein „Besessener“ das Buch geschrieben hat. Beim Aufschlagen dann auf der ersten Textseite in fetten Lettern: „Meine Theorie“, eine Kurzfassung für kranke Augen und faschistische Gehirne, denn alles konzentrierte und reduzierte sich jetzt endgültig auf die „gezielte, künstliche Mutation“, mit der die „Außerirdischen“ den Menschen züchteten.

Wenige Wochen nach dem Buchstaben-Thriller kam der Bilder-Shocker. Im Frühjahr 1978 geisterte neuer Horror über die Leinwände, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellte, in der Filmbranche wie an okkulten Manipulation.

Hatten die Hollywood-Firmen bisher nach gängigen Klischees gearbeitet, also Illusionsstreifen mit stahlharten Westernhelden und tapferen Rittern, mit Tarzan-Horror oder gruseligen Katastrophenfällen, mit UFO-Abenteuern und hundert anderen Pilot-Modellen gedreht, so machte Centfox nun den großen Wurf mit einer giftigen Mixtur. „Der Krieg der Sterne“ wurde schon vor Abdrehen und Anlaufen als „größte Leinwandschau der Filmgeschichte“ bezeichnet. Muß man gesehen haben, verkündeten die Werbetrommeln: ein Film, der „das Herz erwärmt, die Phantasie anregt und die Augen übergehen läßt“.

Warme Herzen bekamen vor allem die Besitzer von Centfox-Anteilen. In nur vier Monaten kletterten ihre Aktien um 160 Prozent. Die Besucher des Super-Grusicals mußten sich hingegen mit krankhaft zugespitztem Wunschenken und

herausquellenden Sehorganen begnügen, wenn sie zwei Stunden lang das barbarische Weltraumgemetzel verfolgten.

Weißuniformte „Gute“ kämpften mit Laserstrahlen, Atomgeschossen und modernen Raumschiffen gegen interplanetare schwarze Bösewichte. Neunhundert Technikexperten hatten mit Kamera und Computer monströse galaktische Schlachtfelder gezaubert, und etwa zweitausend spezielle, zu- meist noch nie vernommene Toneffekte sollten dem Zu- schauer noch zusätzlich einhämmern, daß ohne Krieg den „Bösen“ — seien das nun „kosmische“ oder „russische“ Inva- soren — nicht beizukommen sei. Am Schluß siegten natürlich die „Guten“ — nicht auf Grund technischer Überlegenheit, sondern durch Wunderglauben an eine okkulte Kraft, die hier den schlichten Namen „Die Macht“ trug.

Was sich dahinter verbarg, durfte jeder sich selbst zurecht- legen; viele mystische Varianten wurden möglich. Vielleicht ein Super-Exorzist mit galaktischem Aktionsradius? Oder eine Armada „Fliegender Untertassen“ mit freundlichen Pla- netenbrüdern, die derzeit alles per Fernwirkung machten? Eventuell solche, die Däniken einen Gefallen erwiesen und schon einmal das irdische Geschehen bestimmten. Denkbar auch, daß hinter dem Ganzen so etwas wie ein neuer „Füh- rer“ steckte. Die Siegesparade am Schluß des „Krieges der Sterne“ ließ jedenfalls auch diese Version offen. Ältere Film- besucher in der BRD glaubten nämlich, ähnliches schon einmal beim Faschisten-Aufmarsch im Nazistreifen „Triumph des Willens“ gesehen zu haben.

Jeder konnte sich für eine ihm genehme modernisierte Form des alten Aberglaubens entscheiden. Wem die Wahl noch schwerfiel, der schaute sich weitere Filme der neuen Welle an.

Die „Unheimliche Begegnung der dritten Art“ schaffte dann den Durchbruch: Die UFO-Hysterie der frühen fünfziger Jahre war zu neuem Leben erwacht. Tausende Untertassen- Besessene richteten eine Petition an US-Präsident Carter. Er solle endlich alle Geheimnisse um die UFOs aufklären lassen.

Parallel dazu wurden Ergebnisse einer „Meinungsumfrage“ bekannt: Nur noch zwanzig Prozent der Bürger der USA hatten sich gegen eine Erhöhung der Militärausgaben ausgesprochen. Die vielfältige Manipulation trug Früchte, und wieder einmal stand auch okkultistischer Wahn in den Diensten der Rüstungslobby.

So waren wohl 1978 die UFOs wieder zu Favoriten des Okkultismus geworden. Ihre Anhängerscharen aber fanden neben sich kaum minder umfängliche Menschenbünde, die gleichfalls auf Besserung des irdischen Schicksals durch außerirdische Hilfe hofften. Sie unterschieden sich aber in den Methoden.

Am Jahresende 1978 kam der Fall Manson wieder ins Gespräch, als eine weitaus extremere Todesorgie weltweite Schlagzeilen machte. Vergleiche wurden gezogen und alte Fragen erneut gestellt: Wodurch waren seinerzeit die totale Hörigkeit der „Familienmitglieder“ und die Manie zum Blutrausch zu erklären? Und weshalb kann sich solches mit normalen Werturteilen offenbar unbegreifliches Geschehen wiederholen, und das sogar in hundertfach größeren Dimensionen und nunmehr ganz auf die eigene Selbstvernichtung ausgerichtet? Was war geschehen?

In den letzten Novembertagen gab es Alarm für die Polizei von Guyana: Leichenfunde im nördlichen Urwaldgebiet des südamerikanischen Staates. Erst zählte man über 400 Tote, dann 750, schließlich waren es mehr als 900 — Opfer eines ritualen Massenselbstmordes und Massenmordes von Mitgliedern der US-Sekte „Tempel des Volkes“.

Jene obskure Vereinigung war, wie auch Mansons „Familie“, ein Produkt der kalifornischen Okkultismusszene. Sektenführer Jim Jones hatte in San Francisco die Sekte „People's Temple“ gegründet und nach und nach etwa 20 000 Anhänger um sich geschart. In seinen Sonntagspredigten versprach er eine bessere Gesellschaft, „in der es statt Haß und Gewalt einen kooperativen Geist von Harmonie und Brüderlichkeit gibt“.

Bei Gouverneurs- und Bürgermeisterwahlen und zuletzt in der Werbekampagne Jimmy Carters um die Präsidentschaft war Jones ein gefragter Mann. Binnen Stundenfrist konnte er Tausende von Menschen als willfähige Wahlkampftruppe zusammentrommeln. Etwa sechzig Politiker der USA übersandten ihm Dankschreiben.

Für die Regierung von Guyana galt das als ausreichende Referenz, um Jones im Norden des südamerikanischen Landes 11 000 Hektar Land für eine „Missionsstation“ zu schenken.

Etwa eintausend Anhänger — Drogenabhängige, Prostituierte und soziale Außenseiter — folgten dem Ruf nach „Jonestown“. Die hörigen Menschen übereigneten ihrem

„Vater" alles persönliche Eigentum, leisteten im Lager täglich zwölf Stunden Sklavenarbeit und mußten dann noch über viele Nachtstunden hinweg an „Kursen" teilnehmen.

Jones manipulierte mit einem Gemisch aus religiösen und politischen Phrasen. Die „Missionsstation" glich einem Konzentrationslager. Eine fünfzigköpfige bewaffnete Leibgarde bewachte die Arbeitssklaven. Wer aufbegehrte, wurde öffentlich ausgepeitscht. Eine Stereoanlage sorgte für Abschreckung. Die Schreie der Gezüchteten waren im ganzen Lager zu hören. Dazu über dem Prügelbock der verlogene Slogan: „Liebet einander!"

Manches von dem makabren Treiben drang nach außen. Eltern verlangten die Freigabe ihrer verführten Kinder. Beim FBI lagen detaillierte Berichte über die Vorgänge in „Jonestown".

Erst im November 1978 reiste der Kongreßabgeordnete Leo Ryan mit einer Untersuchungskommission und einigen Journalisten nach Guyana. Kurz vor ihrem Rückflug am 18. November wurde die Gruppe auf dem Flugplatz von Port Kaituma überfallen. Bewaffnete Leibgardisten des Sektenführers erschossen Ryan und drei seiner Begleiter.

Als dann im Lager bekannt wurde, daß sich einige Mitglieder der Untersuchungskommission retten konnten, befahl Jim Jones den Massenselbstmord der rund eintausend Insassen von „Jonestown". Hunderte von Menschen weigerten sich aber, die giftige Mixtur aus Limonade und Zyankali zu trinken. Wieder traten die Leibwächter in Aktion. Mit automatischen Waffen wurden alle, die fliehen wollten, niedergestreckt. Einige Unentschlossene bekamen das Gift injiziert. Über 900 Menschen fanden den Tod, darunter auch Jim Jones.

Im Nachlaß des Sektenführers zählten die guyanaischen Polizisten Barschaften von mehr als einer halben Million Dollar und noch einmal die gleiche Summe in Schecks, Schmuck und Gold. Auf verschiedenen Banken in den USA, in Südamerika und Westeuropa hatte er weitere zehn Millionen Dollar deponiert. Das war somit anders als bei Manson, der keine Reichtümer anhäufen konnte.

Wie im Zusammenhang mit dem Fall „Jonestown" bekannt wurde, existierten Ende 1978 in den USA etwa 3000 pseudoreligiöse Sekten, deren selbsternannte Führer auf mehr oder minder dicken Dollarpolstern ihre Geschäfte mit der Not verwirrter und verzweifelter Zuläufer machten.

Für Menschen unserer Welt ist es kaum zu begreifen, wie ungeheuer groß die Enttäuschung von vielen Millionen von Männern, Frauen und Jugendlichen über ihr Leben und Schicksal unter kapitalistischen Verhältnissen sein muß, wenn sie als Auswege nur die verlogenen Heilslehren obskurer Sektengründer und die scheinreligiösen Offerten von einem besseren Dasein durch außerirdische Hilfe sehen. Denn die Sekte „Tempel des Volkes“ spielte, obwohl grausamer Extremfall, innerhalb der 3000 Okkultistenbünde nur eine vergleichsweise bescheidene Rolle. Für die Scientologen-Sekte des L. Ron Hubbard — einer der geistigen Väter des Charles Manson — schätzten 1979 manche schon zehn Millionen Anhänger. Und die „Unification Church“ — „Vereinigungskirche“ — des aus Südkorea zugewanderten Seelenfängers Moon kann sich auf zweieinhalb Millionen Mitglieder stützen! Auch hier müssen die „Gläubigen“ bei Eintritt dem Sektenführer ihre „gegenwärtigen und künftigen Güter schenken“ und blinden Gehorsam schwören. In der BRD wurde am Jahresende 1978 allein die Zahl der jugendlichen Sektenanhänger auf 150 000 geschätzt. Bereits Anfang Dezember 1978 brachten große US-amerikanische Verlage erste Tatsachenberichte zur Tragödie von „Jonestown“ auf den Büchermarkt. Im Wettlauf um Spitzenplätze auf den Bestseller-Listen überboten sich die reißerisch aufgemachten Reports in der detailgetreuen Wiedergabe des Geschehens, und es fehlte nicht an Deutungsversuchen: ein „überdimensionaler Auswuchs religiösen Fanatismus“ sei die Ursache gewesen und ein „diktatorischer Todeskult“. Auch spezifische Eigenheiten fast aller Sekten kamen zur Sprache, die Tatsache etwa, daß sich ihre Anhänger aus orientierungssuchenden und vorrangig depressiven Menschen rekrutieren, die sich dann dem Sektenführer und seiner pseudoreligiösen Heilslehre nahezu bedingungslos verschreiben.

Das alles stimmte, aber die tieferen Wurzeln wurden nicht bloßgelegt. Die Parallelität der lawinenartigen Ausdehnung der Sekten mit der Verschärfung der sozialen Widersprüche und allen sich daraus ableitenden menschlichen Nöten, Vereinsamungen und Verwirrungen blieb ungenannt.

Wer Auswege im Okkultismus zu finden hoffte, fand also ein breites Angebot vor. Der Sektenmarkt offerierte Tausende von Varianten, und für den UFO-Glauben hatten die Deutungsmöglichkeiten enorm an Breite gewonnen, wobei der alte Hauptnenner unverrückbar blieb: Ein irdisches Heil

ist undenkbar ohne außerirdische Hilfe! Extreme Formen des Mystizismus fanden im Brennpunkt UFO oder beim Treffpunkt Sekte die gemeinsame Basis.

So wurden die Worte von Friedrich Engels über die Zeiten hinweg immer wieder und genau hundert Jahre später in besonders drastischer Weise bestätigt.

Welche neue oder alte Welle in der kommenden Zeit aktuell wird, bleibt abzuwarten. Irgendwie aber geht es auf alle Fälle weiter. Die spätkapitalistische Gesellschaftsordnung bedarf des Wunderglaubens, um von echten Alternativen abzulenken. Daß Gauner, Gaukler und Gangster dabei ein breites Betätigungsfeld finden, liegt in der Natur des Systems.

Quellenverzeichnis

Eine vollständige Aufzählung aller Quellen, die diesem Buch zugrunde liegen, ist nicht möglich, da allein aus Zeitungen und anderen Periodika verschiedener Länder eine Vielzahl von Meldungen und Berichten ausgewertet wurde. Das folgende Verzeichnis enthält im wesentlichen nur Buchtitel, wobei Nachschlagewerke in der Regel nicht aufgenommen wurden. Daneben werden einige Aufsätze aus Periodika genannt, die für die Arbeit grundsätzliche Bedeutung hatten.

Adamski, George Im Innern der Raumschiffe. Wiesbaden—Schierstein 1958

Adamski, George, und Desmond Leslie Der Venusier und George Adamski. Wiesbaden—Schierstein 1957

Albertus Magnus bewährte und approbierte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Toledo o.J.

Anspruch und Wirklichkeit Dokumente und Aussagen. Berlin 1976
Aran-Bericht, Erster von Arana Ereytag. Dresden-Weinböhla 1919
Aranstaat, Der Jena-Hainberg 1924 *Aran-Staats-Anzeiger* Jena 1925 *Aran-Zeitung* Nr. 2, o. O. 1923

Astrologie In: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Leipzig 1827

Bacon, Edward Auferstandene Geschichte. Zürich 1964 *Baltes, Otto* Die Birkenfelder Revolution im Jahre 1919. Saarbrücken 1933

Beck, Waldemar UFO-Rundschau. In: Der Flieger, Stembach (BRD) 12/1958 und 1-8/1959

*

Beiträge zur Geschichte des Kyffhäuserverbandes der Vereine Deutscher Studenten. Berlin 1931

Bender, Hans Psychische Automatismen (Dissertation, Bonn 1935). Leipzig 1936

Bender, Hans Unser sechster Sinn. Stuttgart 1971 *Bernhardt, Karl-Heinz* Sind wir Astronautenkinder? Berlin 1978 *Brentjes, Burchard* Baalbek und die Kosmonautenlegende. In: Wochenpost, Berlin, 39/1966

Brentjes, Burchard Sind wir allein? In: technikus, Berlin, 11-12/1975 und 1-4/1976

Buch Jezira, Das Das ist das große Buch der Bücher Moses; das sechste, das siebente, das achte, das neunte, das zehnte und das

elfte. Aus ältesten kabbalistischen Urkunden. Kabbala denuta. Offenbarungen aus den Büchern Mosis. Das Geheimnis aller Geheimnisse ... o. O., o. J.

Buch Mosis Sechstes und siebentes, oder: Der magisch-sympathische Hausschatz, das ist Mosis magische Geisterkunst, das Geheimnis aller Geheimnisse ... Berlin-Weißensee o. J. *Bugliosi*, Vincent „Erhebt Euch — Tod den Pigs!“ In: *Der Spiegel*, Berlin (West), 49-52/1974
Carle, Wolfgang Hexenwahn und Hokuspokus. In: *Wochenpost*, Berlin, 21-24/1970

Ceram, C. W. Götter, Gräber und Gelehrte. Hamburg-Stuttgart 1949

Charroux, Robert Verratene Geheimnisse. Berlin (West)—München-Wien 1967

Charroux, Robert Phantastische Vergangenheit. Berlin (West) 1966

Däniken, Erich von Aussaat und Kosmos. Düsseldorf—Wien 1972

Däniken, Erich von Aussaat und Kosmos. München—Zürich 1975

Däniken, Erich von Besucher aus dem Kosmos. Düsseldorf-Wien 1975

Däniken, Erich von Beweise. Düsseldorf—Wien 1977
Däniken, Erich von Erinnerungen an die Zukunft. Düsseldorf-Wien 1968

Däniken, Erich von Erscheinungen. Düsseldorf—Wien 1974

Däniken, Erich von Im Kreuzverhör. Fragen und Diskussionen rund um die Welt. Düsseldorf-Wien 1978

Däniken, Erich von Prophet der Vergangenheit. Düsseldorf—Wien 1979

Däniken, Erich von Zurück zu den Sternen. Düsseldorf—Wien 1969

Däniken, Erich von Meine Welt in Bildern. Düsseldorf—Wien 1973

Deisenroth, Paul Als der Planet X explodierte. In: *Der Abend*, Berlin (West), 20. 12. 1974

Dessoir, Max Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. Stuttgart 1919

Domela, Harry Der falsche Prinz. Berlin 1927

Dorschner, Johann Sind wir allein im Weltall?

Leipzig—Jena—Berlin 1974

Engelmann, Bemt Meine Freunde — die Millionäre. München 1966

Engels, Friedrich Dialektik der Natur. Berlin 1961

Engster, J. Die Forschung nach außerirdischem Leben. Zürich 1969

Frankl, Max UFOs, das größte Rätsel unserer Zeit. In: *Der Flieger*, Sternbach (BRD), 10-12/1957 und 1-5/1958
Freytag, Friedrich Ausgewählte Kritiken über den Aran (aus Tausenden). Dresden-Weinböhla 1919

Freytag, Friedrich Religion und Philosophie in Beziehung zum Aran. Wiesbaden 1926

Fry, Daniel W. Das Erlebnis von White Sands. Wiesbaden—Schierstein 1956

Gadow, Gerhard Erinnerungen an die Wirklichkeit — Erich von Däniken und seine Quellen. Frankfurt am M.—Hamburg o. J. *Gloger*, Bruno Kaiser, Gott und Teufel. Berlin 1977 *Grigulevic*, J.R. Ketzer — Hexen — Inquisitoren. Berlin 1976 *Haaf*, Günter Augenzeugen über Dänikens neues Buch „Warum macht der Mann so krumme Dinge?“. In: Stern, Hamburg 41/1972 *Harrland*, H. Imperialismus als Quelle des Verbrechens. Berlin 1972

Heermann, Christian Kein Anruf aus Sing Sing. Berlin 1974

Heermann, Christian Das Geheimnis der fliegenden Untertassen — Der Fall Veit. In: National-Zeitung, Berlin, 6. 11. 1971 *Heermann*, Christian Geheimwaffe „Fliegende Untertasse“ — Geschäft mit der Dummheit. In: Zeit im Bild, Dresden, 24-29/1967 *Heermann*, Christian Gibt es Leben auf anderen Sternen? — Jahrtausende alte Frage und eine Antwort von Friedrich Engels. In: Wochenpost, Berlin, 37/1970

Heermann, Christian Fliegende Untertassen — schon gelandet? In: Wochenpost, Berlin, 52/1966

Hellwig, Albert Okkultismus und Verbrechen. Berlin 1929

Herrmann, Joachim Leben auf anderen Sternen? Gütersloh 1963

Hoffmann, Horst Wo bist Du, Bruder im All? In: Wochenpost, Berlin, 10/1972

Hoffmann, Horst Historie einer Hysterie — Fünf Millionen Amerikaner sahen fliegende Untertassen. In: Neues Deutschland, Berlin, 29. 1. 1967

Hoffmann, Horst Gibt es außerirdische Zivilisationen? In: Jugend und Technik, Berlin, 4-6/1975

Hoffmann, Horst, und Wilhelm *Hempel* Kintopp contra Wissenschaft. In: Wochenpost, Berlin, 21/1973

Kehnscherper, Günter Auf der Suche nach Atlantis. Leipzig—Jena-Berlin 1978

Kellen, Tony Wundermenschen — Geheimnisvolle Gestalten aus alter und neuer Zeit. Stuttgart 1922

Keyhoe, Donald E. Der Weltraum rückt uns näher. Berlin (West) 1954

Knaut, Horst Das Testament des Bösen. Stuttgart 1979 *König*, B. Emil Hexenprozesse — Ausgeburten des Menschenwahns. Berlin-Schöneberg o. J. *Kruse*, Johann Hexen unter uns? Hamburg 1951

Kyffhäuser-Lieder und andere. Göttingen 1931 *Lehmann*, Alfred Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Stuttgart 1925

Linde-Severin, D. Mehr Licht! Lehrbuch der geheimen Wissenschaften (10 Teile). Leipzig o. J.

Manipulation Die staatsmonopolistische Bewußtseinsindustrie. Berlin 1968

Manson Kreatur eines Systems. In: *horizont*, Berlin, 25—30/1977

Martin, Wilhelm Beiträge zur Theorie der konzentrierten Lösungen. Heidelberg, Naturwiss.-math. Dissertation 1930

Martin, Wilhelm Ufos, Atombombe und unsere Zukunft. Bietigheim 1955

Marx, Siegfried Sind wir allein im All? In: *Urania*, Berlin, 12/1974

Dr. *Mussalams* Zauberbibel. Berlin-Weißensee o. J.

Oberth, Hermann Katechismus der Uraniden — Haben unsere Religionen eine Zukunft? Wiesbaden—Schierstein 1965

Oberth, Hermann Der Mut zur Wahrheit — Mein Weg zur NPD. Wiesbaden—Schierstein 1965

Offenbarungen, Die ägyptischen großen in sich begreifend die aufgefundenen Geheimnißbücher Mosis; oder des Juden Abraham von Worms Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie und in den erstaunlichsten Dingen, wie sie durch die heilige Kabbala und durch Elohyim mitgeteilt worden. Sammt der Geister- und Wunder-Herrschaft, welche Moses in der Wüste aus dem feurigen Busch erlernt, alle Verborgenenheiten der Kabbala umfassend. Aus einer hebräischen Pergament-Handschrift von 1387 im XVII. Jahrhundert verteutscht und wortgetreu herausgegeben (Köln am Rhein, bei Peter Hammer, 1725); o. Ö., o. J.

Paehlke-Weishaar, Kurt Botschaft des Guotenführers. Ragnit 1933

Paehlke-Weishaar, Kurt Die Evangelien nicht veraltet. Ragnit 1936

Paehlke-Weishaar, Kurt Jesaja. Ragnit 1936

Papp, Desidarius Was lebt auf den Sternen? Zürich—Wien—Leipzig 1931

Pauwels, Louis, und Jacques Bergier Aufbruch ins dritte Jahrtausend. Bern-Stuttgart 1962

Petrowitsch, N. T. Signale aus dem All. Berlin 1977

Peukert, Will-Erich Das sechste und siebente Buch Mosis. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie*. Berlin (West)-Bielefeld-München. 76. Band, 1957, S. 163-187

Prokop, Otto (Hg.) Medizinischer Okkultismus — Paramedizin. Jena 1977

Reese, Willy Hochstapler. München (1930)

Rocholl, Peter, und Wilhelm Roggersdorf Das seltsame Leben des Erich von Däniken — Erinnerungen an die Vergangenheit. Düsseldorf-Wien 1970

Schäfer, Herbert Der kriminelle Aberglaube in der Gegenwart. Gladbeck 1963

Schäfer, Herbert Die „Flying Saucer Story“. In: *Kriminalistik*, Hamburg, 16. Jahrgang, 1962, S. 1-6.

Schäfer, Herbert Der Okkultäter — Hexenbanner — magische Heiler - Erdentstrahler (Dissertation, Bonn 1958) Schweder, Paul Die großen Kriminalprozesse des Jahrhunderts. Hamburg 1961
 Sehnsucht und Erfüllung Missionsblatt der deutschen Reisemission. Jena 1924 und 1925
 Sklovskij, I. S. Über die mögliche Einmaligkeit vernunftbegabten Lebens im Weltall. In: Sowjetwissenschaft — Gesellschaftswiss. Beiträge, Berlin, 9/1977, S. 981-995
 Sklovskij, I. S. Vernunftbegabtes Leben im Weltall. Moskau 1976 (russ.)
 Sklovskij, I. S. Das Problem der außerirdischen Zivilisationen und seine philosophischen Aspekte. In: Sowjetwissenschaft — Gesellschaftswiss. Beiträge, Berlin, 7/1973, S. 762-780 Sklovskij, I. S. Weltall, Leben, Vernunft. Moskau 1965 (russ.) Soldan — Heppes Geschichte der Hexenprozesse. München 1911 Sullivan, Walter Signale aus dem All. Düsseldorf—Wien 1966 Sympathiebuch, Das große Geheime Philosophie oder magischmagnetische Heilkunde. Eine Erklärung der wunderbaren Erscheinungen des Magnetismus und Einleitung in die verborgensten Geheimnisse der Natur. Aus alten lateinischen Urkunden und Klosterbibliotheken. Höhere Magie für Freunde wahrer Weisheit. Panax, der biblische Wunder-Medikus. Schlüssel zur Geisterwelt. 500 erprobte und entschleierte Geheimnisse. Sympathiebuch oder die enthüllten natürlichen Zauberkräfte und Geheimnisse der Natur (Erstdruck bei Christian Friedrich Petersen, Altenburg 1809); o. O., o. J.
 UFO-Nachrichten Wiesbaden-Schierstein, Nr. 1 (Okt. 1956) -Nr. 130 (Juni 1967)
 Veit, Karl L. Erforschung außerirdischer Weltraumschiffe — Ein wissenschaftliches Anliegen des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden—Schierstein 1963
 Veit, Karl L. Planetenmenschen besuchen unsere Erde. Wiesbaden—Schierstein 1961
 Vogel, Peter Zwischen Gott und Scheiterhaufen — Ketzer im Mittelalter. Berlin 1976
 Warte, Astrale Bad Oldeslohe—Memmingen, 1.—13. Jahrgang, 1925-1937
 Weber Einführung in den Aran. Siegmars bei Chemnitz, 1921
 Weishaar, H. A. Das neue Europa, wie es wird. 6 Teile, Berlin 1921-1924
 Weishaar, H. A. Das neue Europa, wie es wird. 6 Teile, Ragnit 1932
 Weishaar, H. A. Deutscher Geist siegt. 9 feile, Ragnit 1929-1931
 Weishaar, H. A. Das Weltgericht. Berlin 1921
 Weishaar, H. A. Das Weltgericht. Ragnit 1932
 Welt-Phänomen Erich von Däniken, Das Düsseldorf—Wien 1973
 Wendte, H. H. Moderne Hexenprozesse. In: Wissenschaft und Fortschritt, Berlin, 1/1958

Zoeller, Ludwig Djuna und Neue Gedichte. Zweibrücken o. J.
Zoeller, Ludwig Frau Minne — Ein Bild aus Kreuznachs Vergangenheit. Zweibrücken o. J.
Zoeller, Ludwig Der Unfug der Armut und anderes. Zweibrücken (1932)
Zoeller, Ludwig Grundzüge einer neuen Glaubens-, Seelen- und Lebenslehre. Zweibrücken 1907
Zoeller, Ludwig Kriegs- und Friedenserinnerungen eines Pfälzers. Zweibrücken 1918
Zoeller, Ludwig Wer trägt die Schuld am Weltkrieg? Warum erlitt Deutschland die Niederlage und wie hätte sie vermieden werden können? Jena o. J.